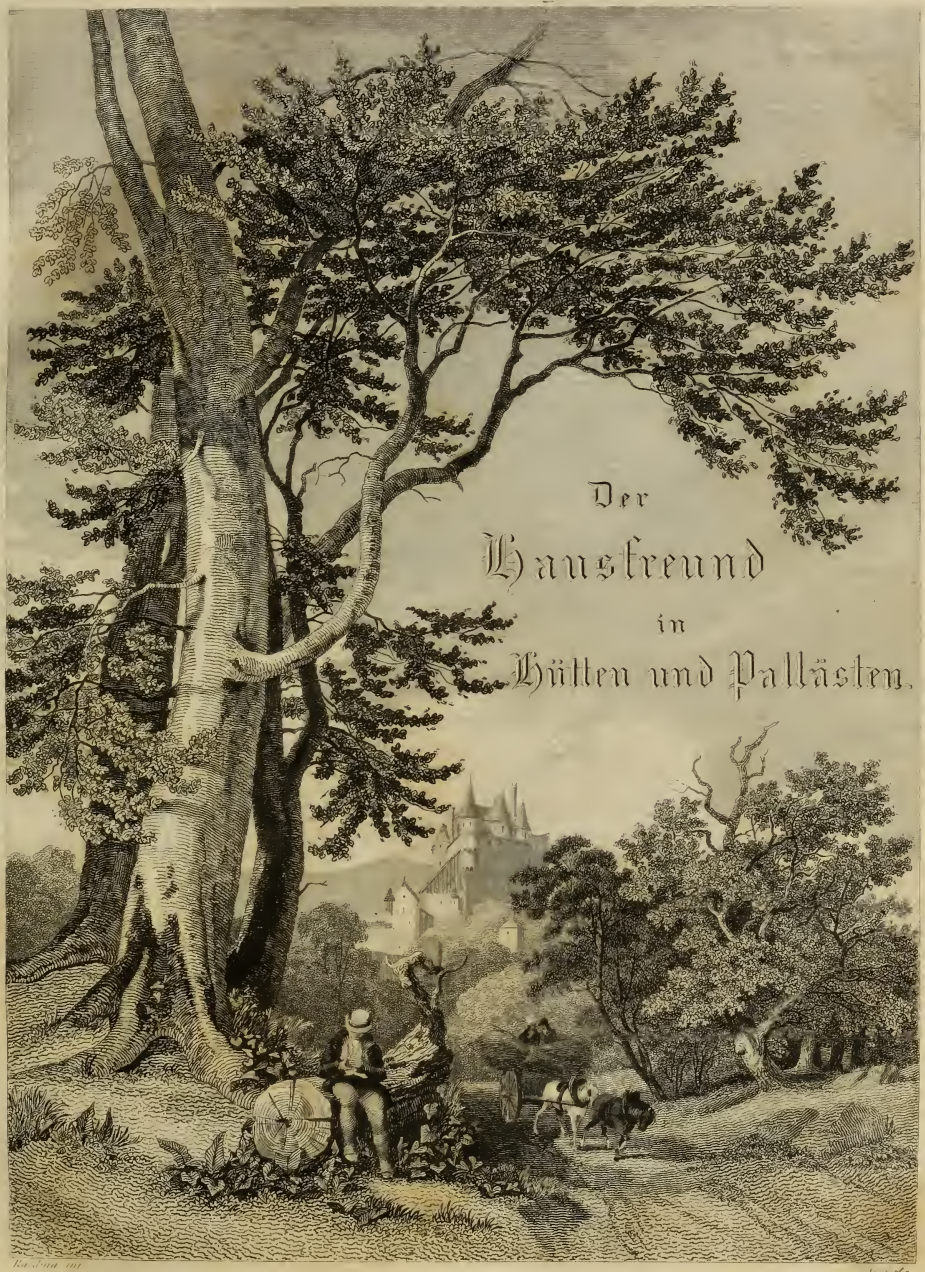


1843.

Der
Hausfreund
in
Hütten und Palästen.

Herausgegeben

von

Karl Steffens.

In zwölf Lieferungen mit zwölf Stahlstichen.

1843.

Verlegt von M. Simion in Berlin,

Neue Schönhauser Straße Nr. 10.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derhausfreundinh01stef

RBR
Jantz
#390

Ruth und Boas.

Des Greises Rath.

Es stand ein muntrer Knabe
Am Thor der Maierei,
Da schlich an seinem Stabe
Ein armer Greis vorbei.

Der Knabe reicht' ihm willig
Sein ganzes Vesperbrot:
Es schien ihm mehr als billig,
Zu lindern fremde Noth.

Und als der Greis ihm dankte,
So sprach er noch ein Wort,
Bevor er weiter wankte
An einen andern Ort.

„Nimm", sprach er, „dir die Lehre
„Von einem alten Mann,
„Wie man zu Glück und Ehre
„Am besten kommen kann.

„Einst war auch ich voll Eifer,
„Und strebte hoch empor;
„Doch Andre waren reifer
„Und kamen mir zuvor.

„Ich wollte nicht zurücke;
„Ich drängte stets voran,
„Ob mir's nicht endlich glücke,
„Dem hohen Ziel zu nah'n.

„Was habe ich gefunden?
„Da diesen Bettelstab,
„Ein Herz voll tiefer Wunden
„Und bald wohl auch ein Grab.

„Drum, Lieber, überlege
„Des alten Mannes Rath,
„Der auf dem Lebenswege
„So oft geirret hat.

„Strebst du nach hohen Dingen,
„Und sinnest Tag und Nacht,
„Dich recht emporzuschwingen,
„So nimm nur wohl in Acht,

„Ob eine Hand dir reiche,
„Der aller Welt gebeut;
„Wo nicht, mein Sohn, so weiche,
„Und bleib' in Niedrigkeit.

„Will Er dich oben haben,
„Er braucht die Leiter nicht:
„Denn Sein sind alle Gaben;
„Es wird, sobald Er spricht.

„Will Er dich drunten halten
„Bei'm Hammer oder Pflug,
„So hilft kein Drängen, Schalten,
„Kein Rennen und kein Flug.

„Der glänzet im Karfunkel
„Des sonnenhellen Glücks,
„Und Jener pflanzt die Runkel
„Des niedrigen Geschicks.

„Doch nicht, weil beide wollen,
„Nein, weil der Herr es will:
„Er zeigt uns, was wir sollen:
„Zufrieden sein und still."

Der Greis zog seines Weges;
Der Knabe sah ihm nach:
Du aber überleg' es,
Was die Erfahrung sprach.

Der steinerne Krug und die Goldmünze,

oder:

Die Begierde nach Reichthümern.

Eine morgenländische Erzählung.

In einer kleinen Stadt an der Küste von Syrien, in deren Nachbarschaft weder große noch kleine Städte lagen, wohnte ein Seideweber. Er war viele Jahre lang ein zufriedener und vergnügter Mann gewesen, der mit seinem Weibe und drei Kindern ganz behaglich lebte: denn Gott sah die Einfalt seines Herzens an und segnete seine Arbeiten, und er hinwiederum pries den Allerhöchsten, genoß Frieden und Gesundheit, und war von seinen Angehörigen geliebt. Es begab sich aber, daß eines Morgens, als er an einem Fenster, das auf's Meer hinausging, bei seiner Arbeit saß, das Verlangen nach Reichthum in sein Herz einzog, und von nun an schwand seine Glückseligkeit dahin, wie ein Traum. Er richtete seine Blicke auf die Schiffe, die nahe bei seinem Sitz vorbei fuhren, und das Seidengewebe, das er lange gar nicht mehr ansah, fiel endlich aus seiner Hand auf den Boden. „Da gehen sie," sagte er bei sich selbst, „da gehen sie, jedes nach seinem eigenen fernen Lande, beladen mit Reichthümern, die manche Familien glücklich machen werden, oder um erst reiche und kostbare Gegenstände zu holen. O daß doch eines dieser Fahrzeuge nach der armen Heimath Comru's, des Seidewebers, bestimmt wäre!" Diese Gedanken ergriffen ihn so lebhaft, daß die Thränen von seinen Augen herunter rollten, und sein Weib, die es gewahr wurde, sagte: „Warum weinst du, mein Herz? was ist dir heute angekommen?" Nach einer Weile antwortete er mit verwirrter Miene — denn er schämte sich doch seiner närrischen Gedanken: — „ich möchte dich, meine Liebe, gern auch einmal in reicher Kleidung, und unsere Kinder so zierlich aufgeputzt sehen, wie die des Kaufmanns Taleb, von dem ich unsere Seide kaufe."

„Sohn des Webers Maschil, bist du von Sinnen?" rief das erstaunte Weib aus, indem sie das Seidengewebe vom Boden aufhob; „fahre fort an deiner Arbeit, denn solche zügellose Wünsche führen nur zur Armuth und Noth." — Damit warf sie ihm das Gewebe zu. Er blickte sie zornig an, und zum ersten Male kam es ihm vor, als ob weder ihr Gesicht noch ihre Gestalt schön genug sei.

Als am folgenden Tage die Sonne wieder aufging, setzte er sich wie gewöhnlich an seine Arbeit; aber die Gedanken seines Herzens waren gleich den Wassern, die laut an seiner Wohnung vorbei rauschten, und Neid und Haß waren unter ihnen. Sein Freund und Nachbar, der Bäcker, der auf der andern Seite der Straße wohnte, war jetzt oft der Gegenstand seiner Bemerkungen. Dieser, ein frommer Verehrer des Propheten, war durch Fleiß und Sorgfalt reich geworden; seine Brote waren die besten und weißesten in der ganzen Stadt, und Jedermann freute sich, als der Engel des Wohlstands in sein Haus einzog, um da zu wohnen. Jedermann; ausgenommen der Weber Comru, der nun, so oft er seinen Nachbar mit Tagesanbruch in dem Bäckerladen sah, ihn in seinem Herzen verwünschte, und ebenso am Abend mit verbitterten, eifersüchtigen Blicken ihn über die Straße begleitete. „Warum," sagte er, „hat Allah diesen Mann mehr begünstigt als mich? Seine Vorrathskammern sind voll; sein Tisch ist reichlich besetzt und von Zeit zu Zeit kann er seinen Freunden eine Mahlzeit geben, während ich kaum im Stande bin, meinen Feind, den Mangel, so weit abzuhalten, daß er nicht mit seinen Zähnen an mir nagen kann."

So konnte es nicht fortgehen. Die Gebete seines jungen Weibes und seiner Kinder vermochten nicht, seiner Seele den verlorenen Frieden wieder zu verschaffen. Sie weinten, wenn

sie sein blasses Gesicht und seinen abzehrenden Körper betrachteten, denn die Sehnsucht nach Reichthümern liegt so schwer auf dem Menschen wie die Hand der Krankheit. Eines Tages, als er in der Kammer seines Hauses, das am Seestrande stand, mit seiner Arbeit beschäftigt war, wurde er von diesen verzehrenden Gedanken und Wünschen so heftig ergriffen, daß er in einem Anfall von Unzufriedenheit und Aerger sein Seidengewebe in Stücke riß und aus dem Hause fortrannte. Gepeitscht von seinen Gedanken wanderte er wild längs des Ufers dahin, blickte bald auf die See, die von einem heftigen Winde aufgeregt war, bald auf die zahlreichen Häuser der Stadt: endlich lenkte er seine Schritte nach dem Hafen. Als der Ruf zum Gebet von der Moschee herab durch die Stadt ertönte, beschleunigte er seine Schritte, wie wenn die Stimme des heiligen Mannes ihn verfolgte, und die Haufen der Gläubigen, denen er begegnete, ihn verklagen wollten. Er sah ein Schiff, das eben den Hafen verlassen wollte, eilte an Bord, und ließ sich nach dem Lande einschreiben, wohin es fuhr, ohne sich darum zu bekümmern, wo es hingehe. Das Schiff segelte die ganze Nacht, den folgenden Tag und die folgende Nacht mit einem gutem Winde, und als der zweite Morgen anbrach, sahen sie Land. Krank und angegriffen von der Seereise bat der Weber, ihn aussteigen zu lassen, wiewohl er das Land nicht kannte: seine Bitte wurde bewilligt, und in kurzer Zeit brachte ihn ein Boot nach dem Landungsplatze. Traurig blickte er um sich her: denn es war eine unbewohnte Stelle, und er wußte nicht, wo er das Haupt hinlegen sollte, wann der Tag sich neigte. Aber zu bleiben, wo er war, schien auch nicht rathsam, und so wandte er sich denn langsam nach dem Innern des Landes, konnte jedoch, so weit sein Auge reichte, keine Wohnung erblicken. Vor ihm war ein hoher Berg, und er eilte, ihn zu besteigen. Als er den Gipfel erreichte, entdeckte er einen schönen, hellen Wasserteich, der ihn ungemein freute: denn er war von Durst und Müdigkeit ganz erschöpft. Während er begierig rund umher blickte, sah er ein kleines, steinernes Trinkgefäß von sonderbarer Gestalt am Rande des Teiches liegen; er füllte es bis oben an, und setzte es an die Lippen. Aber wie erstaunte er, als er unter dem Trinken in seinem Gewande Geld klingen hörte. Er riß es auf, und siehe da, es war voll goldener Zechinen. Welch' ein Jubel! Abermals füllte er das steinerne Gefäß und that einen tiefen Zug; und abermals hörte er die süßen Töne und sah den Schimmer des Goldes, der ihm theurer war, als die Blicke seines jüngst geborenen Kindes. Er ergriff die Goldstücke und drückte sie an's Herz, überzeugt, daß er nun eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern gefunden habe: denn so oft er trank, strömte auch mit dem Wasser der Goldregen in sein Gewand. Unbeweglich stand er am Rande des einsamen Teiches, erhob seine Augen, und dankte Allah laut für seine Barmherzigkeit, daß er den Wunsch seiner Seele berücksichtigt habe.

Nun war es aber Zeit, weiter zu gehen, denn die Sonne sank bereits hinter Land und See hinab. Drunten auf der Ebene lagen Palmenhaine und hin und her zerstreute Wohnungen, die er jetzt nicht mehr mit Neid, sondern mit Jubel betrachtete. In geringer Ferne schimmerte eine Stadt in den letzten Sonnenstrahlen, und dahin wandte er seine Schritte, nachdem er zuvor den Becher in seinen Busen gesteckt und sein Gewand fest darüber hergezogen hatte. Bald betrat er die Straßen der Stadt und suchte die öffentliche Herberge auf, wo er im obern Stockwerk eine Kammer für die Nacht miethete. In dem inneren Hofe des Hauses sah er Kaufmannswaaren aus allen Gegenden des Morgenlandes in großen Haufen aufgethürmt, und die Eigenthümer derselben saßen sorglos daneben, nahmen Erfrischungen zu sich, und unterhielten sich mit einander in lebhaften Gesprächen. Solche große Vorräthe von Reichthümern hatte er noch nie gesehen. Er eilte hinunter zu der zahlreichen Gesellschaft, und während sie den ärmlich gekleideten Fremdling angafften, erhob er seine Au-

gen mit einem ruhig verzeihenden Blick: denn sein Herz war voll Heiterkeit und Freude. Am folgenden Tage kaufte er ein Haus in dieser Stadt, und miethete sich eine Menge Diener. Seine Wohnung wurde auf's kostbarste ausgestattet; seine Pferde waren von der reinsten arabischen Race; am Abend des Tages lustwandelte er in seinem prächtigen Garten, und ließ sich von schönen Sklavinnen bedienen, denn an sein armes Weib und seine lieblichen Kinder dachte er nicht mehr. Alle Gegenstände des Luxus standen ihm nun zu Gebot, denn die Wasser des Tigris fließen nicht schneller, als der Reichthum in den Busen des stolzen Mannes floß. Die vornehmen Männer der Stadt betrachteten seine Herrlichkeit mit Sehnsucht und Neid; sie setzten sich bei seinen Gastmahlen nieder und sagten ihm Schmeicheleien vor; ihre Töchter horchten auf die Erzählungen von seinem prächtigen Leben, und sprachen: „dieser Fremdling gäbe eine gute Partie für uns.“ Aber in der Stadt am Meeresufer trauerten die Wittwe und ihre Kinder ohne Unterlaß, und sagten: „Asrael hat das Licht unserer Augen von uns genommen;“ und auch ihre Freunde trauerten mit ihnen.

Nun begab es sich — denn in der Welt geht es oft gar wunderlich zu — daß der Bäkker, der auf der andern Seite der Straße wohnte, gleichfalls von dem Durst nach Reichthümern ergriffen wurde. Sein Gewerbe war einträglich: der Sonnenaufgang und der Sonnenuntergang fanden ihn an der Mündung seines Backofens, wie er lächelnd seine Abnehmer bediente, sein geschäftiges Weib pries, das immer an seiner Seite war und allezeit einen Scherz auf seinen Lippen hatte. Jetzt aber wollte ihn diese langsame Vermehrung seines Reichthums nicht mehr befriedigen. Er flehte zu Allah, er möchte ihn doch schneller wachsen lassen.

Eines Tages fühlte er etwas Hartes in seiner Hand, und als er es genauer untersuchte, fand er, daß es eine Goldmünze war. Er legte sie auf den Schrank, und als er späterhin Fleisch zum Mittagessen brauchte, ging er zu dem Fleischer, kaufte welches für das Goldstück, und ließ sich Silbergeld herausgeben. Aber wie erstaunte er, als er auf dem Rückwege fand, daß die Goldmünze wieder in seiner Börse war! Immer und immer wieder ließ er sie wechseln; und immer wieder zeigte sich's, daß sie sich vervielfältigte, und auf diese Weise eine Quelle langsamen, aber unaufhörlichen Geldzuwachses für ihn werden mußte. Er verbarg seine freudige Bewegung sogar vor dem Weibe seines Herzens, und obgleich er seinem Geschäft wie gewöhnlich nachging, so konnte doch Jedermann merken, daß seine Gedanken weit über dasselbe erhaben waren. Sein Benehmen war zurückhaltender, seine Worte und seine lächelnden Blicke wurden sparsamer und kälter. Sein Geheimniß war in ihm wie ein erstickes Feuer; bei Nacht konnte er keinen Schlaf mehr finden, oder wenn einer kam, so war er mit versuchungsvollen glänzenden Bildern angefüllt. Er sehnte sich nach einem Schauplatz, wo er diese vorgespiegelten Herrlichkeiten ungestört genießen und von der Gabe des Himmels einen bessern Gebrauch machen könnte, als dieß in seiner kleinen Vaterstadt möglich war, unter Nachbarn, die ihn von Kindheit auf gekannt hatten, und denen eine jede plötzliche Veränderung seiner äußerlichen Umstände verdächtig und lächerlich erschienen wäre. Er faßte seinen Entschluß, ging eines Abends nach dem Hafen, ohne seinem Weib oder einem Freund ein Abschiedswort zu sagen, und nahm einen Platz auf einem Schiff, das gleich darauf die Anker lichtete. Es traf sich, daß dieses Schiff nach derselben Insel kam, welche auch der Weber betreten hatte; und nach einigen Tagen fand der Bäcker seinen Weg in die gleiche Stadt, und kaufte sich ebenfalls ein Haus und einen Garten. Die Sonne rief nun nicht mehr den Bäcker zu seiner täglichen Arbeit, um Brote und Kuchen für die Gläubigen zu backen und bei der großen Ofenhitze auszuhalten und auf die Flamme Achtung zu geben; nur Vergnügen unterbrach seinen Schlummer. Auch kamen fremde Weiber, deren Blicke und Worte ihn seine treue und thätige Haus-

frau vergessen ließen. Hatte er genug geschlafen, so stand er auf und setzte sich in seinem kühlen Saale nieder, wo der Springbrunnen mit unaufhörlichem Plätschern emporsprang und Sklaven vor ihm knieten, um ihn alle mögliche Leckereien kosten zu lassen. Die Mündung seines Ofens wartete nun nicht mehr auf ihn, der Rauch und die Hitze, das Lärmen der plappernden Zungen umher, die Klagen und Vorwürfe derer, denen er ihre Kuchen verbrannt oder vernachläßigt hatte: — — er wandte sich mit Widerwillen von dieser Erinnerung ab, und befahl seinen Sklaven, Wohlgerüche zu bringen und seinen Becher bis an den Rand zu füllen.

Eines Tages ging er in das vornehmste Kaffeehaus der Stadt, und setzte sich im Angesicht des Stromes, an dessen Ufern es stand, nieder. Es war für einen Müßiggänger eine angenehme Beschäftigung, die schnelle Bewegung seiner Wellen, die schäumend hinab rollten, zu beobachten. „So möge auf ewig Armuth und Arbeit sich von mir entfernen!" sagte der Bäcker. „Anstatt für die Seelen der Gläubigen Kuchen zu backen, will ich nun die Früchte ihrer Hände essen, und sie sollen mir dienen." — In diesem Augenblick ließ sich ein Geräusch im Saal vernehmen; die Leute in seiner Nähe wichen auf die Seite, und ein reich gekleideter Mann mit einem Gefolge von vielen Sklaven trat ein. Er setzte sich nieder, sah mit fürstlichen Blicken umher, und redete den Bäcker an, für den eine solche Aufmerksamkeit sehr schmeichelhaft war. In kurzer Zeit jedoch hatte ihm seine scharfe Beobachtung, trotz dem gefärbten und parfümirten Bart, der schwarz wie Rabenfedern auf die Brust des reichen Mannes niederfloß, ihm gesagt, daß derselbe Niemand anders sei als sein früherer Nachbar, der Seideweber. Der Letztere, anstatt sich dieses Wiedererkennens zu schämen, lächelte dem Bäcker herablassend zu, und wünschte ihm Glück über sein verbessertes Aussehen. Unter den Gesprächen über ihre frühere Lage wuchs das gegenseitige Vertrauen, und da sie wußten, daß keiner den andern verrathen könne, theilten sie einander die Ursache ihres jetzigen Wohlstandes mit. Bei dieser Erzählung sank dem Bäcker der Muth, und als ihn Comru freundlich einlud, mit ihm zu speisen, da hatte er kaum Kraft genug, eine Antwort zu geben. Seine zitternden Schritte brachten ihn nur mit Mühe nach seiner Wohnung. Als er die Thür geschlossen und sich auf den Teppich niedergelassen hatte, hörte er den Springbrunnen plätschern und die Musik vor ihm spielen; aber er achtete nicht darauf. Es war nun Mittag, und das schöne Weib aus der Stadt, das er geheirathet hatte, kam mit leisen Schritten, beugte sich zu ihm hinab, und sagte: „Komm, mein Liebster, will deine Seele nicht ein Labsal zu sich nehmen?" Er blickte sie traurig an, und sie sah, daß seine Züge verändert waren, und sein Gesicht so bleich, wie ihr Gewand, oder wie eines seiner eigenen weißen Brote, die er sonst um Sonnenaufgang zu backen pflegte. „Was helfen mir," sagte er endlich, „die Gaben Allah's; dieser elende Weber, auf den ich in unserer Stadt als auf einen armen Schlucker herabsah, der jeden Tag gerade so viel verdiente, daß er Weib und Kinder erhalten konnte, ist nun gleich den Fürsten der Erde, und die Reichthümer fließen ihm zu, wie die Wogen, die an's Ufer schlagen, während die meinigen nur den Regentropfen gleich sind, die auf den Sand fallen und bald wieder vertrocknen." Das Weib schlang ihre Arme um den unglücklichen Mann, und ihre reichen Locken fielen auf seinen Hals, während sie ihn zu trösten suchte; aber es war Alles vergeblich. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß der steinerne Becher des Webers diesem mit Einem Schluck einen ganzen Guß von Reichthum zuführte, während seine Goldmünze, so oft er sie auch wechseln ließ, nur sich selbst verdoppeln konnte, und auch das wie langsam, wie unerträglich langweilig! „O wie träge geht das zu!" rief er aus; „der Tod wird herankommen, ehe ich reich bin; o meine arme, miserable Goldmünze!"

Mit Anbruch des Abends kleidete sich der

Bäcker an, um bei seinem Freunde die Mahlzeit einzunehmen. Als er dessen Haus betrat, war er erstaunt über den Glanz desselben: die Sonne war untergegangen, und eine Menge Lichter auf goldenen und silbernen Lampen machten die Säle hell wie der Tag. Der Hausherr empfing ihn, auf einem reichen Divan sitzend, drückte ihm die Hand mit gefälligem Lächeln, und führte ihn bald darauf in den Speisesaal, der mit den Leckerbissen aller Länder besetzt war. Das Gespräch wandte sich zuerst auf die Vergangenheit. „Ich finde," sagte der Bäcker, indem er einen Becher voll Schiraswein leerte, „daß unter vielen guten Dingen in dieser Stadt das Brot nicht gut ist, hinsichtlich der Leichtigkeit und der Farbe, gleich dem Schnee auf dem Gipfel des Gebel Scheik, wie sie meine Brote hatten, lassen sich die hiesigen nicht mit ihnen vergleichen."

„Deine Worte, Bäcker, sind wahr," sagte der Hauswirth, „deine Brote wären selbst für die Lippen des Propheten und für die Bewohner des Paradieses gut genug gewesen. Was aber die Seide betrifft: was hältst du von der Arbeit an diesem meinem Gewande?"

„Was du sagst, Weber," erwiederte der Gast, indem er dessen prachtvolles Gewand betrachtete, und dann einen Blick auf sein eigenes geringeres warf, „was du da sagst, dem kann nicht widersprochen werden." „O Allah! Allah!" fuhr er in einem stechenden Tone fort, indem er seine Augen nach der Decke richtete und mit der Hand immer noch das Glas festhielt, „warum gabst du diesem Manne den steinernen Becher, und mir blos die arme Goldmünze!"

„Mein Freund," entgegnete der Andere wohlwollend, „sei nicht traurig; nicht Alle sind Günstlinge des Allerhöchsten; du hast wohl noch nie den kostbaren Becher gesehen," und damit zog er ihn aus seinem Busen und reichte ihn seinem Gaste dar mit den Worten: „da, halte ihn sorgfältig; nicht jede gemeine Hand darf ihn anrühren, gleich einer Goldmünze."

Der Gast nahm den Becher und drückte ihn fest mit beiden Händen. „O mein Haupt, meine Augen, meine Seele," rief er, „gesegnete Quelle unendlichen Reichthums!" Dann fuhr er mit verändertem Tone fort: „und doch, wie gebrechlich und schwach! Wollte ich ihn auf diesen Marmorboden werfen, so wären deine Reichthümer, Weber, für immer dahin!" — Der Weber that einen lauten Schrei, und sprang auf, um den Becher zu ergreifen; sein Gast brach in ein verächtliches Lachen aus. „Nimm ihn, nimm ihn," sagte er, „langsam und sorgfältig! Sagte ich nicht, daß dein Schatz ein unsicherer und vergänglicher sei? Ein einziger Stoß, ein Zufall kann ihn vernichten. Dein Reichthum, o Weber, hängt an einem Haar, während der meinige — und hiemit zog er seine Goldmünze heraus, und warf sie heftig auf den Boden — immer noch derselbe ist. Gewalt kann ihn nicht verletzen noch verändern, er ist sicher, er ist unwandelbar."

„Thörichter Mensch!" erwiederte Comru, indem er den steinernen Becher ängstlich wieder in seinen Busen steckte, „willst du die elende einzelne Münze mit meiner wunderbaren Gabe vergleichen? Ja, ja, halte sie nur fest, sie ist dein einziger Freund. Aber siehe, wie schnell ich dich beschämen kann!" Mit diesen Worten füllte er den steinernen Becher bis zum Rande mit dem kostbaren Schiraswein, und trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Dann nahm er eine Handvoll Zechinen, die ihm in den Busen gefallen waren, warf sie seinem Gaste hin, und sagte: „da, unglücklicher Bäcker, tröste deine Seele!"

Die Wuth des Bäckers entbrannte wie die Blitzstrahlen um den Gipfel des Ararat. „Gemeiner Weber, Sohn eines Webers! Willst du also deinen Fuß auf meinen Nacken setzen? Hat nicht dein Herz sich gehoben, wenn es am Abend mein Haus betreten durfte? War nicht deine Stimme demüthig, und waren nicht meine freundlichen Worte deinem Ohre süß?"

„Siehe," sagte der Andere ganz ruhig, „wenn du dein Gewerbe in dieser Stadt wieder beginnen willst, um deiner armen Goldmünze aufzu-

helfen, so soll für mein Haus kein anderes Brot gekauft werden, als von dir; meine eigenen Lippen sollen kein anderes versuchen, und ich will es auch den vornehmen Männern in der Stadt, meinen Freunden, empfehlen."

Bei diesen Worten konnte der Bäcker sich nicht mehr länger halten. Er sprang auf von seinem Polster, packte den Hauswirth an der Brust, und rief: „du niederträchtiger Emporkömmling! Allah gebe mir Geduld, daß ich dich nicht auf der Stelle zu Boden schlage. Bin ich nicht ein besserer Mann, und von besserem Ruf, als du? Bin ich nicht im ganzen Lande als der erste Bäcker bekannt, dem Jedermann zulächelte, während Niemand sich um dich mehr bekümmerte, als um einen sterbenden Hund, ausgenommen dein armes Weib und deine Kinder, die du verlassen hast."

„Du lügst," schrie der Weber, der nun auch in Zorn gerieth, und dem Bäcker den Turban und den Oberrock abriß. „Ich will dich so kahl machen, wie einen deiner Brotlaibe. Deine Goldmünze hat dich toll gemacht." Und damit stieg ihre Wuth und ihr Geschrei zu einer solchen Höhe, daß das ganze Haus davon ertönte: die Diener und Sklaven eilten herbei und suchten sie von einander zu reißen; aber sie hatten sich so fest gepackt, daß man eher zwei Tollhäusler in ihnen vermuthen konnte, als Leute, welche Allah mit seinem Lächeln gesegnet hatte. Der goldgeblümte, künstlich gewobene Kaftan des Webers hing in Fetzen herab, und des Bäckers Gesicht sah viel hitziger aus als zur Samumszeit, und wenn es von den Flammen seines eigenen Ofens geröthet war. Unglücklicherweise geschah es, daß der Kadi (Oberrichter) der Stadt, der von einem Gastmahl nach seinem Hause zurückkehrte, den immer lauter werdenden Lärm vernahm, und mit seinen Beamten eintrat, um nach der Ursache desselben zu fragen. Es stand einige Zeit an, bis er sich Gehör verschaffen und die Wuth der eifersüchtigen Männer einigermaßen beschwichtigen konnte. Aus ihren unvorsichtigen Worten und gegenseitigen Vorwürfen konnte er jedoch etwas von ihrer Geschichte zusammensetzen; und so befahl er ihnen, am folgenden Tage vor ihm zu erscheinen, damit er ihren Streit entscheiden könne. Sie kamen bald nach Sonnenaufgang mit ihrem Gefolge, die Zeichen des Kampfes waren durch reichliche Waschungen so viel als möglich getilgt, ihre Kleidung war neu und geschmackvoll, die des Webers aber bei weitem glänzender, und er blickte mit stolzer und zuversichtlicher Miene umher. Viele vornehme Männer der Stadt saßen an der Seite des Kadi, und mit feierlichem und ernstem Gesicht forderte er sie auf, die Ursache ihrer Feindschaft anzugeben, durch welche der Friede der Stadt und ihrer Einwohner gestört worden sei. Vergeblich bemühten sich die beiden Gegner, mit Ruhe über die Angelegenheit zu sprechen; ihre Worte wurden bald warm, zornige Blicke und verächtliche Geberden wurden gewechselt; und als der Bäcker mit bitterer Bewegung des Herzens von der Kraft des steinernen Trinkbechers erzählte, wurden die Blicke des Kadi unruhig. Weit öffnete er seine dunkeln Augen, und ein ungewöhnliches Feuer strahlte darin, man sah sogar seinen Bart von den heftigen Schlägen des Herzens sich bewegen, als er den Wunsch aussprach, dieses seltsame Wunderding zu sehen; und als der Weber es zärtlich aus dem Busen zog und feierlich emporhielt, griff die Hand des Kadi darnach, wie der Schiffbrüchige nach einem rettenden Brett. Dann verlangte er auch die Goldmünze des Bäckers zu sehen, um beide mit einander vergleichen und über ihre Vorzüge zur Beruhigung der Streitenden entscheiden zu können. Als man ihm beide ausgeliefert hatte, starrte er sie mit langer sprachloser Bewegung an, sein Auge war ganz trunken vor Freude. „O ihr wahren Gläubigen," sagte er, „es ist nichts so lieblich in den Augen des Propheten als der Friede! Um den Frieden ist es ein köstliches Ding, und ich würde mich schwer versündigen, wenn ich duldete, daß die Ursachen dieses Streits länger in euren Händen blieben, und so die Asche des Elends Tag und Nacht wieder

aufstörten zum Verderben eurer Seelen: darum will ich diese Dinge zu mir nehmen, und sie sorgfältig in der Verborgenheit aufbewahren.

Plötzlich verbreitete sich Niedergeschlagenheit und Schrecken auf den Gesichtern der beiden Männer; sie zitterten wie das Laub im Winde; ihre Lippen bewegten sich, als wollten sie etwas sagen, aber es kam nichts heraus: denn es ist etwas Furchtbares, wenn man sehen muß, wie Reichthum und Glanz dem Traume gleich entschwindet, und die Armuth gleich einem Gewappneten auf ihre Beute wartet. Endlich fand der Bäcker wieder Worte: „gib mir meine Goldmünze wieder, vortrefflicher und gerechter Richter, so wird Allah dich segnen vor allen Menschen!"

Der Weber, dessen Verlust zehnmal größer war, stieß ein wildes und bitteres Geschrei aus, rang die Hände, schlug sich auf die Brust, als ob Worte für einen solchen Jammer zu gering wären, und riß sich seinen schön gefärbten Bart mit den Wurzeln aus. Der Kadi besaß ein marmornes Herz und eine eiserne Hand: während er die kostbaren Dinge immer noch fest umklammerte, machte er den beiden Männern ganz ruhige Vorstellungen und setzte ihnen auseinander, wie thöricht ihr Kummer und wie zügellos ihre Wünsche seien. Hierauf fielen Beide neben einander auf ihre Kniee nieder, und ersuchten ihn mit vielen dringenden Bitten, ihr rechtmäßiges Eigenthum ihnen wieder zuzustellen. Der Weber flehte die anwesenden vornehmen Männer, die so oft an seinem Tische gespeist hatten, um ihre Verwendung an; aber auf ihren Zügen war die schwarze Wolke des Neids und der Verachtung gelagert. Da nun Alles nichts half, geriethen die Männer in Verzweiflung; sie drohten dem Kadi, und erklärten, ihre Klage augenblicklich vor den Sultan niederlegen zu wollen, der werde ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Räuber anhalten, ihr Eigenthum wieder herauszugeben. Der Kadi hinwiederum wurde auch zornig, oder stellte sich wenigstens so, befahl, sie ohne weiteres in's Gefängniß abzuführen, sagte, er selbst wolle unterdessen sie als Zauberer bei seinem Herrn verklagen, denn solche Wunderdinge, wie der Becher und die Goldmünze, finde man nur bei Zauberern, und der Koran habe die Todesstrafe auf Zauberei gesetzt. Unverzüglich wurden die beiden Männer, deren Schicksal bei den Anwesenden durchaus keine Theilnahme fand, in das Stadtgefängniß abgeführt und in ein finsteres gewölbtes Gemach eingeschlossen, dem nur durch ein vergittertes Fenster eine düstere Helle zukam, und dessen Boden, weil es unter der Erde lag, ganz feucht war. Den Rest des Tages brachten sie mit Seufzen und Stöhnen zu. Jeder hing in einer Ecke des Kerkers einsam seinem Kummer nach, und als die Nacht kam, gedachten sie mit Sehnsucht ihrer prächtigen Lagerstätten, ihrer silbernen Lampen und zahlreichen Sklaven, und liefen wild auf und ab, denn die Veränderung war zu groß, um ruhig ertragen werden zu können. Das Morgenlicht schimmerte durch die Gitter auf ihre verstörten Gesichter, welche keine Ruhe gefunden hatten. Ein hohler und widriger Ton ließ sich hören, und der Gefängnißwärter trat mit einem Brotlaib und einem Wasserkrug herein; da er ein eifriger Muselmann war, sprach er seinen lauten Segen über ihre Häupter und die Speise, und trat mit einem feierlichen Blick wieder ab. Ein convulsivisches, schauderndes Gelächter erhob sich von den Lippen der beiden Gefangenen, draußen aber ließen sich sanftere und süßere Töne hören. Sie blickten auf, und sahen an dem Gitterfenster ein Gesicht von großer Schönheit, aber blaß und mit Thränen benetzt. Es war die Frau des Bäckers, die er in dieser Stadt geheirathet hatte und ebenso zärtlich liebte als seine treulos verlassene Gattin. „Bist du gekommen, mein liebstes Herz, mich zu trösten?" rief er ihr zu.

„Ich habe ein verwirrtes Gerücht vernommen," sagte sie, „daß meinem Gatten Gewalt angethan worden sei; aber ich weiß nicht, warum. Sie dürfen es indessen nicht wagen, dich länger zurückzuhalten, du wirst bald wieder nach Hause

kommen, und ich habe bereits Alles zu einem festlichen Empfang zurüsten lassen."

„Ich werde nie mehr in dieses Haus kommen," erwiederte er mit einem Tone unaussprechlicher Bewegung, und schilderte ihr dann mit gebrochenen Worten seinen völligen Ruin, daß sein Reichthum ganz von der Goldmünze abhange, und daß derselbe nun wegschmelzen werde wie ein Traum. Während er so redete, verwandelte sich ihr Angesicht; alle Lieblichkeit desselben verschwand wie seine Reichthümer, und der Geist eines zornigen und unzufriedenen Weibes blickte aus ihrem großen stechenden Auge. „Gemeiner, schmutziger und niedrig geborner Schurke!" rief sie, „habe ich dich darum zum Gatten genommen? Meine Sklaven, meine reichen Gewänder, meine Prachtzimmer, soll mir alles das nun entrissen werden?" Er hörte nichts mehr. Sein Schicksal war in ihren gefühllosen Blicken ausgesprochen, und er fiel zu Boden in heftiger Verzweiflung.

Der Weber blickte mit kaltem, spöttischem Lächeln auf ihn herab, und murmelte bei sich selbst: „Konnte ein solcher Mann, wie du, erwarten, daß die Liebe eines Weibes dir treu bleiben werde?"

In diesem Augenblick ließ sich ein feindseliges Gelächter hören. Er starrte wild hinauf zu dem Gitterfenster, und erblickte da neben der Bäckersfrau seine eigene Gattin, die seinen Glanz getheilt hatte, und von welcher er glaubte, daß sie ihm aufrichtig ergeben sei.

„Bist du es?" hob sie an, „ist dieser schmutzig und niedrig aussehende Mann Comru, der den Fürsten der Erde gleich war? O Weber, wer kann das Gewebe deines Unglücks auseinanderwickeln!"

„Verlaß mich nicht," rief er mit rührendem Tone, „verlaß mich nicht in meinem Elend! O Aleda, ich habe dir meine Reichthümer zu Füßen gelegt, könnte doch mein Haupt noch einmal an deinem Herzen ruhen!"

„Nimmermehr, nimmermehr!" erwiederte sie. „Wo ist dein steinerner Becher? Komm, komm, mein Lieber, laß einen Goldregen herabfließen. Für dich ist nichts mehr zu machen! O Allah, wie gesunken sein Auge ist! Wie bleich seine gemeinen Züge! Wie beschmutzt von der Unreinigkeit des Bodens." — Hierauf ließen sich viele vermischte Stimmen hören von den Sklaven der beiden Männer, und von denen, die an ihrer Tafel gespeist hatten. Nichts ist so geeignet, Streitigkeiten auszugleichen und verschlossene Herzen gegen einander zu öffnen, als ein großes Unglück: die beiden alten Freunde saßen einige Augenblicke erschüttert da, zerrissen ihre Kleider und warfen Asche auf ihre Häupter, dann blickten sie einander sehnsüchtig und freundlich an, fielen sich um den Hals und weinten.

Unterdessen hatten sich die Spötter von dem Fenster wieder entfernt; der Abend brach in den stillen Kerker herein, die rothen, schiefen Sonnenstrahlen fielen auf die finsteren feuchten Wände, und sie dachten an ihre Heimath, wie die Sonne dort in friedlicher Herrlichkeit hinter den Meereswellen untergehe.

„O heiliger Prophet," rief der Weber, „laß mich noch einmal das Angesicht meines Weibes und meiner Kinder sehen! Sprich, Bäcker, war sie nicht ein liebliches und liebendes Weib? Ach meine theuren Kinder, wie habe ich euch so treulos verlassen!"

„Comru, mein Freund," sagte der Andere, „könnte ich nur jetzt von einem der weißen Brote meines Ofens essen, es würde meine hungernde Seele laben; du hast oft davon gegessen, waren sie nicht köstlich?"

„So gut als Manna," erwiederte der Weber mit einem Seufzer. „Du siehst, mein prächtiger Kaftan ist in Stücke zerrissen, die Seide von seinem Gewebe ist jämmerlich beschmutzt, und doch sind die Arbeiten in dieser Stadt nicht so schön wie meine eigenen. Hast du nicht ein Kleid von meinem Gewebe getragen? Ach, wie mein Herz sich stolz erhob, als die Leute es bewunderten, wenn du vorübergingst!"

„Und auch mein treues Weib blickte mit Stolz darauf," versetzte sein Freund. „Comru,

es träumte mir in der vergangenen Nacht, ich sei wieder in meinem Bäckerladen; er war voll von Leuten, die Alle begierig und mit hungrigen Blicken warteten und einander fragten: wo ist Allib, unser Bäcker? Mein Weib, das Weib meiner Jugend, stand weinend neben dem Ofen, die Flammen prasselten — — o Allah! bringe, bringe mich wieder nach Hause, und ich will die Hand segnen, die mich gedemüthigt hat."

„Gesegnet sei die Hand!" sagte Comru mit feierlichem Tone. „Wir sehnten uns nach Reichthümern, bis uns Leib und Seele vor Begierde verschmachteten. Er gab sie uns auf unser Gebet. Bäcker, kam nicht ein Fluch mit ihnen? Diese finsteren Mauern und Gitter, diese Diener der Grausamkeit, und dann das schreckliche Ende, das unser harrt, wenn der Kadi die Oberhand behält? O mein Weib, soll ich dich nie wieder sehen? Asrael, der Engel des Todes, ist nahe; bereits höre ich das Rauschen seiner Schwingen. In der Nacht, da ich gleich einem Verräther floh, lag mein jüngstgebornes Kind an dem Busen seiner Mutter; ihre reichen Locken hingen wie ein Dach über dasselbe herab; ihr dunkles schönes Auge blickte bald auf den Vater, bald auf das schlafende Kindlein, und ihre Lippen flüsterten Segensworte. Fluche mir nicht, verlassene Gattin!" setzte er in tiefem Schmerz der Reue hinzu, „fluche mir nicht, mein Kind!"

In diesem Augenblick ging das Thor des Kerkers auf, und der Kadi stand vor ihnen, auf jeder Seite ein Soldat mit gezogenem Säbel. Er kam, um ihnen den Befehl des Sultans zu melden, daß sie sterben müßten, wenn sie Zauberei getrieben hätten. Daß dieß der Fall sei, sagte er, liege am Tage. Indessen wolle er Gnade für Recht ergehen lassen, sie sollten sich daher aus ihrem Kerker entfernenund nach dem nächsten Seehafen begeben, wo ein Schiff bereit liege, sie in ihre ferne Heimath zu bringen.

Ein Freudenruf war die Erwiederung auf diese Worte. Sie zögerten keinen Augenblick, und wiewohl es Nacht war, eilten sie doch aus dem Gefängniß hinaus, zogen in Begleitung der Wache mit schnellen Schritten durch die Straßen, und kamen nach mehrstündiger Wanderung zu dem Seehafen, wo sie sich einschifften. Nach einer dreitägigen Fahrt bekamen sie die Hügel ihrer Heimath zu Gesicht, dann die Minarete der Stadt, und die Felsen, an denen sich die wilden Wogen brachen. Die Sonne ging mit herrlicher Pracht unter, die vergoldete Spitze der Moschee schimmerte von ferne gleich einer Feuerflamme. Nach wenigen Augenblicken lagen sie in den Armen ihrer Frauen und Kinder, die mit Sehnsucht auf sie gewartet hatten.

Sobald das Morgenlicht über die nächsten Hügel hereinkam, stand der Bäcker wieder an seinem Ofen, um das köstliche Brot zu bereiten, und der Weber saß emsig an seinem Seidengewebe. Nie hörte man sie wieder murren über ihre beschränkten Umstände, und ihre Herzen wurden nimmermehr von dem Durst nach Reichthümern beunruhigt.

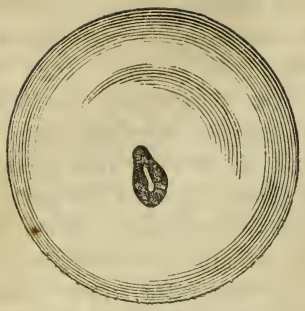
Ueber die Entwickelung des Küchleins im Ei.

So sehr der Mensch sich auch abgemüht hat, die schaffenden Kräfte der Natur in ihrem inneren Wesen zu erforschen, so ist doch in dieser Beziehung all' unser Streben stets ein vergebliches gewesen. Denn wir sind immer nur im Stande, die in den Naturkörpern vorgehenden Veränderungen in ihrer stufenweisen Aufeinanderfolge zu beobachten; aber das unsichtbare Prinzip, welches der todten Masse Leben giebt und diese Veränderungen hervorbringt, vermögen wir nicht zu begreifen. Dieses wird uns auch gewiß für alle Zeiten unseres irdischen Da-

seins verborgen bleiben, da für solche Erkenntniß die irdischen Sinne nicht ausreichen. Dennoch ist es überaus lehrreich, die Wirkungen der Naturkräfte wenigstens so weit als möglich zu belauschen, um auf solche Weise doch einiger Maßen auf das Wesen derselben schließen zu können.

In der vorliegenden Betrachtung wollen wir daher den Leser einführen in eine der geheimnißvollen Werkstätten der Natur und demselben zu enthüllen versuchen, was wir vieljährigem, mühsamem Streben ausgezeichneter Naturforscher zu verdanken haben.

Das Ei besteht, wie wir uns täglich zu überzeugen Gelegenheit haben, aus zwei verschiedenen Flüssigkeiten, dem Eiweiß und dem Dotter, welche in einer kalkartigen, sehr porösen Schaale eingeschlossen sind. Diese letztere ist auf ihrer innern Fläche mit einer dünnen hornartigen Haut umspannt; auch das Dotter ist von dem Weißen durch eine sehr zarte, bei genauerer Betrachtung nicht zu verkennende Hülle getrennt. Auf dieser letztern findet sich eine, dem unbewaffneten Auge in Gestalt einer kleinen Linse erscheinende Narbe. Diese ist der eigentliche Keim des jungen Hühnchens; um dieses kleinen Theilchens willen sind alle übrigen Theile des Eies vorhanden. Wenn das Ei unbefruchtet gelegt worden, so erscheint uns diese Narbe bei einer Erforschung durch das Mikroskop als eine mit farbloser Flüssigkeit gefüllte Blase, in welcher ein unendlich kleiner, mit mehrfachen Ansätzen versehener Beutel schwimmt. Dieser enthält den Stoff, aus welchem das junge Thier entstehen und wachsen soll, aber noch in einem völlig unorganischen Zustande. Erst durch die Befruchtung des Hahnes nimmt dieser bis dahin formlos geballte Stoff plötzlich eine veränderte organische Natur an. Es ist, als wenn ein Blitzstrahl denselben durchdrungen und die unregelmäßig zerstreuten Massen in bestimmte Formen gezwängt hätte. Wie aber diese Zusammenfügung eigentlich erfolgt, das vermögen wir leider nicht zu ergründen, sondern wir müssen uns bei der Wahrnehmung beruhigen, daß solche erfolgt sei und nun erwarten, was weiter geschehen wird. Noch lebt das junge Thier nicht, sondern es hat nur die Möglichkeit zu leben erreicht. Es liegt noch in einem tiefen Schlaf, aus dem es erst durch die Bruthitze stufenweise erweckt werden soll. Wenn das Ei dieser etwa zwanzig Stunden lang ausgesetzt gewesen, so geht in demselben plötzlich eine merkwürdige Veränderung vor. Der Dotter nämlich, der anfänglich mitten im Weißen eingeschlossen lag, erhebt sich gegen die Höhlung am breiten Ende des Eies. Und zwar geschieht dieses immer, man mag das Ei legen, auf welche Seite man will, so daß also nicht das Gesetz der Schwere, sondern irgend eine andere verborgene Kraft diese Wirkung hervorbringt. Vermittelst der Wärme dunstet alsdann der flüssigste Theil des Weißen durch die Schaale aus, so daß die Höhlung des breiten Endes hierdurch einen größern Raum erhält. Dieser ist aber auch durchaus nothwendig, da das feine Närbchen, welches mit dem Dotter zugleich emporgestiegen ist und sich an die hornartige Haut der äußern Schaale des Eies angelegt hat, um durch dieselbe Luft einzusaugen, sich in dieser Zeit merklich vergrößert und eigenthümliche Veränderungen erlitten hat. Denn schon, nachdem die Bruthitze erst sechs Stunden gedauert hatte, ist in dem kleinen, in der Narbe schwimmenden Beutel der Kopf des Hühnchens mit dem Hauptstamm des Rückgrathes deutlich zu erkennen. Sechs Stunden darauf nimmt man schon alles deutlicher und größer wahr, auch hat sich der Rückgrath schon in einzelne Wirbelbeine getrennt. Noch sechs Stunden darauf sieht man den Rückgrath viel länger und es bilden sich an demselben einzelne Seitenmassen aus, denen Flügel, Brust und Füße ihr Entstehen verdanken sollen. Die umstehende erste Abbildung zeigt uns die Gestalt, in welcher das Närbchen zu dieser Zeit dem unbewaffneten Auge erscheint. Gleich darauf setzen sich, gleichsam als wenn ein Gefäß mit Wasser gefriert und das Eis in einzelnen Strahlen anschießt, die Rippen in Gestalt feiner Fasern an den Rückgrath an. Nach dreißig Stunden erblickt man auch schon die Haut,



welche zur Umschließung der Bauch und Brusthöhle dienen soll. Aber noch ist sie so dünn, daß man durch sie hindurch nach etwa 40 Stunden ganz deutlich im Innern des Küchleins einen kleinen purpurfarbenen Blutstreifen wahrnimmt, in welchem das kleine Herz des Thierchens, in Gestalt eines feinen schlagenden Pünktchens schon gar lustig pocht und arbeitet, und mit diesem Moment ist ein lebendes Wesen mehr in der Welt, denn mit ihm beginnt die eigentliche selbstständige Lebensthätigkeit des Huhnes. Inzwischen haben sich auch alle übrigen Theile noch mehr ausgebildet, namentlich im Kopfe nimmt man drei mit Bläschen umgebene Häutchen wahr, aus denen sich gar bald das Gehirn entwickelt. Auch die Augen sind in ihren Umrissen schon deutlich zu erkennen, und an das Herz legen sich eine Menge von Blutgefäßen an, in welchen dasselbe das Blut gar bald in geregeltem Kreislaufe umhertreibt. Nach zwei Tagen erscheint das Küchlein als eine vollständig gesonderte Masse, welche in dem nunmehr bedeutend vergrößerten Bläschen schwimmend sich bewegt. Die eine der

beiden Abbildungen, zeigt uns die Größe, welche das junge Thier im Ei erreicht hat, die andere,

die Gestalt desselben, wie solche bedeutend vergrößert und von ihren Hüllen entblößt erscheint.

Am fünften Tage nimmt man die ersten Muskelbildungen an Flügeln und Schenkeln wahr, auch der Augapfel wird sichtbar. Am sechsten Tage ist schon die Leber vollständig zu erkennen, welche sich gar bald dunkel zu färben beginnt, das Herz erscheint in seine beiden Kammern getheilt und die Haut des Thierchens wird dichter, so daß die innern Theile sich dem Auge des Beobachters immer mehr und mehr entziehen. Am siebenten Tage erblickt man den Schnabel zwischen beiden Augen und die Fußzehen kommen zum Vorschein. Das Küchlein öffnet und bewegt den Schnabel, und die eigentliche Bildung desselben ist nun beendigt, so daß es sich jetzt nur noch um die eigentliche Entwickelung der einzelnen Theile handelt. Die

Abbildung zeigt uns die Lage und Größe, welche das Thier etwa am zehnten Tage einnimmt. Am eilften Tage bemerkt man in den Blutgefäßen der Flügel und Schenkel pulsartig schlagende Bewegungen, zum Beweise, daß nun auch das System der Blutgefäße vollständig geregelt sei. Am 14. Tage kommen die Federn hervor, das Hühnchen hat in dieser Zeit erst das Dotter, dann das Weiße des Eies durch seine Poren eingesogen, um sich auf solche Weise Nahrung zu ver-

schaffen, und am 21. Tage zerpickt es endlich, indem es seine Lungen zum ersten Mal zur Hervorbringung eines piependen Tones versucht, mit dem Schnabel die Schale und windet sich aus solcher hervor, ohne daß wir es ihm nun noch anzusehen vermögen, wie unendlich wundersam es unter den allmächtigen Händen des Schöpfers gebildet worden ist.

Eheliches Glück.

Das größte Glück auf der Erde erwächst gewiß durch ein heiteres zufriedenes Familienleben. Ein solches ist aber nur möglich durch den Besitz einer tugendhaften und braven Gattin, und in den Händen des weiblichen Geschlechtes liegt somit der Schlüssel zu unserem Glücke. Wohl dem, wer an der Seite eines guten Weibes, seine Tage in einem irdischen Paradiese verlebt, aber wehe dem, der unter den Krallen einer zänkischen Xantippe, oder verzehrt durch die Ausschweifungen eines prunksüchtigen und leichtsinnigen Weibes, ein verfehltes Dasein betrauert!

Die nachstehende Erzählung möge unsern schönen Leserinnen als ein warnendes Beispiel dienen, wohin sie in solcher Weise gelangen können, und wie alle vom Schicksal verliehenen Vorzüge und Gaben durch eine unglückliche Ehe untergraben werden können.

Pauline Z., die einzige Tochter eines wohlhabenden Beamten der Residenzstadt, wurde auf das sorgfältigste erzogen. Zwar war die Mutter schon frühe verstorben, sie wuchs aber unter den Augen des zärtlichsten Vaters auf, der in der Erfüllung ihrer kleinsten Wünsche eine heilige Pflicht sah. Nach dem Tode desselben kam sie in das Haus ihres Onkels, eines reichen Banquiers, welcher nicht minder für sie besorgt war, und endlich ihr Geschick mit dem eines jungen und hoffnungsvollen Kaufmanns vereinigte. Alle Voraussetzungen zu einer glücklichen Ehe waren bei dieser Verbindung scheinbar vorhanden. Ludwig N. war ein überaus braver und liebenswürdiger Mann, er besaß hinreichendes Vermögen, um ein anständiges sorgenfreies Leben zu sichern und die besten Kenntnisse in seinem Fache. Er liebte seine Gattin über alles und fand in ihr sein höchstes Glück. Pauline war geschmückt mit allen Reizen einer kräftig erblüheten Jungfrau, in allen weiblichen Künsten und Geschicklichkeiten wohl erfahren; sie besaß selbst einiges Vermögen und der Onkel hatte ihr eine Ausstattung gegeben, deren sich eine Fürstin nicht zu schämen brauchte.

Dennoch richtete Pauline sich und ihren Ehemann in kurzer Zeit zu Grunde. Sie entwickelte sehr bald einen Leichtsinn und eine Verschwendungssucht, welcher das Vermögen ihres Mannes bei weitem nicht gewachsen war. Freundliche Vorstellungen wurden mit Empfindlichkeit zurückgewiesen, seine Sparsamkeit, durch welche er die Fehler seiner Frau zu verbessern suchte, wurden bespöttelt, bald sah er sich vernachlässigt und von allen Leiden einer unglücklichen Ehe bedrängt. Pauline war von Jugend auf zu sehr an die Befriedigung ihrer Leidenschaften gewöhnt, als daß es möglich gewesen wäre ohne ernste Maßregeln, zu welchen ihr Ehemann zu gutmüthig und zu schwach war, eine Veränderung in ihr hervorzubringen.

Wir können unsern Lesern kein besseres Bild von ihrer Lebensweise entwerfen, als durch Mittheilung des nachstehenden Gesprächs zwischen ihr und ihrer Kammerzofe:

Wohin wollen Madame? — In die Oper. — Aber heute Abend um sieben Uhr kommen ja der Herr Onkel, es würde ihm doch angenehm sein, Madame gleich beim Aussteigen zu sehen. — Was? mein Onkel kommt? Mein Onkel aus Strasburg! — Er, derselbe, der Madame erzog und Ihnen die schöne Ausstattung gab. — Ach, der kommt gewiß mit der Post, sie soll um sieben Uhr eintreffen, aber solches Fuhrwerk hat unterweges allerlei Unfälle,

es kommt nie zur bestimmten Stunde an. Ueberdies höre ich, daß mein Mann heute Abend nicht ausgeht, er wird den Onkel schon bewillkommnen, und ich sehe ihn dann heute Nacht um Drei, wenn ich von der Soiree komme. — Der Herr geht freilich nicht aus, aber er ist krank. — Was? mein Mann ist krank? — Ja, Madame; heftiges Kopfweh. — Ach, seine alte Migraine, das ist nichts, wenn ich nach Hause komme, will ich gleich zu ihm, du wirst sehen, er wird sich dann noch wohl genug befinden, um mich halb todt zu ärgern. Geschwind, den Schmuck, mein Kleid, meinen Hut..... — Aber Madame haben ja nur Morgenhüte, und dann den Aufsatz von Vorgestern. — Was? der Modehändler hat meinen neuen Hut noch nicht geschickt, den er mir auf heute Abend versprach? — Gott bewahre, er hat sagen lassen, Sie könnten ihn erst morgen bekommen. — Das ist was Schönes; ich sehe wohl, er bleibt bei seiner alten Art, er will mir einen Streich spielen, und hat den Hut an die P.... gegeben, damit sie ihn einen Tag früher aufsetzen kann, als ich. Schreibe ihm gleich, ich ließe mich für seine Waaren bedanken, von heute an. — Aber Madame haben eine Rechnung bei ihm, die wird er auch bezahlt haben wollen! — Sobald ich kann, zahle ich. — Und die Loge, die Madame gemiethet haben? — Die bleibt leer. — Und das Geld dafür? — Nun das ist hin. — Aber die Gesellschaft, mit der Madame sich wegen der Oper verabredet haben? — Das thut nichts, mein Mann ist krank, mein Onkel kommt, trage die Toilette fort, ich gehe nicht aus. Ach Gott! Heute kommen gewiß wenigstens fünfzig Visiten; nein, nein, ich gehe nicht in die Oper, meines Mannes wegen, und dann der Onkel, — ich bleibe zu Hause. Die P. soll doch nicht die Freude haben, mich mit dem neuen Hute zu ärgern, den ich selbst erfand und bestellte. Geh, sage dem Portier, daß alle Welt angenommen wird, ich bin zu Hause und will einmal einen Abend en famille zubringen.

So blieb denn Pauline an diesem Abend bei ihrem kranken Manne, an dem seit längerer Zeit der Kummer über sein unglückliches Leben nagte. Schon glaubte derselbe, daß seine Ehefrau aus Rücksicht für ihn, heim geblieben wäre und daß dieselbe endlich besseren Gedanken Raum geben würde. Schon machte er sich Hoffnung, daß die Ankunft des Onkels einen vortheilhaften Einfluß auf Pauline äußern würde. Ach! der Arme, hätte er gewußt, welchem erbärmlichen Beweggrunde er für diesen Abend sein Glück zu verdanken hatte! Die Zukunft sollte ihn bald genug hierüber belehren. Pauline kehrte sich nicht an die liebevollen Ermahnungen des Onkels, sie setzte ihr verschwenderisches Leben mehr denn je fort und stürzte sich, als ihr Mann den Versuch machte, sie der Disposition über sein Vermögen zu entheben, in immer größere Schulden.

Zuletzt ging sie im Taumel der Leidenschaften und im Rausche der Vergnügungen so weit, daß sie ihre Pflichten als Gattin völlig vergaß. Bald ward ihr Vergehen durch die Hülfe freundlicher Nachbaren ihrem Manne bekannt; es entstand zwar sofort eine Trennung zwischen Beiden, aber sein wankender Gesundheitszustand erlitt durch denselben den letzten Todesstoß. Er hinterließ fast kein Vermögen und Pauline gerieth sehr bald in die bedrängteste Lage. So sank denn Pauline, als ihre Geldmittel und auch ihr Credit völlig erschöpft waren, und als die Blüthe der Jugend von ihr gewichen war, von Stufe zu Stufe immer tiefer. Zuletzt suchte sie, an starke Getränke gewöhnt, ihre traurige Lage durch den reichlichen Genuß solcher zu vergessen, und in den Bildern einer schönen Vergangenheit zu schwelgen. Wir wollen das traurige Bild von ihrem Ende nicht weiter ausspinnen. Pauline Z., die frühere Zierde der Residenz, welche durch ihre Schönheit und den Glanz ihres Hauses eine der ersten Stellen in derselben eingenommen hatte, starb in dem Landarmenhause eines kleinen Städtchens, als ein Opfer ihres verschwenderischen Lebenswandels.

Der gerettete Knabe.

Der gerettete Knabe.

Eine Erzählung zu dem Stahlstich mit derselben Unterschrift.

Es war an einem schönen Frühlingsmorgen, als das dänische Packetboot, Christian IV., die Anker lichtete, um eine reiche Ladung von Gütern nach America zu verschiffen. Unter den zahlreichen Passagieren desselben befand sich auch der begüterte Kaufmann Thomsen mit seiner liebenswürdigen Gattin und seinem kleinen Sohne Toni. Alle Umstände versprachen eine heitere und schnelle Fahrt, ein günstiger Wind trieb das Schiff im Fluge dahin, das leichte Gewölk, welches den Himmel bedeckte, diente nur dazu, die Strahlen der Sonne zu mildern, und zahlreiche Delphine und Seevögel umkreisten das Schiff. Schon hatte dasselbe den größten Theil seiner Fahrt durchlaufen, und schon verließen die Passagiere den ganzen Tag über das Verdeck des Schiffes nicht, indem sie das Ziel ihrer Reise jeden Augenblick vor Augen zu haben glaubten und sie sich gegenseitig Glück wünschten zu ihrer schnellen und angenehmen Reise. Die Armen, sie ahnten nicht, daß der größte Theil von ihnen den nächsten Tag nicht mehr schauen sollte! Es war gegen Mittag und der Wind hatte sich etwas gelegt, als plötzlich aus dem Mastkorbe der Ruf erscholl: „Ein Segel leewärts!" Der Capitain richtete sofort das Fernglas in die bezeichnete Gegend, dasselbe verweilte lange Zeit an seinem Auge, und endlich zog er es mit einer Miene zurück, welche alle Passagiere mit Besorgniß erfüllte. Der Capitain wechselte wenige Worte mit dem Steuermann, und sofort bezogen sich alle bis dahin unbedeckten Stellen der Raen und Taue des Schiffes mit schwellender Leinwand. Das Schiff änderte seinen Cours, es fiel immer mehr vom Winde ab und schoß bald in brausender Eile dahin. Aber umsonst, immer näher kam das ferne Segel, immer deutlicher erkannte man die schlanke Gestalt und die spitzen verdächtigen Segel desselben. Endlich ließ der Capitain den Lauf des Schiffes mäßigen, er eröffnete den gesammten Bewohnern desselben, daß das ferne Segel ein Piratenfahrzeug wäre, welchem er bei dem schweren Baue seines Schiffes nicht zu entgehen vermöchte, und daß sie daher ihr Heil nur in einer verzweifelten Gegenwehr finden könnten, von welcher jedoch bei ihrer schwachen Bemannung und der ganzen Einrichtung ihres Schiffes ein nur unsicherer Erfolg zu erwarten stände.

Sofort bot das Verdeck einen ganz veränderten Anblick dar; die Passagiere, welche noch so eben in heitrer Fröhlichkeit auf solchem verweilt hatten, schlichen bleichen und langen Angesichts umher, die Weiber und Kinder wurden in die Cajüten und den untersten Schiffsraum gebracht und aus solchem die Ballastsäcke emporgehoben, um sich derselben als Schanzen auf dem Verdeck zu bedienen. Alle Männer wurden so gut als möglich bewaffnet, die Segel und Taue möglichst eingezogen, so daß sich das Schiff in völlig kriegsfertigem Zustande befand, als der Pirat bei demselben anlegte und seine beiden Boote in See setzte. Diese füllten sich sehr bald mit einer Menge dunkelgebräunter Gesichter, und es erhob sich ein mörderischer Kampf. Nach einer verzweifelten Gegenwehr, und nachdem der Capitain des Schiffes mit vielen seiner Matrosen und Passagiere gefallen war, wurde der Pirat Meister desselben. Eine schreckliche Scene erhob sich jetzt: die Seeräuber, erbittert über den auch ihnen erwachsenen Verlust, warfen, trotz des herzzerreißenden Geschrei's der Weiber und Kinder, fast alles über Bord, was ihnen vorkam. Nur dem Kaufmann Thomsen, welcher die Cajüte, in der sich seine Frau und Kinder befanden, verrammelt hatte, und vor derselben mit geladener Pistole und gezogenem Degen jedem Angreifenden sichern Tod drohte, gelang es durch diese Entschlossenheit und durch den Umstand, daß er sich mit einem der Piraten in gebrochenem Spanisch verständigte und ein bedeutendes Lösegeld bot, ein Retter der Seinigen zu

werden. Aber von der übrigen Bemannung blieben nur einige Matrosen zurück, welche zur Bedienung der Segel nöthig waren. Das Schiff wurde mit Piraten besetzt und langte nach einer mehrtägigen Fahrt mit dem Räuberschiff vor einem felsigen Gestade an. Wie eine Gazelle schoß das letztere, während das Packetboot hier vor Anker ging, durch die schäumenden Klippen, und legte sich endlich in einer tief in die Felsen gedrängten Bucht fest. Am andern Tage wurden die Schätze des Schiffes mit dem Rest seiner Bewohner auf zahlreichen Böten ausgeschifft, und nach einem mühseligen Wege durch die verwickeltsten Schluchten und Felsen in einer großen Höhle untergebracht, welche den Seeräubern als Stapelplatz ihres Raubes zu dienen schien.

Nach mehreren qualvoll durchlebten Tagen wurde Thomsen mit seiner Frau und den übrig gebliebenen Matrosen auf dem geraubten Schiffe entlassen, um das bedungene ungeheure Lösegeld zu beschaffen, der kleine Toni aber als Geißel zurückbehalten. Es wurde Thomsen die Drohung gestellt, daß, wenn er am bestimmten Tage nicht zurückgekehrt sein würde, sein Kind in die See geworfen werden solle. Zugleich mußte er einem elenden spanischen Pfaffen, welcher der Genosse und Beichtiger jener Nichtswürdigen war, einen heiligen Eid schwören, daß er ihren Aufenthalt nicht verrathen wolle. „Es würde auch vergeblich sein," setzte der Anführer derselben höhnend hinzu, „wenn du mit einer ganzen Kriegsflotte dein Kind zurückfordern wolltest, denn wehe dem Schiff, welches den Klippen unsrer Insel nahe kommt, wehe dem Boot, welches sich in die Schußweite unserer Flinten wagt, und wehe dem Wanderer, welcher in den Irrwegen unsrer Felsen seinen Untergang findet!"

So blieb denn Toni nach einer schrecklichen Abschiedsscene zwischen ihm und seinen lieben Eltern bei den Räubern zurück. Zwar verging er Anfangs fast vor Schmerz über die Trennung von denselben, aber allmählig gewann er sein heiteres zuversichtliches Wesen wieder, und mit diesem die Zuneigung mehrer der Räuber, welche noch etwas menschlicher dachten. Ein junges schlankes Mädchen, welche den Namen Cathinka führte und fertig englisch sprach, wurde ihm zur Gesellschaft beigegeben, und bald entspann sich zwischen beiden eine innige Freundschaft. Sie durchschweiften gemeinschaftlich die Felsen der Insel, schauten hinaus in das weite Meer und harrten mit Sehnsucht des Schiffes, welches den kleinen Toni erlösen sollte. Oftmals sahen sie am fernen Horizont ein weißes Segel auftauchen, und schon betrauerte Cathinka die Trennung von ihrem Liebling, aber eben so oft entschwand auch dasselbe wiederum Toni's sehnsüchtigen Blicken. So rückte der bestimmte Tag immer näher, und noch war das ersehnte Schiff nicht gekommen; als aber endlich derselbe verstrichen war, da wurde es Cathinka bange um's Herz. Meine Väter, sagte sie zu Toni, werden die Insel bald verlassen, weil sie sich hier nicht mehr für sicher halten, und wehe dir armen Toni, wenn dann dein Vater nicht zurückgekehrt ist, meine Väter sind sehr hart und grausam! Aber Toni tröstete Kathinka, obwohl er selbst so sehr des Trostes bedurfte, mit frommen Herzen. Der liebe Gott, sagte er, wird mich nicht verlassen, und mein Vater auch nicht, und wenn sie mir etwas Böses thun, so ist doch mein Vater gerettet.

Mit dieser Zuversicht stieg der gute Toni täglich behend auf die höchsten Felsenspitzen, wohin ihm Cathinka nicht einmal zu folgen vermochte, und schaute stundenlang hinaus in die Wogen. Da hob es sich plötzlich weiß empor am Horizont, freudig leuchteten seine Blicke, aber o grausame Täuschung, es war eine Seemöve, welche in weiter Ferne aus den Wellen emportauchte. Dennoch wurde sein Vertrauen auf Gott und seine Eltern nicht erschüttert, und immer von Neuem erklomm er den beschwerlichen Pfad. So finden wir ihn denn hier auch auf unserer Abbildung ruhig und sicher hinausschauen von dem unwirthlichen Felsen in das weite Meer. Endlich kam eines Tages Cathinka weinend zu ihm gestürzt. Lieber Toni, rief sie, der große Vater unsrer Genossen will dich ermorden, weil

dein Vatee nicht Wort gehalten hat und er jetzt fortziehen muß in die weite See. Ich habe für dich gebeten und die Mutter auch, aber der große Vater hat uns geschlagen und ist sehr böse auf dich. Ich soll dich zu ihm bringen. Ruhig und mit gefalteten Händen folgte Toni in die Höhle der Räuber. Hier erhob sich ein heftiger Streit unter denselben, welcher in einer für Toni unverständlichen Sprache geführt wurde. Nur soviel sah er, daß mehrere der Räuber ihn erhalten wissen wollten. Aber endlich packte ihn der Anführer derselben, rief ihm zu, daß er in einer halben Stunde sterben müsse, und brachte ihn zu dem Priester der Räuber, welcher dem weinenden, unglücklichen Knaben lange Gebete vormurmelte. Eben wollte das Haupt der Piraten den tödtlichen Streich auf den armen Toni führen, da erbebte plötzlich die ganze Höhle mit ungeheurem Krachen, und mit zerschmettertem Hirnschädel stürzte er nieder und fuhr mit seinem Dolch gegen die Felsen, daß die Funken sprühten. Ehe sich die Seeräuber von ihrem panischen Schrecken erholt, lagen schon mehrere derselben röchelnd am Boden, und eine neue Gewehrsalve durchzischte die Höhle.

Ein englisches Kriegsschiff war nämlich, unbemerkt von der Wache der Seeräuber, welche, verführt durch die lange Sicherheit der Insel, sich dem süßen Schlafe ergeben hatte, unterhalb der Insel vor Anker gegangen, und hatte seine beiden großen Boote mit zahlreicher Bemannung ausgesetzt, um den Wasservorrath zu erneuern. Cathinka, welche sich während des traurigen Schauspiels in der Höhle fortgeschlichen hatte, und weinend auf der Spitze eines Felsens saß, bemerkte nicht alsobald die landenden Böte, als sie, im Wahne es wären Toni's Eltern, hinabstürzte, und den Schiffsleuten die Lage der Dinge mittheilte. Jenen war daher die Erzählung des Mädchens nicht recht verständlich, schnell zog aber der Officier, welcher die Böte befehligte, seine Mannschaft zusammen und folgte dem Mädchen, welches ihnen den Weg in die Höhle zeigte, den sie ohne dasselbe nie gefunden hätten. Sie kamen noch eben zur rechten Zeit, um die schreckliche Unthat zu verhindern.

Kaum waren die Seeräuber theils getödtet, theils gefesselt, theils hatten sich einige derselben freiwillig in's Meer gestürzt, als plötzlich vor dem Ausgange der Höhle Kanonenschüsse erdröhnten. Da kommen meine Eltern, rief Toni freudig und stürzte dem offenen Meere zu. Er hatte sich nicht geirrt. Mit großer Mühe war es dem Kaufmann Thomsen endlich gelungen, das Lösegeld zu beschaffen und ein zu dem gefährlichen Unternehmen bereites Schiff zu finden. Aber widrige Winde und eine Beschädigung des Schiffes hatte dasselbe so lange zurückgehalten und ihn fast zur Verzweiflung gebracht. Mit um so größerer Freude hörte der Vater die Erzählung der wunderbaren Rettung seines Kindes, und schloß seinen Toni an das Herz.

Eine frohe Mahlzeit wurde in der Räuberhöhle von der Mannschaft beider Schiffe gefeiert, und bei dieser die Lebensretterin Cathinka, welche den Ehrenplatz neben dem englischen Capitain erhielt, nicht vergessen. Mit den Weibern und den ungeheuren Schätzen der Seeräuber beladen, kehrte das englische Schiff am andern Tage zurück. Cathinka aber wurde von Herrn Thomsen mitgenommen und erzogen. Sie war, wie sich aus den dunklen Erinnerungen ihrer ersten Jugendjahre ergab, ebenfalls geraubt und unzweifelhaft englischer Abkunft. Leider konnte solche nicht mehr ermittelt werden. Wohl möglich, daß Toni, älter geworden, über den geringen Unterschied, welcher zwischen seinem und Cathinka's Alter bestand, hinweggesehen hat, und daß aus beiden ein glückliches Pärchen geworden ist.

Ueber

die verschiedenen Körpern eigenthümliche Kraft, sich selbst zu entzünden.

Schon jedes gewöhnliche Fixfeuerzeug giebt den Beweis, daß es in der Natur Stoffe, ja sogar Flüssigkeiten giebt, welche, wenn sie in einen bestimmten Zustand gerathen, oder mit gewissen andern Stoffen in Berührung kommen, sich ohne irgend eine Mitwirkung vom Feuer sofort selbst entzünden. Da derartige Stoffe sofort in vielen zu öconomischen oder technischen Zwecken dienenden Gegenständen enthalten sind, so ist es gewiß von dem größesten Interesse auf derartige Stoffe öffentlich hinzuweisen, und sollte eigentlich für die Bekanntmachung derselben, selbst von Seiten der Behörden etwas geschehen. Denn schon so manche Feuersbrunst, und in der Regel gerade die bedeutendsten, welche auf den Arsenälen der Magazine und Werfte — gewüthet haben, sind nur durch Selbstentzündung der vorsichtslos aufgespeicherten Vorräthe entstanden und haben, weil man die Ursache derartiger Feuersbrünste, in der Regel, in der frevelnden Hand eines Mordbrenners zu suchen geneigt ist, manchen Unschuldigen in Verdacht gebracht.

Das Mineralreich ist besonders reich an derartigen Stoffen. Der Phosphor, welcher in dieser Beziehung das non plus ultra bildet, entzündet sich sofort, wenn er mit der Luft in Berührung tritt, und kann deshalb nur unter Wasser aufbewahrt werden. Schwefel und Eisenfeilspäne gerathen, zusammengemischt und in feuchter Erde vergraben, in einigen Stunden in Gährung, werfen die sie bedeckende Erde von sich und gewähren so im Kleinen das Schauspiel eines feuerspeienden Berges, aus welchem überall blaue Flämmchen hervorbrechen. Große Steinkohlenmassen, Schwefelkiese, Alaunschiefer und viele andre derartige Stoffe sind ebenfalls geneigt, sich zu entzünden, wovon die Bergleute traurige Beispiele zu erzählen wissen. Auch die Vulcane müssen hier genannt werden, da sie jedenfalls auch Produkte von Selbstentzündung der unter ihnen lagernden Erzmassen sind. Gott sei Dank, werden derartige Stoffe des Mineralreichs nur in dem Laboratorium und von solchen Händen gebraucht, welche die Eigenschaften derselben vollständig kennen, denn andern Falles würden wir unsre Feuersbrünste um eine unerfreuliche Anzahl vermehrt sehen! Viel gefährlicher sind hingegen die hier in Rede stehenden Stoffe, welche dem Pflanzen- und Thierreiche zugehören, da uns solche fast täglich vorkommen und sich dieselben oft in den Händen unerfahrener Personen befinden. Eine Mischung von Roggen, Kleie und Alaun, auch schon geröstete Kleie an und für sich, erhitzt sich, wenn sie auch nur in geringen Quantitäten in ein Tuch zusammengebunden wird, schon in wenigen Stunden. Ueberhaupt ist zu stark geröstete Frucht, selbst Erbsen, Bohnen und Linsen, sobald sie fest verpackt ist, geneigt, sich zu entzünden. Auch das Malz ist dieser Neigung sehr stark unterworfen und erfordert daher eine sehr umsichtige Behandlung. Einen ganz eigenthümlichen Hang zur Selbstentzündung hat der Kienruß, sobald er mit Hanföl begossen und in irgend einer weichen Masse eingeschlagen wird. Es ist erwiesen, daß die ungeheure Feuersbrunst, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung der Kaiserin Catharina einen Theil der russischen Flotte verzehrte und einen Schaden von vielen Millionen anrichtete, nur auf solche Weise entstanden ist, indem man eine Mischung von Kienruß und Hanföl angefertigt, um mit solcher die Schiffe anzustreichen und sie in eine Hängematte eingewickelt, bei Seite gelegt hatte. Auch Hanf mit Talg oder Oel begossen, kann, wenn es der Hitze ausgesetzt wird, solche Wirkungen hervorbringen. Sogar ein alter Tuchrock oder Pelzüberwurf ist, wenn er mit einem Pfunde Fett getränkt, in die Nähe eines heißen Ofens gelegt wird, im Stande, eine Selbstentzündung zu bewirken. Daß rohe Wolle, namentlich wenn sie mit Fett gekämmt worden ist, sich sehr leicht erhitzt, wird jeder Landwirth wissen, da

schon viele Wollzüchter dadurch bedeutende Verluste erlitten haben, daß sie ihre Wolle in feuchtem Zustande in die Säcke hineingepreßt und hierdurch eine Verkohlung derselben bewirkt haben.

Da heißt es also: hübsch aufgeschaut, lieben Leser, sammle Deine Vorräthe nicht ein, wenn sie noch feucht sind, speichre sie nur an luftigen Orten auf und schaufle sie zuweilen um, denn oft droht uns da die größeste Gefahr, wo wir sie am wenigsten suchen. —

Eine Lection für die Frauen.

„Frau, mache doch keinen solchen Staub in der Stube! Spritze erst, ehe du ausfegst!" so sagte der Mann. Aber: lange Röcke, kurzer Sinn! Es vergingen wenige Tage, da fegte die Frau wieder aus, ohne zu spritzen. Während dem kam der Mann in die Stube, und als er den großen Staub sah, schalt er die Frau wegen ihrer Vergessenheit und ihres Eigensinns. Die aber sagte, kurz angebunden: „Kannst ja einstweilen spatzieren gehen, bis der Staub vergeht." Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern zog seinen Sonntagsrock an, nahm Stock und Hut, und ging spatzieren ins — Wirthshaus. Dort traf er einen guten Nachbar, den der Rauch aus dem Hause vertrieben hatte, und sie zechten und waren guter Dinge bis in die tiefe Nacht hinein. Dies lustige Leben setzten sie fort am andern Tage, und weil aller guten und schlechten Dinge drei sind, auch noch am dritten Tage bis gegen Abend. Inzwischen hatten sich auch noch andere gute Nachbarn zu ihnen gesellt, die zwar nicht der Staub und Rauch, sondern der Durst ins Wirthshaus getrieben hatte. — Während dieser drei Tage hatte die Frau Zeit genug, ihre Betrachtungen anzustellen und es waren, gottlob! sehr heilsame nnd fruchtbringende Gedanken. Denn des andern Tages spritzte sie über die Maßen, ehe sie ausfegte; und am dritten Tage wusch und fegte sie sogar den Boden, nachdem sie erst sorgfältig Tisch und Bänke abgestäubt, und die Fenster gereinigt hatte. — Endlich am Abend des dritten Tages machte sich der Mann mit seinem guten Nachbar auf den Weg nach Hause. Er ließ es aber auch jetzt nicht an Vorsicht fehlen, sondern klopfte erst an's Fenster, und als die Frau geöffnet hatte, fragte er: „Frau, ist der Staub nun vergangen?" Die Frau sagte: „Ja, aber der Besen steht noch hinter der Thüre." Das ließ sich der Mann gefallen; die Frau merkte sich aber auch ihr Theil, und fegte seit der Zeit nicht mehr aus, ohne zuvor auch zu spritzen. Dieß bedenkt, ihr Frauen! Machet und leidet keinen Staub und Rauch im Hause, und schaffet die Männer nicht fort, denn Manche bleiben ohnehin nicht gern zu Hause.

Sitten und Gebräuche der Quäker.

Der richtige Mittelweg, mein lieber Leser, ist in allen Dingen ein gar schwerer, so auch in der lieben Religion. Die Einen treiben's darin zu weit, die Andern treiben's zu wenig. Da sitzt der eine den ganzen Tag und betet und seufzt und denkt, der liebe Gott wird's schon machen, er speiset die Raben auf dem Felde und tränkt die Lilien auf den Aeckern, sie alle arbeiten nicht, sondern loben Gott, ihren Herrn, und so kannst du's auch machen. — Der andere kümmert sich um den lieben Gott gar nicht, lebt in den Tag hinein, jagt seinem Profit und seiner Lust nach und denkt, es kann gar nicht anders werden. Läuft er einmal in die Kirche, so hört er zwar hübsch andächtig zu, wenn er aber wieder heraus ist, da ist's auch vorbei und er denkt nicht

daran wie es der liebe Gott will, sondern er vertraut alles seiner eignen Kraft und denkt, es wird schon gehen.

So hat's aber der liebe Gott nicht gemeint, er hat Dir ein Paar tüchtige Hände und einen noch tüchtigeren Verstand gegeben, damit sollst Du hübsch arbeiten, der Menschheit nützlich werden und die Welt ein Stückchen vorwärts helfen, damit sie ihrem Ziele immer näher kommt. Immer sollst Du es so einrichten, daß Du stets Gott vor Augen und im Herzen hast, aber wenn Du Deine Pflicht treu erfüllst, dann kannst Du auch die Freuden dieser Welt genießen und Dir Dein Leben versüßen, wie es eben gehen will.

Hier wird Dir, mein lieber Leser, der Hausfreund etwas erzählen von einer Classe von Leuten, die es eigentlich zu weit treiben, aber dabei doch recht gute und brave Leute sind und manchem der's zu wenig treibt, als Muster dienen können, nämlich von den Quäkern. Diese bilden, wie viele unsrer Leser schon wissen werden, eine eigenthümliche Religionssecte, welche besonders in England und Amerika ihren Sitz hat, von der sich aber einzelne Gemeinden auch in andern Ländern vorfinden.

Die Quäker sind in vieler Beziehung ganz verständige Menschen, welche mancherlei Dinge, die in der Welt über Verdienst geschätzt werden, namentlich mancher frivolen Neigung, manchem fehlerhaften Geschmack den wahren Werth beilegen. Aber sie irren darin, daß sie Kunst und Wissenschaft zu wenig schätzen und nicht daran denken, daß der liebe Gott diese schönsten aller Kenntnisse gerade recht für die Menschen, als die edelsten seiner Geschöpfe geschaffen hat.

Sie verbannen daher aus ihrem Erziehungsplane die Ausbildung solcher Talente, die ihrer Meinung nach, der darauf zu verwendenden Zeit nicht werth sind. Hierher zählen sie auch Musik und Tanz. Die erste, weil sie zur Erlernung beträchtliche Zeit erfordert, welche man besser anwenden könne; den letzteren, weil er bei Jünglingen und vorzüglich bei Mädchen Leidenschaften wecke und nähre. Sie verwerfen ebenso auch das Schauspiel, weil, wie sie sagen, die Schauspieler Charactere darstellen, die sie nicht haben und so den Zuschauern die Verstellung gelehrt werde; auch daraus Veränderung und Verwandlung des eignen Characters folgen könne.

So vermeiden sie auch die Lectüre von Romanen, weil die in ihnen enthaltenen, die Einbildungskraft in Bewegung setzenden Bilder und rührenden Begebenheiten, oft eine krankhafte Empfindsamkeit hervorbringen, und weil die in ihnen empfohlene und wirkende Moral sich selten in den gewöhnlichen Fällen des wirklichen Lebens anwenden lasse.

Endlich ist auch die Jagd ihnen untersagt, weil sie das Herz verhärte und den Menschen blutgierig und gottlos mache. Dies sind die Regeln nach welchen die jungen Leute erzogen werden, und welche auch die Erwachsenen gewissenhaft beobachten.

Was die innere Disciplin der Gesellschaft der Quäker anlangt, so ist jedes Mitglied verpflichtet, über das Betragen der Andern zu wachen, damit die Fehler des einen allen andern bekannt sind, und damit der, welcher die Gesetze der Gesellschaft übertritt, von einem Tribunale gerichtet werde, was er niemals für incompetent erklären kann. Zuerst wird er nur im Stillen und freundschaftlich ermahnt; wenn er verstockt und halsstarrig ist, so wird er in der monatlichen Versammlung feierlich aus der Gesellschaft gestoßen; von da kann er noch an die vierteljährigen und jährigen Versammlungen appelliren.

Die Ideen der Quäker über Criminal-Justiz, sind auf die Basis der evangelischen Moral gegründet. Die Todesstrafe wenden sie daher nicht an, weil ein solches Beispiel nicht viel helfe, um die Menschen zu bessern und Verbrechen zu verhindern.

In ihren Kleidungsstücken, Möbeln und bei ihrem häuslichen Lebensbedarf hüten sie sich vor allem Gesuchten oder bloßen Zierrathen; sie lieben nur das Nützliche und kennen keinen andern Schmuck als die Reinlichkeit. Manche unbedeutendere Gebräuche, z. B., Jedermann ohne Aus-

nahme Du zu nennen u. s. w. übergehen wir. Besondere und genau zu beobachtende Religionsgebräuche haben sie nicht. Vor der Taufe und der Communion bezeigen sie keine besondere Ehrerbietung; die Ehe wird ohne besondere Formalitäten geschlossen. Die Verlobten versprechen sich wechselseitige Liebe, und halten es nachher nicht weniger gewissenhaft, als wenn ein Priester sie eingesegnet und ins Kirchenbuch eingetragen hätte.

Ebenso verwerfen sie allen Prunk und Ceremonie bei Leichenbegängnissen. Die Todten werden ohne weitere Gebräuche begraben, und niemals bringen sie Grabschriften an, oder errichten Monumente.

Alle Mißhelligkeiten und Streitigkeiten der Quäker werden von Schiedsrichtern beigelegt ohne Beihülfe der Tribunale. Wenn ein Kaufmann fallirt, so kann er, so lange bis er nicht seine Gläubiger völlig bezahlt hat, der Vortheile der Quäkergemeinde nicht theilhaftig werden. Der Armen nimmt man sich sorgfältig an, und daher wird man unter den Quäckern nirgend Nothleidende gewahr.

Von Aberglauben sind sie keineswegs frei, eine natürliche Folge der, bei ihnen herrschenden, Verachtung des Studiums der Wissenschaften.

Einer ihrer Hauptlehrsätze ist, daß Gott dem Menschen außer der Vernunft eine gewisse Kraft des Geistes gegeben habe, welche die Vernunft übertreffe, und wodurch er noch weiter gelangen könne, als wohin ihn die Vernunft führe. Sie sagen daher, daß man, ohne von dieser Kraft, von der auch Moses durchdrungen gewesen, belebt und regiert zu sein, nicht zur Erkenntniß der geistigen Welt gelangen könne. So betrachten sie auch, als Wirkung einer himmlischen Inspiration, die Gebete und Reden, die sie in ihren Versammlungen, den Aposteln und Propheten ähnlich, ganz unvorbereitet halten.

Eidschwüre leisten sie, als unnütz, nicht, indem sie ihre Versprechungen unverbrüchlich halten und nie von der Wahrheit abweichen; daher gilt auch, bei ihnen so gut wie bei Nichtquäkern und vor den Tribunalen, ihre einfache Zusicherung oder einfaches Versprechen völlig so viel, als ein Schwur, den man auch nicht verlangt.

Den Krieg, sowohl den offensiven als defensiven, verabscheuen sie: so wenig dies nun unsern heutigen Gebräuchen und den menschlichen Neigungen und Leidenschaften entsprechen mag, so ist denn doch freilich nicht zu läugnen, daß es im Geiste des Evangeliums ist und, allgemein angenommen, für die Menschheit von größtem Interesse sein würde.

Die Frauen der Quäker zeichnen sich besonders in der Ausübung der häuslichen Tugenden aus. Durch die strenge Erziehung an die Beherrschung ihrer Leidenschaften gewöhnt, leben sie sehr zurückgezogen, und suchen und finden nur in ihrem Hause Beschäftigung und Vergnügen. Daher die Ehen fast alle sehr glücklich sind.

Aus allen diesem ergiebt sich, daß in der Regel der Character der Quäcker sehr gut und achtungswerth ist. Ihre Fehler sind Fehler des Verstandes, ihr Herz ist aber rein; und bei allem Sonderbaren und Fremden, was uns an ihnen auffällt, muß man doch gestehn, daß in der Secte der Quäker sich vielleicht mehr wahrhaft rechtliche makellose und glückliche Menschen finden, als sonst irgendwo.

Das Jahrmarktsgeschenk.

Der stark besuchte Herbstjahrmarkt ging zu Ende, aber auf dem Marktplatze und in den Hauptstraßen der Stadt drängte sich's noch bunt durch einander. Die Dorfschönen, welche von ihren Liebhabern mit gestreiften baumwollenen, oder wohl gar mit seidenen Halstüchern beschenkt worden waren, trugen dieselben stolzirend zur Schau, während die zärtlichen Geber sie unter allerlei kurzweiligen Gesprächen heim begleiteten. Die kleinen Knaben, von den Müttern an der einen Hand fortgezerrt, drehten mit der andern die geschenkten Klappern; die größeren vorauslaufenden Buben probirten vergnügt die neuen Maultrommeln in einem vielstimmigen Concert. Auch hellschrillende Pfeifen und quäckende Trompeten mischten sich darein, und der hölzerne Kukuk rief dazwischen. Die Krämer packten schon ihre übrig gebliebenen Waaren ein, überall mit wachsamen Blicken umherspähend, ob nicht etwa ein böser Marktgast etwas im Spaß zu sich stecke um es hernach im Ernst zu behalten. Schacherjuden, dicke Quersäcke schleppend, zogen, in eifriger Unterhaltung begriffen, vorüber, und erzählten einander wahrscheinlich, wie oft sie heute im Handel und Wandel von den Christen betrogen worden seien. Leider gab es auch manchen heimkehrenden Gast, der lustigen Gesellen so fleißig Bescheid gethan hatte, daß ihm nun die Straße nicht breit genug war. Aber kerzengrade, mit raschem festen Tritt begab sich Valentin, ein wackerer Bauersmann aus Langendorf, auf den Heimweg. Im schlichten grünen Kittel schritt er kräftig darauf los; seine Geberden aber gaben zu erkennen, daß ihm mancherlei Gedanken durch den Kopf gingen, denn bald focht er mit dem Stabe in der Luft, bald nickte er lächelnd, oder schüttelte murrend das Haupt, so wie ihm eben dies oder das einfiel, was er heute Ergötzliches oder Betrübendes erlebt hatte.

Er mochte etwa noch ein Viertelstündchen von der Heimath entfernt sein, als ihm ein hübsches junges Weib entgegen gelaufen kam, so eilig, daß der nachfolgende Mann sie nicht einholen konnte. Das Herz lachte ihr, wie das runde volle Gesicht, als sie beim Alten anlangte. „Guten Abend, lieber Vater! Kommt Ihr denn endlich? Wir haben schon lange auf Euch gewartet!" rief sie ihm entgegen. — Es war die Schwiegertochter nebst dem Sohne des Heimkehrenden, ein jüngst erst verheirathetes Pärchen, welches heute auf des strengen Hauspatriarchen Befehl daheim bleiben mußte; „denn," sagte er, „es giebt hier für Euch mehr zu thun, als in der Stadt, und den Jahrmarkt erlebt ihr noch öfter als ich."

Valentin drückte der Tochter Röse kräftig die Hand; dann nickte er seitwärts auch dem Niclas zu, — welches viel sagen wollte, denn auf dem Dorfe machen die Väter gar wenig Komplimente mit ihren Söhnen. Nach dieser Begrüßung blieb er stehen und holte langsam aus der Tasche eine Semmel heraus, welche er aber, und das war die Hauptsache, in ein roth und grün gestreiftes seidenes Tüchlein, so schön es nur auf dem Markte aufzutreiben gewesen, gewickelt, und mit einem hellblauen silberblumigen Rockenband umwunden hatte, zum Geschenk für die Tochter. Röschens Backen, die ohnehin wie zwei volle Rosen blühten, färbten sich nun vor Freude noch höher. Sie staunte das prächtige seidne Zeug an, maß das Rockenband am Arme, ob es auch das rechte Maß halte, und blickte dann verlangend nach der appetitlichen Semmel. Diese stumme Freude ergötzte den Vater mehr, als uns manche wohlgesetzte Danksagung. Nach einer Weile setzte er hinzu; „Ich hatte Dir noch ein schöneres Marktgeschenk zugedacht, will aber nun doch erst sehen, ob Du Dich dessen auch werth bezeigst."

Als sie darauf beim Hause angekommen waren, eilte die Tochter, den schönen Krug mit blank gescheuertem Deckel herbei zu holen, und mit Bier gefüllt vor dem ausruhenden Vater hinzustellen; Nicolaus aber legte ihm die gestopfte schwarz geräuchte Pfeife zurecht; dann hieß es:

„Nun Vater, erzählt uns doch, wie's heute in der Stadt auf dem Jahrmarkte herging?" Valentin schien bei guter Laune zu sein. Vielleicht trug das Glück des jungen Paares, welches täglich zu wachsen schien, das Meiste dazu bei. Er war sich seines eigenen Verdienstes dabei bewußt. Nicolaus, wenn gleich nicht unter die Reichen zu rechnen, konnte doch immer für wohlhabend gegen die blutarme Röse gelten; gleichwohl hatte der Vater, aus Liebe zum Sohne und aus Achtung für des Mägdleins fleißigen sittsamen Wandel, die Heirath nicht gehindert, sondern auf alle Weise zu befördern gesucht.

„Nun denn, Kinder!" hob er an, „was soll ich Euch zuerst erzählen? Etwas Trauriges oder etwas Lustiges; denn ich habe Vorrath von Beidem."

„Ei," rief Nicolaus, „gewiß ist uns das Lustigste, das Willkommenste! Heißt's doch im Sprüchlein:

„Junges Blut liebt Fröhlichkeit;
Zu sorgen bleibt im Alter Zeit."

„Du kennst aber auch noch ein Anderes, Niclas," sagte Röschen, „das heißt: Noth lehrt beten! — und wenn sie das kann, dürfen wir sie wohl auch in der Erzählung nicht zurückweisen. Wäre ich doch schwerlich Deine Frau geworden, wenn mir statt der Sorge und Noth eine lustige kummerfreie Jugend beschert gewesen wäre! So denke ich denn, wir lassen den Vater gewähren. Mag er Lustiges und Trauriges, unter einander gemischt, vorbringen; gerade wie's im menschlichen Leben auch herzugehen pflegt."

Valentin nickte billigend, that einen guten Zug aus dem Kruge und ließ dicke Dampfwolken aus dem Pfeifenstummel hervorquellen, als besönne er sich auf die beste Art des Vortrags; — dann nahm er also das Wort: „Es ist ein närrisches Leben am Markttage in der Stadt, unter der Menge aller Orten her zusammengelaufener Menschen, die emsig, wie die Ameisen, neben einander vorbeirennen, nur nicht ganz so einträchtig wie diese. Denn jene schmollen nicht selten unfreundlich, oder suchen einander tückisch zu überlisten. Auch tragen die Ameisen nichts in ihre Wohnungen ein, als Nützliches und Unentbehrliches; die Menschen hingegen schleppen viel Ueberflüssiges, Werthloses zusammen, und manches Mädchen zupft, wenn sie an der Krambude steht, die Mutter am Aermel, damit sie Flitterband kaufe, und wäre doch der Dirne mit einer Flachshechel, einem Spinnrade oder einem Bunde Stricknadeln weit besser gedient! Unsereiner sieht's denn so mit an, drückt sich im Gewühle herum, tritt auch wohl einmal in die Schenke, wo viel gelacht, gelärmt und getrunken wird. Recht genießen aber können wir's nicht mehr, und ehe ein paar Stunden vergehn, denken wir: Wärst du doch wieder daheim, du alter Thor! Denn du hast dich ja doch längst geschämt, dich so zur Unzeit unter dem jungen Volk herumzutreiben! — Gewiß wäre ich, sobald mein kleines Geschenk eingekauft war, ohne Aufenthalt zu Euch zurückgekehrt, wenn ich mich nicht der alten Martha erinnert hätte, jener braven Frau, die sonst immer in unserm Dorfe Butter und Eier zum Verkaufe abholte, und nun seit Jahr und Tag nicht mehr zurückkehrte, so daß ich einmal nachfragen mußte: „„wie geht es denn der alten Mutter Martha?"" Lange suchte ich vergebens, bis man mich endlich zu einem Hause hinwies, wo's lustig zuging. Als ich hineintrat, blickte ich in die offene Stube, wo alle Tische voll Zecher saßen. In der Ofenecke war eine Bande herumziehender Musikanten zusammengepreßt, die so kräftig aufstrichen, daß die Gäste nur noch stärker schreien und kräftig auf den Tisch schlagen mußten, wenn sie sich einander einigermaßen verständlich machen wollten. Es kam mir doch recht wunderlich vor, daß die stille ehrbare Frau Martha in diesem lärmvollen Hause wohnen sollte! Ich erkundigte mich bei Mehreren, die vor mir vorbei in die Zechstube gingen; sie schüttelten aber mit offnen Mäulern den Kopf, setzten sich ohne weitere Antwort wieder an ihren alten Platz und riefen: „„Herr Wirth, mir noch eine Flasche!"" Einmal flog mir auch der Kopf eines Herings, mit welchem so eben

ein Gast fertig geworden war, hart an der Nase vorbei, so daß ich unwillig und unverrichteter Sache davon gehen wollte, als mich zuletzt ein Dienstmädchen zurechtwies. „„Die alte Frau wohnt im Hinterhause zur Miethe,"" sagte sie eilig, denn die leeren Kannen klapperten unaufhörlich hinter ihr her, „„geht nur das Treppchen dort hinan; gleich die erste Thüre.""

Ein paar Mal klopfte ich leise an, wie's in der Stadt Jeder thun muß, der nicht für grob gelten will. Zwar hörte ich kein deutliches Herein; aber es kam mir vor, als hörte ich tief seufzen, und so drückte ich denn ohne Bedenken die Klinke auf und trat hinein. — Lieber Gott! wie sah's doch so kümmerlich im Stübchen aus! Die kleinen trüben Fensterscheiben, halb mit Papier verklebt, ließen die liebe Sonne nicht recht durchschimmern, weshalb ich Anfangs Frau Marthen gar nicht erkennen konnte, welche halb aufgerichtet von einem dürftigen Lager nach der aufgehenden Thür blickte. Neben ihrem Krankenbette stand eine Wiege, worin ein kleines bildschönes Kind schlummerte. Sonst war außer einem Tischchen, auf welchem ein Glas Milch und einige Arzneigläser standen, kein anderes Geräth, als eine alte Lade und ein zerbrochener Stuhl, im armseligen Stübchen zu sehen. Nun wußte ich's ja, wer hier so beweglich geseufzt hatte! „„Ach, guter Velten,"" sagte die Kranke so leise, daß ich mich nahe zu ihr setzen mußte, um sie zu verstehen, „„Euch wird ja wohl ein Engel vom Himmel hierher an mein Sterbebett geführt haben; denn ich fühle es, daß ich gar bald hinaus in's Ruhekämmerlein getragen werde, und wäre es auch von Herzen wohl zufrieden; — wenn nur das arme verlassene Würmchen nicht zurückbliebe!"" bei welchen Worten sie auf das schlafende Kindlein in der Wiege deutete."

„Ihr großes Elend ward mir in wenigen Worten mitgetheilt. Ihre Tochter, die Frau eines braven Handwerkers, der sich und die Seinen durch Fleiß und Ordnung bald aus der Armuth heraus zu arbeiten gehofft, hatte denselben durch das grassirende böse Fieber verloren, und war ihm aus Gram, vielleicht auch durch Ansteckung, nach wenigen Wochen gefolgt. Der alten Mutter, die selbst schon lange kränkelte, ließen sie das einzige Kind zurück, nicht zum Troste, sondern zu größerem Jammer. Von Zeit zu Zeit kamen zwar einige mitleidige Nachbarinnen und halfen, so gut sie's vermochten, das Kleine pflegen; doch zu sich nehmen wollte es keine. Bei der Einen war's der Mann nicht zufrieden; bei der Andern gab's ohnehin der Kinder genug, und bei der Dritten wollte sich's sonst nicht recht schicken; denn um eine gute That zu vollbringen, bedarf es oft eines wackeren Entschlusses, und wer dazu sich zu schwach fühlt, ist wenigstens stark im Erfinden der Entschuldigungen."

„„Thue ich nun die Augen zu,"" sagte Frau Martha, als sie auserzählt hatte, „„so wird ja wohl mein armes Mariechen verschmachten müssen! — Ach! Nachbar Velten....."" seufzte sie, — und ich merkte wohl, was sie gern sagen wollte, aber vor Thränen nicht sagen konnte."

„Frau Martha," sprach ich, „Gottes Hilfe ist oft nah, eh' wir's denken; trösten Sie sich! Ich selbst habe freilich nur ein knappes Auskommen, und keine Gattin mehr am Leben, die sich des Kindes annehmen könnte; doch, wer weiß!.... — Damit schüttelte ich mein ledernes Beutelchen vor ihr auf dem Tische aus, und war heimlich böse, daß so wenig herausfiel. Beim Abschied konnten wir Beide nicht enden. Ich eilte schnell aus dem Getümmel des Vorderhauses hinweg, wohin meine nassen Augen nicht paßten; aber im Freien wurden sie bald wieder trocken, denn ich dachte an Euch, Ihr jungen, gesunden frohen Menschen! — Deiner Röse willst Du's doch gleich erzählen, — nahm ich unterwegs mir vor....."

Röse ließ ihn nicht fortfahren. Sie war längst von ihrem Sessel aufgesprungen; ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten. „Vater!" unterbrach sie den Alten, „ich verstehe Euch! — Habt tausend Dank und Gottes Lohn für das schöne Marktgeschenk! — Ja, ich will Mariechen's Mutter sein!"

„Nun, nun!“ hob Nicolaus erschrocken an, „so ein schweres Unternehmen muß man doch erst besser überlegen. Ist's doch morgen immer noch Zeit, weiter über die Sache zu sprechen!“

„Morgen?“ fragte Röse so ernsthaft, wie sie noch niemals ihren lieben Nicolaus angeblickt hatte. „Wie denn nun, wenn Martha in dieser Stunde gestorben wäre? Was sollte denn, ehe bei Dir der Tag der Ueberlegung anbricht, aus dem hilflosen Waischen werden in jenem wüsten Jahrmarktsleben, wo kein Mensch an sie denkt? — Sieh, Nicolaus! So oft ich künftig in den Spiegel blickte, würde mir's zu Muthe sein, als stünde Jemand dahinter, der mir zuflüsterte: das Gesicht, das dir so trübselig entgegenschaut, würde auch wohl zufriedener und glücklicher aussehen, wenn du nicht den Tod einer armen verlassenen Waise auf dem Gewissen hättest! — Nun noch ist es nicht zu spät! Ehe drei Stunden vergehen, bin ich wieder bei Euch!“ Und ohne einer Antwort zu harren, eilte Röse hinaus auf den Vorplatz, wo man sie den Tragkorb herbeiholen und sich eilig zur Reise anschicken hörte.

Nicolaus saß unterdeß stumm auf seinem Platze und sah fast ein wenig mürrisch aus. So brav er war, so fehlte es ihm doch an jenem warmen, schnell erregbaren Gefühl, das die Natur in das weibliche Herz gesenkt hat, weil es — ein mütterliches zu werden bestimmt ist. Der junge Mann überlegte, wieviel Mühe und Aufwand erforderlich sein werde, und der Vater sah ihm ernsthaft, aber schweigend zu. Endlich stand er langsam auf und sagte, die Hand auf des Sohnes Schulter legend: „Niclas! so Du nicht wirst wie Deine Röse, kannst Du nicht in das Himmelreich kommen.“ — Das griff an's Herz. „Nein, Vater!“ rief er aufspringend, „mein gutes frommes Weib soll diesen Gang nicht allein gehen! Ich begleite sie zur Stadt, und Mariechen soll nicht blos an ihr eine Mutter, sondern auch an mir einen Vater finden!“

Nach wenigen Augenblicken eilte das junge Paar, Hand in Hand, mit starken Schritten zum Dorfe hinaus. Der alte Valentin aber saß seelenvergnügt daheim allein. Zuweilen legte er seine Pfeife hin, schob den Krug zurück, und nahm seine Mütze in die gefalteten Hände, wobei er wohl allerlei gute Gedanken haben mochte. — Die Nacht brach herein, und der volle Mond zog still und klar herauf, unter den Tausenden der kleinern Himmelslichter, die vor seinem milden Strahl bleicher wurden. Gegen Mitternacht als er gerade recht freundlich auf Valentins Hütte herabschaute, wurde es draußen vor der Thüre lebendig; rasch ging sie auf, und Röse eilte herein mit dem freudigen Ruf: „Vater, wir haben unser Mariechen! Hier ist das liebe Kind und kann nur noch nicht reden, sonst würde es Euch gleich Großvater nennen.“ — Dabei packte sie sorgsam das mitgebrachte Waislein aus den Bettkissen des Tragkorbes, und hielt es mit zärtlichem Mutterblick dem guten Greise hin. Die Kleine schlug so eben die klaren blauen Augen auf; ein leises Lächeln spielte um das schön geformte rothe Mündchen; die kleinen Hände arbeiteten sich hervor und streckten sich in die Höhe, als wollte es sagen: „Nun ist mir ja geholfen! Gott Lob und Dank!“

Die drei guten Menschen waren recht von Herzen vergnügt an diesem Abend; und schliefen hernach süßer, als Manche, die sich unter einem seidnen Betthimmel ausstrecken. Aber schon am frühen Morgen lief auch das Gerücht von dem unvermutheten Kindersegen durch das ganze Dorf. Nicht wenige Weiber lächelten spöttisch, und es fragte eine die andere: „Wißt Ihr's schon Gevatterin, was Nachbar Velten seiner Tochter für einen hübschen Jahrmarkt eingekauft hat?“ — „Ja wohl!“ sagte die andere mit gleichem Spötteln, „denen muß die Zeit gewaltig lang werden, daß sie den Haushalt mit fremder Leute Kinder anfangen!“ — „Und man weiß ja doch,“ setzte die dritte hinzu, „daß Schmalhaus Küchenmeister bei ihnen ist!“ — Dagegen gab es aber auch Frauen im Dorfe, die bei jener Nachricht in froher Verwunderung die Hände falteten und sagten: „Es war doch von Kind auf immer ein

so herzensgutes Ding, die Röse! Das hätte die Zehnte nicht gethan!"

Noch war es nicht zum zweitenmale Abend geworden, als die Meisten, selbst solche, die vorher das Näschen spöttisch rümpften, in Valentins Haus gingen, um die kleine Pflegetochter zu sehen. Keine brauchte sie lange zu betrachten, um in den allgemeinen Ausruf mit einzustimmen: „Ein Kind, wie ein Engelchen!" „Das glaube ich!" sagte dann Röse stolz, „ich gebe es auch nicht um tausend Thaler von mir!"

Am meisten fühlte sie sich durch den Besuch des Pfarrherrn geehrt. Er kam mit unter den Ersten, stand eine Weile vor Valentin und schüttelte ihm kräftig die Hand, dann auch Rösen und ihrem Manne. Hierauf ging er zur kleinen Marie, die in einer schönen neuen Wiege schlummerte, welche der jungen Frau als ein Hochzeitgeschenk verehrt war, und die sie bisher verschämt auf dem Boden verborgen hatte. Der würdige Geistliche legte dem Mägdlein die segnende Hand auf die Stirne mit den Worten: „Der Herr sei mit dir! Du bist wohl ein armes Kindlein, aber du wirst reichen Segen mit in dieses Haus bringen!" — Weiter sagte er nichts, wischte sich die Augen und ging hinweg. Gleichwohl war's den Anwesenden, als hätten sie eben eine seiner schönsten Reden gehört, so erbaut fühlten sich Alle. — Das prophetische Wort des Pfarrherrn erhielt sich vollkommen bei Ehren. Alles gedieh dem jungen Ehepaar zu Glück und Segen. Die eignen Kinder, mit welchen es in der Folge beschenkt wurde, fanden an Marien eine treue Schwester, die Eltern eine fleißige, sittsame, liebevolle Tochter, und Vater Valentin auf seinem letzten Lager, im hohen, fast neunzigjährigen Alter, eine treffliche Pflegerin, die ihm endlich unter vielen kindlich dankbaren Thränen die Augen zudrückte.

Marie ist durch des Himmels Gabe und durch Rösens fromme Erziehung, das schönste und beste Mädchen, weit und breit im Umkreise Langendorfs geworden. — Als neulich ein feiner Städter, der sich jedoch auch etwas auf ländliche Schönheiten zu verstehen schien, im Langendorfer Wirthshause stand, wo gerade die achtzehnjährige Marie in ihrer schlanken, herrlich gebauten Gestalt und reiner Sittsamkeit, mit ihrem, vor lauter Jugendlust und Lebensfülle blühendem Angesicht vorüberging, da riß der junge Herr die Augen und das Fenster weit auf. „Ei potz Velten!" rief er hastig dem Wirthe zu: „wer mag wohl die schmucke Dirne sein, die da vorübergeht? — Meine ich doch, noch kein lieblicheres Frauenbild erblickt zu haben!"

Der Wirth lächelte schmunzelnd: „Zu dienen! Das ist die schöne Marie, — denn so heißt sie in der ganzen Gegend umher, und wirklich hat der alte Velten sie vor achtzehn Jahren seiner Tochter zum Jahrmarkt geschenkt. In der Stadt wollte sie damals kein Mensch haben, doch uns auf dem einfältigen Dorfe ist sie freilich gut genug! — Nicht wahr, junger Herr, nunmehr wäre Er so einem Geschenkchen wohl selbst nicht gram? — Aber Er kommt ein wenig zu spät; denn des Schulzen Sohn, der wackerste Bursch' im Dorfe, freit um sie; — und gestern hat er sich bei Mariechen das Jawort geholt."

Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen.

Alle lebenden Geschöpfe stehen unter dem Einflusse der äußeren Umgebungen, je höher aber die Entwicklungstufe ist, auf der sie stehen, desto weniger sind sie von ihnen abhängig. Die Pflanze ist an den Erdboden gebunden, worin sie wächst; sie kann ihre Nahrung nicht wählen, sich nicht in andere Verhältnisse zur Außenwelt setzen, als diejenigen, in welche sie von der Natur gestellt ist; ihr Dasein knüpft sich daher auf das Genaueste an den Erdboden und an das Klima.

Das Thier hat im Allgemeinen, weil es seinen Ort verändern kann, eine freiere Wahl des Aufenthalts und der Nahrungsmittel, und auf je höherer Stufe es steht, destomehr ist dieses der Fall, während einige Thiere der niedrigsten Arten, ebenso wie die Pflanzen, an ihren Aufenthaltsort gebunden sind. Der Mensch ist das am meisten unabhängige Geschöpf; sein Bau ist so, daß er verschiedenere Klimate ertragen kann, als irgend ein anderes Geschöpf, und sich von den verschiedensten Lebensmitteln zu ernähren im Stande ist; ja seine geistige Kraft setzt ihn in den Stand, bis zu einem gewissen Grade sich seine Umgebungen zu schaffen; er gestaltet den Erdboden um, schafft sich durch künstliche Erwärmung der Luft und durch Kleidung ein wärmeres Klima, und holt seine Nahrungsmittel aus den fernsten Gegenden.

Gleichwie die Pflanzen im Allgemeinen mehr als die Thiere dem Einflusse ihrer Umgebungen unterworfen sind, so gilt dies auch im Betreff des Lichtes, welches, nächst Wärme und Feuchtigkeit, so kräftig auf die Pflanzenwelt einwirkt.

Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß Pflanzen, welche in Töpfen am Fenster und in Treibhäusern stehen, oder am Spalier an Mauern aufgezogen werden, sich gegen das Tageslicht hinneigen und wenden. Daß hier nicht die Wärme, sondern das Licht wirkt, ist klar, theils daraus, daß es auch da Statt findet, wo, wie in einem Treibhause, die Wärme in dem Hause größer ist, als draußen; dann auch daraus, daß man durch starkes Lampenlicht dieselbe Wirkung hervorzubringen im Stande ist. Daß die Pflanzen nicht blos nach der freien Luft sich hinbewegen, wird durch einen sehr einfachen Versuch bewiesen. Legt man keimende Kartoffeln in einen dunkeln Keller, in den das Licht durch ein geschlossenes Fenster hineindringt, und wo man ein anderes Fenster offen stehen läßt, aber dafür sorgt, daß das Licht hier abgehalten wird, so ziehen sich die Keime nach jenem und nicht nach diesem, also nach dem Licht, und nicht nach der Luft hin.

Daß diese Bewegung bei der Pflanze nicht so wie die des Thieres als willkührlich betrachtet werden kann, hervorgebracht durch eine Wahl oder durch ein Streben, sich in ein gewisses Verhältniß zu den äußeren Umgebungen zu setzen, darüber wird man leicht einig werden; denn es gibt Nichts, das bei der Pflanze auf Bewußtsein und Wahl deutet, und keine Spur von Nerven oder Muskeln, die einen Entschluß ausführen könnten. Eben so wenig kann man hier an eine Anziehung denken. Eine genügende Erklärung kann noch kaum gegeben werden. Man kann nur sagen, daß das Licht ein Reizmittel ist, welches die Lebensthätigkeit der Pflanzen in Bewegung setzt.

Ein anderes Verhältniß bei den Pflanzen, welches vom Lichte abhängt, ist ihr Schlaf. Die Blätter mancher Pflanzen falten sich zusammen, oder die Ränder der Blätter neigen sich gegen einander, wenn die Sonne untergeht; beim Aufgang der Sonne entfalten sich die Blätter wieder. Dieß zeigt sich nicht bei steifen lederartigen Blättern, dagegen aber wohl bei den dünneren, und am allerdeutlichsten sieht man es an den befiederten Blättern, wie bei der Wicke und der empfindlichen Mimosa. Die kleinen Blätter der letzteren schließen sich beim Verschwinden des Lichtes dicht an einander, auf dieselbe Weise, wie man sie am Tage berührt. Decandolle brachte, indem er diese Mimosa in einem Keller aufbewahrte, der am Tage dunkel, des Nachts aber stark durch Lampenlicht erleuchtet war, sie dahin, ihre kleinen Blätter in der Nacht zu entfalten und sie am Tage zusammenzulegen; also dahin, sich nach dem künstlichen Lichte zu richten. Deshalb, und weil der Schlaf der Pflanzen auch in ihrem freien Zustande so gänzlich sich an das Sonnenlicht bindet, ist es augenscheinlich, daß das Licht hier wirkt; wie — können wir wieder nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Wir können auch hier der Sache kaum näher kommen, als dadurch, daß wir erkennen, daß das Licht ein Reizmittel ist, welches auf die Pflanze wirkt, und ihre Le-

benskraft erhöht; fehlt das Reizmittel, so kehrt das Blatt in den Zustand zurück, in dem es sich früher in der Knospe befand, denn in der Blattknospe sind die kleinen Blätter des zusammengesetzten Blattes, oder die zwei Hälften eines einzelnen Blattes zusammengefaltet. Wird die Mimosa einer ununterbrochenen Einwirkung des Lichtes ausgesetzt, so wird ihr Schlaf unregelmäßig, und die Pflanze geräth gleichsam in einen fieberhaften Zustand.

In der genauesten Verbindung mit dem Schlafe der Pflanzen steht das Oeffnen und das Schließen der Blumen; die meisten Blumen sind am Tage geöffnet und während der Nacht geschlossen; einige hingegen, wie verschiedene Cactusarten, sind jedoch während der Nacht geöffnet und am Tage geschlossen. Auch hier brachte Decandolle durch Anwendung künstlichen Lichtes die Pflanzen dahin, die Tageszeiten zu verändern; er bewirkte, daß einige Nachtblumen sich am Tage öffneten, Tagblumen, in der Nacht offen waren.

Nach der Lehre von der Verwandlung der Pflanzentheile ist die Blume nichts Anderes, als eine Verbindung von feineren gefärbten Blättern; dieselben Gesetze, denen die Blätter unterworfen sind, gelten also im Wesentlichen auch für die Blumen. Ihre Blätter (die Kronblätter) entfalten sich also am Tage, sie legen sich zusammen, d. h.: die Blumen schließen sich, während der Nacht; die Blume kehrt zur Nachtzeit in den Zustand zurück, in welchem sie sich als Knospe befand. Hier ist es wieder das Licht, welches als Reizmittel auf die Lebensthätigkeit wirkt, und durch dessen Mangel dieselbe gehemmt wird. Nur die Nachtblumen machen eine Ausnahme, vielleicht weil sie so gebaut sind, daß sie das stärkere Licht vertragen können. Aber die Tagblumen öffnen und schließen sich alle zur selben Zeit, die meisten öffnen sich des Morgens, einige aber erst gegen Mittag, andere schließen sich schon innerhalb dieser Zeit. Diejenigen, welche sich später öffnen, bedürfen vermuthlich eines stärkeren Reizes, damit die Lebensthätigkeit hervorgerufen werde; diejenigen, welche sich vor Mittag schließen, sind vielleicht nicht im Stande, die Wirkung des stärkeren Lichtes auszuhalten. Auf der verschiedenen Zeit des Oeffnens und des Schließens der Blumen beruht die sogenannte Blumenuhr. Man pflanzt Blumen, welche sich zu verschiedenen Zeiten öffnen und schließen, auf ein und dasselbe Beet, und ist dann, wenn man ihren Zustand vergleicht, im Stande zu sagen, welche Zeit es ungefähr ist.

Der Einfluß des Lichtes auf die Farben der Pflanzen ist sehr in die Augen fallend. Der Theil eines Spargelstengels, welcher von der Erde bedeckt wird, ist weiß, der, welcher über die Erde hervorkommt, grün; die Endivie und andere Küchenkräuter werden, wenn man sie des Lichtes beraubt, weiß und bleich; der Kopf des Blumenkohles, welcher dicht von Blättern umschlossen wird, ist weiß, während die hervorwachsenden Blumenstengel des Grünkohls grün und die Blumen gelb sind. Die Wurzeln haben fast nie die grüne Farbe, sondern sind weiß, gelb oder bräunlich. Der innerste Theil des Stengels ist weiß, das Mark, die Saamenkerne, oder doch deren Keime, sind gewöhnlich auch weiß, während die sie umgebenden Hüllen oft gefärbt sind. Pflanzen, welche in Gebirgsvertiefungen wachsen, haben im Allgemeinen bleiche Farben. Diejenige Seite einer Frucht, z. B. eines Apfels oder einer Pfirsche am Spalier, welche sich gegen das Licht kehrt, ist stärker gefärbt, als die Seite, welche sich von demselben abwendet, ja der Schatten eines Blattes oder eines Zweiges, welcher auf eine Frucht fällt, bringt lichtere Stellen auf ihrer Oberfläche hervor.

Was uns so die tägliche Erfahrung in unsern Gärten lehrt, das zeigen die pflanzengeographischen Verhältnisse auch im Großen. In dem heißen Erdgürtel, wo die Luft klarer und durchsichtiger ist, und also das Sonnenlicht kräftiger wirken kann, zeigen die Blätter ein mehr dunkelgrünes Colorit, und die Blumen haben weit reinere, lebhaftere Farben, als in den gemäßigten oder kalten Klimaten; auch sind die Blumen

dort mehr gesprenkelt. Daß nicht die Wärme, sondern das Licht diese Wirkung hervorbringt, sieht man daraus, daß in dem Gürtel der Gebirgskräuter in den höheren Gebirgen, wo die Luft wohl kälter, aber durchsichtiger ist, und das Licht daher freier wirken kann, die Blumen schönere und reinere Farbe haben, als in den Ebenen. Einen ähnlichen Unterschied bemerkt man beim Vergleich der Küstenländer in dem gemäßigten Erdstriche mit dem Innern des Festlandes, denn hier, wo die Luft klarer ist, werden auch die Blumen nicht nur größer, sondern bekommen auch reinere und lebhaftere Farben als in den nebeligen und wolkigen Küstenländern und Inseln. Die schönen Päonien Nordasiens können unter vielen als Beispiel dienen.

Auch rücksichtlich der Einwirkung des Lichtes auf die Farben der Pflanzen muß man gestehn, daß man noch nicht im Stande ist, genügend zu erklären, wie diese Statt findet; doch spielt allerdings das Athmen und die dadurch hervorgebrachte Aufnahme von Kohlenstoff in die Pflanze eine Hauptrolle. Am deutlichsten sieht man dies bei der grünen Farbe, welche die Hauptfarbe bei den Pflanzen ist. Die Stengel und Blätter der Pflanzen bleichen, wie wir oben bemerkt haben, wenn sie des Sonnenlichtes beraubt, und erhalten die grüne Farbe wieder, wenn sie dem Sonnenlichte wieder ausgesetzt werden. Die grüne Farbe in den Blättern und in den grünen Stengeln entsteht aber dadurch, daß in den farbenlosen Zellen, welche die Hauptmasse der Pflanze ausmachen, bei allen Pflanzen sich grüne Theile vorfinden: kleine grüne Körner, Blattgrün. Die chemische Untersuchuug zeigt, daß der Kohlenstoff ein wesentlicher Bestandtheil im Blattgrün ist. Da nun die Pflanze beim Athmen unter der Einwirkung des Sonnenlichtes Kohlenstoff aus der Luft aufnimmt, so folgt daraus, daß sie, indem sie dem Sonnenlichte ausgesetzt wird, mehr Blattgrün in ihre Zellen bekommt und dunkler wird. Warum aber gerade der Kohlenstoff die grüne Farbe hervorbringt, kann noch nicht erklärt werden. Das Athmen der Blumen ist jedoch verschieden von dem der Blätter: sie nehmen im Gegentheil Sauerstoff auf und vermehren den Kohlenstoff der Luft; sie haben daher gewöhnlich eine andere Farbe als die grüne.

Wiedersehen.

Zu Falun in Schweden sagte ein junger Bergmann zu seiner Braut, — es war an einem Sonntag, Morgens als es zur Kirche läutete: „Heut werden wir zum zweitenmale aufgeboten, und noch einmal über acht Tage! dann wollen wir mit Gottes und des Pfarrers Segen unser eigen Häuslein bauen.“ — „Und Liebe und Friede sollen darin wohnen!“ sagte die glückliche Braut.“ „Denn du bist ja mein Einziges und mein Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grabe sein, als an einem andern Orte.“

Als aber der Pfarrer an diesem Tage von der Kanzel mit vernehmlicher Stimme ihre Namen gelesen, und hinzugesetzt hatte: „So Jemand Hinderniß anzuzeigen wüßte“ u. s. w., da meldete sich — der Tod. Denn als der Jüngling am andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannstracht an ihrem Hause vorbeiging, — der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an! — da klopfte er zwar noch einmal an's Fenster, und rief ihr einen guten Morgen hinein, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nicht wieder aus dem Bergwerk zurück, und sie hatte vergeblich am selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothen Rändern für ihn gesäumt zum Hochzeitstage; sondern als er nicht wieder kam, legte

sie es sorgfältig in ein Kästchen, das sie von ihm hatte, und weinte um ihn, und vergaß ihn nimmer. Unterdessen waren in der Welt, diesseits und jenseits des Meeres mancherlei Veränderungen vorgegangen; — in funfzig Jahren kann viel geschehen! Es waren Kriege und Processe geführt, und Frieden und Verträge geschlossen, Städte und Dörfer zufällig oder böswillig zerstört durch Feuer, oder durch Erdbeben verwüstet, und nochmals schöner und fester wieder aufgebaut worden. Und die Ackerleute säeten nach, wie vor, und ernteten, und der Müller mahlte; die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben noch immer fleißig nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als die in Falun aber im Jahre achtzehnhundert und neun, etwas vor oder nach Johannis, zwischen zwei Schachten durchbrechen wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, und den Schutt hinwegräumten, gruben sie den Leichnam eines jungen Mannes heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also, daß man seine Gesichtszüge und sein Alter völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tage heraufgefördert hatte, Vater und Mutter, Verwandte und Bekannte waren schon lange todt, keiner von den Umstehenden kannte ihn, oder wollte von seinem Unglück wissen, bis endlich die Braut des jungen Mannes herankam, der einst wenige Tage vor ihrer Hochzeit Abschied von ihr genommen hatte. Grau und von Alter gebeugt, an einer Krücke schleichend, kam sie heran, und sah und erkannte ihren Bräutigam. Mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz, sank sie auf die theure Leiche nieder, und es dauerte lange, ehe sie sich von der heftigen Bewegung ihres Gemüths wieder erholen konnte. „Es ist mein Verlobter," sagte sie endlich, „um den ich funfzig Jahre lang getrauert habe, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem letzten Ende! Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen, und nicht wieder heraufgekommen."

Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen. Sie sahen die Braut in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters, auflebend mit der Erinnerung eines längst versunkenen Glückes; sie sahen den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne; aber er öffnete den Mund nicht mehr zum Lächeln, oder die Augen zum Wiedererkennen. — Und sie ließ ihn von den Bergleuten in ihr Stübchen tragen, als die Einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihm habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe, und wachte die ganze Nacht hindurch, und betete knieend an seiner Seite. Und am andern Morgen, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhofe, und die Bergleute ihn abholen wollten, schloß sie ihr Kästchen auf, legte ihm das schwarz seidene Halstuch um, das sie für ihn gesäumt hatte, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewande, als wenn es ihr Hochzeittag, und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. — Dann als man ihn auf dem Kirchhofe in's Grab senkte, sprach sie: „Schlaf nun wohl im kühlen Bett, du mein liebster, mein einziger Freund! Schlaf weiter, noch einen Tag oder zehn, und laß dir die Zeit nicht lang werden! Ich habe nur noch wenig zu thun hier oben, und komme bald, und bald wird's wieder Tag!" „Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmale auch nicht behalten!" sagte sie, als sie fortging und sich noch einmal umschaute, als die Todtengräber das Grab verschütteten.

Maldivische Fischer.

Du sollst den Feiertag heiligen.

Eine Skizze, von August Braß.

(Als Erzählung zu dem Stahlstich: Neapolitanische Fischer.)

Etwa eine Stunde nordwärts von dem festen Schlosse Pizzo, an der Küste des Tyrrhenischen Meeres, welches an dieser Stelle den weniger gekannten Meerbusen von Euphemia bildet, liegen, hart am Strande zerstreut, einzelne Fischerhütten, deren betriebsame Bewohner einzig und allein ihren Unterhalt aus den Erzeugnissen gewinnen, die ihnen das Meer darbietet. Zwischen diesen Hütten sieht der Reisende, der von Pizzo herab eine kleine Ausflucht in dieser Richtung gemacht hat, um die Küstengegend zu besuchen, die hier so mannigfache Reize darbietet, eine kleine Kapelle liegen, die dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Fischer geweiht ist, welche hier vor ihrer Abfahrt um einen glücklichen Fang bitten und bei ihrer Heimkehr niemals unterlassen, dem Heiligen auf irgend eine Weise ihre Dankbarkeit zu bezeigen, sei es nun, daß sie einen schönen Korallenzweig, eine seltene Muschel auf dem Altare niederlegen, oder eine weiße, pfündige Wachskerze, die sie auf dem Jahrmarkte zu Pizzo erhandelt haben, opfern.

Dicht bei dieser Kapelle, wo das sandige und dennoch nicht zu flache Ufer einen günstigen Ankerplatz darbietet, sah man am Morgen des achten October 1815 eines jener leichten, einmastigen Küstenfahrzeuge liegen, welche in dieser Gegend Calabriens zum Thunfischfang benutzt werden, und die zwar nicht zu einer längeren Seereise taugen; aber vermöge ihrer leichten Bauart dem Sturme dennoch kräftig Trotz bieten, der die kühnen Schiffer oftmals auf hoher See überfällt.

Die bei dem Fahrzeuge befindlichen Personen schienen offenbar mit der Ausrüstung desselben beschäftigt zu sein, um in die See stechen zu können. Es waren größtentheils kräftige, wohlgebaute Gestalten, wie man sie bei den Calabresen gewöhnlich findet, und auch in die übliche Landestracht gekleidet, die dem Maler so viel Schönheiten darbietet, und auf dem Bilde selbst unser Auge entzückt, da der Künstler die Theerflecke, und die andren Einzelnheiten der zerrissenen Jacken, die diesem Eindruck bedeutenden Abbruch thun würden, weggelassen hat. Im Ganzen mochten es vielleicht acht bis zehn Personen sein, die damit beschäftigt waren, das Fischergeräth in Stand zu setzen und an Bord zu bringen, die Segel einzureffen und das Tauwerk zu ordnen, während einige Frauen und Kinder die Gruppe vermehrten, um der Abfahrt beizuwohnen und ihren Vätern und Gatten einen glücklichen Fang zu wünschen. Unter den Männern zeichnete sich indessen besonders Einer durch seinen hohen kräftigen Wuchs, so wie durch seine bessere Kleidung vortheilhaft vor den Uebrigen aus. Der Kragen eines sauber gewaschenen Hemds war über die kurze Jacke zurückgeschlagen, die von feinerem Stoffe schien, als die Kleidung seiner übrigen Kameraden, sein weiter Mantel hing nachlässig über einen Pfahl herab, an welchem der Calabrese selbst nachlässig und unthätig lehnte, während Alles ringsum emsig beschäftigt war und arbeitete. Es war der Steuermann des Schiffes bella Signora, denn diesen etwas prunkenden Namen las man an dem Spiegel jenes Fahrzeugs. Obgleich noch jung und kaum über das Alter des Jünglings hinaus trug sein Gesicht doch das Gepräge männlicher Kraft und Entschlossenheit, und das Band in dem Knopfloche seiner Jacke bekundete den Soldaten, der nicht ohne Auszeichnung gedient haben mußte.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen, ein leichter Morgenwind kräuselte die Wellen des Meerbusens; die Thurmuhr von Pizzo schlug sieben Uhr, und die Anstalten zur Abfahrt der bella Signora waren vollendet. In diesem Augenblicke wendete sich einer der Calabresen, mit einem alten, von Sturm und Regen verwetterten Ge-

sichte, der bisher aufmerksam auf das Meer hinausgeschaut hatte, zu dem Steuermann, der noch immer in der vorbeschriebenen Stellung lehnte.

„Heda, Geronimo;" rief er, mit der Hand auf die hohe See hinausdeutend; „tritt einmal hierher, — Deine Augen sind jünger als die meinen. — Was sind das für drei Segel dort in Nord-Nordwest? Ich kann sie nicht erkennen." Der Calabrese deutete bei diesen Worten nach der angegebenen Richtung, und Geronimo, welcher indessen hinzugetreten, blickte aufmerksam nach der Gegend hin, wo sein scharfes Auge bald genug die fraglichen Schiffe erspäht hatte. Diese näherten sich, von dem günstigsten Winde getrieben, schnell der Küste, von welcher sie nur noch zwei bis drei Stunden entfernt zu sein schienen, und ihre Absicht, Pizzo zu erreichen, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, da sie mit vollen Segeln geraden Wegs darauf lossteuerten.

Der Steuermann der bella Signora, der inzwischen die Bewegungen der Fahrzeuge eine geraume Zeit hindurch aufmerksam beobachtet hatte, ließ endlich die Hand sinken, mit welcher er seine Augen vor den Strahlen der Sonne geschützt hatte. — „Es ist eine schmucke, glatt getakelte Felucke, der vorderste Segler;" sagte er; „die beiden anderen kann ich noch nicht deutlich erkennen. — Was meinst Du Antonio? Sollte es nicht ein Postschiff der Regierung sein?"

„Nein, ganz gewiß nicht; ich wollte meinen Kopf verwetten. — Heda, Carlo, Junge, bringe mir mein Fernrohr, es liegt in dem Kasten rechts in der Kajüte."

Der Angerufene, ein Schifferknabe, gehorchte und kehrte nach wenig Augenblicken mit dem Instrumente zurück, durch welches der Steuermann alsbald die drei Fahrzeuge nochmals beobachtete. Ein plötzliches Schweigen der Erwartung war unter den Fischern eingetreten; die Erscheinung dieser drei Fahrzeuge, obschon durchaus nichts so Ungewöhnliches, hatte nichts destoweniger die Aufmerksamkeit Aller in hohem Grade angeregt und jeder folgte mit den Augen aufmerksam den Bewegungen der Fahrzeuge, oder heftete seinen Blick stumm fragend auf das Gesicht des Steuermanns, als suche er dort Befriedigung seiner Neugierde. Nach einer Pause von etwa fünf Minuten, während welcher er die Schiffe genau beobachtet hatte, ließ Dieser indessen das Fernrohr sinken. „Es ist die Flagge der Regierung;" sagte er; „aber diese Felucke scheint mir eher zu allem Anderen, als dazu bestimmt, Briefe und Packete von Palermo nach Neapel zu bringen."

Während sich die Anwesenden in Vermuthungen über den Zweck dieser Schiffe erschöpften, näherten sich dieselben indessen mit großer Schnelligkeit der Küste, so daß auch das unbewaffnete Auge sie für tüchtige Segler halten mußte. Die Gesellschaft am Strande war indessen durch einen neuen Ankömmling vermehrt worden, welcher ebenfalls einige Minuten aufs Meer hinausstarrte, dann aber die Mannschaft der bella Signora durch seine laute Anrede aus ihrer Unthätigkeit emporrief.

„Heda, was steht Ihr hier und gafft!" sagte er mit ziemlich barschem, befehlendem Tone. „Und wenn der Teufel selbst eine Spazierfahrt in jener Felucke machte, was kümmert's Euch? Ihr thätet besser, Eure Arme zu rühren, daß das Schiff hinauskommt, und nicht die beste Zeit zum Fange ungenutzt verstreicht."

„Mit Verlaub, Signor Padrone;" erwiederte der Steuermann, sich umsehend und höflich die Mütze ziehend; „das Schiff ist fertig, in See zu gehen, und die Mannschaft wartet nur darauf, die Messe zu hören, die gleich beginnen wird."

„Possen;" entgegnete der Eigner des Schiffes; „der heilige Antonius wird sich nicht mehr oder minder um Euch kümmern, ob Ihr Eure Gebete vorher hergeplappert habt oder nicht."

„Es ist Sonntag, Signor;" wendete der Steuermann dagegen entschieden ein; „und es wäre sündlich, während des Gottesdienstes unter Segel zu gehn. Auch wird sich keiner der übrigen Mannschaft dazu verstehen wollen."

Ein beifälliges Murmeln der Umstehenden

begleitete diese Worte des Steuermanns; aber das Gesicht dessen, an den sie gerichtet waren, färbte sich vor Zorn dunkel.

„Was ist das?" rief er wüthend; offene Widersetzlichkeit gegen meine Befehle! Den Augenblick die Anker aufgewunden, und die Ruder eingelegt! — Nun, wird's bald?"

Kein Einziger der Mannschaft schien indessen geneigt, diesem Befehle zu gehorchen; alle standen regungslos, auf den Steuermann blickend, der in zwar ehrerbietigem, aber festem Tone erwiederte. — „Es geht nicht. Kein braver Seemann wird so gottlos denken, die Anker zu heben, wenn die Glocke zur Messe ruft."

„Und ich sage Euch, Ihr sollt, Ihr müßt!" fuhr Jener im heftigsten Ausbruche der Leidenschaftlichkeit auf. „Meint Ihr, ich sei gesonnen, mich wegen Eures tollen Aberglaubens zum Narren machen zu lassen. Der Teufel wird Euch eher helfen, als der heilige Antonius. Vorwärts, Bursche!"

Die rohen Seeleute bekreuzten sich erschreckt bei dieser gotteslästerlichen Rede; aber jener Alte, der vorher den Steuermann auf das Erscheinen der drei Schiffe aufmerksam gemacht hatte, sagte unwillig: „Es ist nicht recht von Euch, Signor, solche Worte im Munde zu führen. Wir sind manchmal in See gewesen, wenn es aus Nordost blies, daß sich die Wellen emporbäumten und unser gutes Schiff umherschleuderten wie die hohle Schaale einer Nuß, und wir jeden Augenblick glaubten, gegen die Klippen des Ufers geworfen zu werden, aber dann ist ein frommes Ave Maria immer besser gewesen, als ein so gotteslästerliches Fluchen. — Thut Ihr meinetwegen, wie Euch beliebt, aber daß keiner von meinen Kameraden in diesem Augenblicke Hand anlegen wird, das Schiff in Gang zu bringen, das kann ich Euch versichern, so wahr ich mein graues Haar mit Ehren trage. — Gott befohlen, Signor; wenn die Messe vorüber ist, wird die bella Signora absegeln, aber nicht eher." Mit diesen Worten drehte sich der Alte um und schritt langsam, von seinen Gefährten gefolgt, der vorerwähnten kleinen Kapelle zu, von welcher das Geläut einer kleinen Glocke ertönte, welche die Andächtigen zum Morgengottesdienste rief. Der Patron des Schiffes sah sich allein am Ufer.

„Es ist ein faules, verdrossenes Volk;" murmelte er ingrimmig in sich hinein; „und dieser Geronimo wagte es, sich mir förmlich zu widersetzen. Aber das soll anders werden, hol's der Teufel! Er kann sich einen anderen Herrn suchen; auf meinem Schiffe hat er lange genug gedient." Und mit diesen Worten schlenderte er langsam, seinen Gedanken nachhängend, nach der Stadt, um dort in einer Taverne seine üble Laune durch ein Maaß Wein zu vertreiben.

George Pellegrino, der Eigenthümer der bella Signora war in ganz Pizzo als ein wohlhabender, sogar als ein reicher Mann bekannt, obschon Niemand recht wußte, wie er zu seinem Vermögen gelangt war. Doch vermuthete man ziemlich allgemein, daß es damit eine ganz eigenthümliche Bewandniß habe, da er der Sohn eines armen Fischers war; und weil er außerdem erst nach der Vertreibung Ferdinand's IV., und unter der Regierung Mürats, nachdem er längere Zeit von seiner Vaterstadt entfernt gewesen, dorthin zurückkehrte und zugleich durch seine Unternehmungen bewies, daß er Herr eines nicht unbedeutenden Vermögens sei, glaubte man allgemein, daß er als Agent Napoleons auf eine oder die andere Weise zu seiner Wohlhabenheit gelangt sei. So viel nun aber auch das Geld bekanntlich in der Welt vermag, und wie man zu sagen pflegt, nur derjenige geachtet und geehrt wird, der ein recht reicher Mann ist, so wollte sich die Wahrheit dieses Grundsatzes doch nicht bei Antonio bewähren; er wurde im Gegentheil von allen seinen Mitbürgern mit größerer Scheu, als mit Liebe behandelt, und wenn er Abends sein Haus verließ, um einen Spaziergang an der Küste zu machen, so zog zwar ein Jeder höflich seinen Hut und sagte: „buona sera, signor Pellegrino;" aber viel zu schaffen mochte Niemand mit ihm haben.

Schon seit mehreren Jahren betrieb Pellegrino den Thunfischfang, das heißt, er hatte ein Fahrzeug zu diesem Zwecke gekauft und ausgerüstet, und bei der Rückkehr von dem Fange wurde die Beute, wie bei derartigen Unternehmen gewöhnlich, in fünf Theile getheilt, von denen zwei dem Eigenthümer des Schiffes, einer dem Steuermann und die beiden übrigen der Mannschaft zufielen. Die Art und Weise, mit welcher indessen Antonio seine Leute zu übervortheilen suchte, war die Ursache gewesen, daß es der bella Signora, obschon sie ein schmukkes Schiff war, dennoch oft an Mannschaft fehlte, und nur durch augenblicklichen Mangel an Beschäftigung war Geronimo dazu bewogen worden, bei dem filzigen Padrone als Steuermann Dienste zu nehmen. Da er dagegen als ein wackerer, tüchtiger Mann in der ganzen Umgegend bekannt war, fehlte es nun auch nicht mehr an Leuten, die unter ihm Dienste suchten und überzeugt waren, er werde sich unter keinen Umständen sein eigenes und seiner Untergebenen Recht nehmen lassen. — Dem war auch wirklich so. — Geronimo war Soldat gewesen und hatte unter Mürat gefochten, ja er war von demselben sogar ausgezeichnet und zum Sergeant ernannt worden, hatte aber in Folge einer am Fuße erhaltenen Wunde den Dienst verlassen und war nach Pizzo zurückgekehrt, wo er, bereits seit mehreren Jahren verheirathet, in stiller Zurückgezogenheit lebte. Zwar hatte sein Herz gewaltig unter der groben Fischerjacke gepocht, als die Nachricht kam, der alte Franzosenkaiser irre flüchtig und verfolgt umher; als er von der Verbannung desselben nach Elba, von der Rückkehr nach Frankreich, von der Schlacht bei Waterloo hörte; er hätte sich selbst gern wieder in die Reihen seines Regimentes gestellt, als auch Mürat an der Spitze der neapolitanischen Truppen gegen Oberitalien losbrach, um die Bewegungen seines kaiserlichen Schwagers zu unterstützen, aber ein Blick auf Weib und Kind hielt ihn davon zurück. — Und als nun die Oestreicher siegend vordrangen, und Mürat flüchtig in Neapel einritt, um nach Frankreich zu entkommen, als das Geschrei durch das Land ging, daß Ferdinand IV. wieder König von Neapel sei, da rief Geronimo zwar auch Hurrah für den neuen Herrscher, doch dabei betete er still in seinem Herzen, daß sein alter König und Waffengefährte eine glückliche Fahrt auf der Flucht haben möchte. —

Die Messe hatte den größten Theil der Einwohner Pizzo's in der kleinen Kirche des Städtchens versammelt; es schlug zehn Uhr, der Gottesdienst war beendet, und die Menge strömte aus den geöffneten Thüren, während Pellegrino am Fenster der kleinen Taverne auf dem Marktplatze saß und gleichgiltig auf die Vorübergehenden hinausblickte.

In diesem Augenblicke bemerkte man eine sonderbare Bewegung unter dem Volke. Bald rückwärts, bald vorwärts drängend, war leicht zu ermessen, daß irgend eine plötzliche, unerwartete Begebenheit die Neugierde der Menge erregt haben müßte, und als Pellegrino aufmerksam, was es damit für eine Bewandniß habe, das Fenster öffnete, sah er einen Offizier in der Paradeuniform eines Generals, von einer geringen Zahl Soldaten gefolgt, auf den Marktplatz zukommen. Die Uniform dieses Generals war ziemlich sonderbar und phantastisch gewählt. Er trug ein weißes Beinkleid und Stulpenstiefel, in seinem Gürtel steckten zwei Pistolen, ein Säbel hing an der linken Seite, in der rechten Hand trug er eine Fahne.

Ein Schweigen der Erwartung herrschte unter der versammelten Menge. Niemand schien diesen General zu kennen, der mit seiner Begleitung aus einem jener drei Fahrzeuge, die vorher die Aufmerksamkeit der Fischer erregt hatten, ans Land gesetzt worden war; aber Jeder war überzeugt, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignen werde. — Dennoch gab es zwei Personen, welche diesen Mann mit dem kühnen Auge, mit der hohen Stirn, auf der Stelle wieder erkannten,

und der Eine von diesen war Pellegrino, der andere ein ältlicher Landmann, Namens Tavella, der bei der neapolitanischen Garde gestanden hatte; beide wußten es im Augenblick. — Es war Mürat, der ehemalige König von Neapel. —

Ein Zufall wollte, daß das Auge des Königs auf den Letzteren dieser beiden Männer fiel; er erinnerte sich seiner nicht nur auf der Stelle, sondern wußte sogar den Namen desselben, und auf ihn zutretend, sagte er, indem er die Hand auf die Schulter seines ehemaligen Waffengefährten legte: „Tavella, erkennst Du mich nicht? — Ich bin Joachim Mürat, Dein König. Du wirst der erste sein, der ruft: Es lebe Joachim!"

„Viva Joachim Murat!" rief das Gefolge des Königs; aber weder Tavella noch einer der Umstehenden stimmte in diesen Ruf mit ein. Dieses Schweigen zeigte Mürat, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht habe.

„Auch gut," sagte er zu Tavella; „wenn Du nicht Vivat rufen willst, so geh, um mir ein Pferd zu bringen, und ich will Dich zum Hauptmann machen. Geh!"

Der Angeredete gehorchte, er verschwand unter der Menge; aber ehe er zurückkehrte, hatte Mürat eingesehen, daß nur ein schneller Entschluß ihn retten könne, denn ein drohendes, unheilvolles Murmeln ließ sich aus dem umstehenden Volke vernehmen. — In dem, nur eine kurze Strecke von Pizzo entfernten Monteleone glaubte er eine günstigere Aufnahme zu finden; hier durfte er keinen Augenblick länger verweilen.

„Folgt mir, Kinder! Nach Monteleone!" rief er seinen Soldaten zu, und während sich seine Getreuen eng an ihn anschlossen, drängte sich die kleine Schaar dicht geschlossen durch die Volksmenge, die noch immer unentschlossen und zögernd dastand.

Mürat hatte indessen kaum den Marktplatz verlassen, als Pellegrino sich so schnell als möglich durch die Menge drängte. Er wußte, daß sich der Commandant der Gensd'armerie von Cosenza, Namens Trenta Capelli, zufällig in Pizzo befand und wollte denselben aufsuchen. Aber Dieser hatte schon die wichtige Nachricht von der Landung des Exkönigs empfangen, und betrat fast zugleich mit Jenem den Marktplatz.

„Zu den Waffen! zu den Waffen, Bürger!" rief Pellegrino, begierig, sich in den Augen eines königlichen Offiziers thätig zu beweisen, und wirklich schien dieser Ruf größeren Anklang unter der Menge zu finden, als der: „es lebe Joachim!" —

Unter den Bewohnern Calabriens dürfte man wohl keinen einzigen finden, der nicht eine Flinte in seiner Wohnung hätte, und nicht fünf Minuten vergingen, seitdem der Ruf Pellegrino's auf dem Marktplatze wiederhallt war, als beinahe zweihundert Bewaffnete sich in den Straßen zusammenfanden, an deren Spitze Trenta Capelli den flüchtigen Joachim verfolgte. Aber unter dieser wilden, tumultuarischen Menge bemerkte man einen, der obgleich mit keinem Feuergewehr bewaffnet, dennoch einer der eifrigsten Verfolger zu sein schien, da er einer der Vordersten war und sich dicht hinter Pellegrino hielt. — Es war der Steuermann der bella Signora.

Die von dem Gensd'armeriehauptmann geführten Calabresen hatten indessen bald genug Joachim erreicht, der mit den Seinen durch jenen schroffen Felsabhang aufgehalten worden war, über welchen späterhin die Brücke bei Pizzo gebaut wurde. Der König befand sich in einer schrecklichen Lage, vor ihm ein Abgrund von nahe an dreißig Fuß Tiefe, hinter ihm die Feinde, deren Zahl mit jeder Minute anwuchs. In diesem kritischen Augenblicke aber gewann er seine ganze Geistesgegenwart, durch welche sich dieser unerschrockene General jederzeit ausgezeichnet hatte, wieder. Er wendete sich gegen seine Verfolger, rief seinen Soldaten Halt zu, und trat auf Trenta Capelli zu, der ebenfalls die Seinen zurückbleiben hieß und sich dem Könige mit dem Säbel in der Hand näherte.

„Capitain," sagte Mürat: „wollen Sie Ihre Epaulettes mit denen eines Generals ver-

tauschen? — Rufen Sie, es lebe Joachim! und folgen Sie mir mit diesen Leuten nach Monteleone."

„Sire;" erwiederte Trenta Capelli, dies lockende Anerbieten kalt zurückweisend, „wir alle sind getreue Unterthanen des Königs Ferdinand. Ergeben Sie sich; Widerstand würde unnützes Blutvergießen herbeiführen."

Eine solche Antwort hatte Mürat nicht erwartet. „Zurück," sagte er, unwillkührlich nach seiner Pistole greifend. „Zurück! Wer wagt es, Hand an mich, an den König von Neapel zu legen!"

Mechanisch gehorchte der Capitain; aber in demselben Augenblick fiel aus dem Häufen der Calabresen ein Schuß und die Kugel streifte das Haar Joachims. Pellegrino hatte tückisch sein Gewehr auf den Exkönig losgebrannt, er war gewiß, sein Ziel nicht zu verfehlen, da er keine funfzig Schritte von ihm entfernt war; aber sein Hintermann hatte ihm im Augenblicke des Losfeuerns die Büchse zur Seite gestoßen, so daß die Kugel ihr Opfer fehlte. Wüthend blickte sich Pellegrino nach demjenigen um, welcher seine Absicht vereitelt hatte. „Ha, Geronimo!" rief er; „Verrätherei! Das soll Dir theuer zu stehen kommen."

„Meuchelmörder!" erwiederte der junge Steuermann verächtlich.

Pellegrino wollte etwas erwiedern; aber sein Wort verhallte unter dem Knallen der Flintenschüsse. Sein Feuer hatte die Losung zu einer allgemeinen Salve der Calabresen gegeben, von deren Kugeln getroffen mehrere Soldaten Mürats zu Boden stürzten. Dieser sah ein, daß ihm nur noch ein Weg zur Rettung übrig bleibe; denn da einmal Blut geflossen, war die Wuth nicht mehr zu bändigen.

„Folgt mir!" rief er den Seinen zu, und ohne eine zweite Ladung abzuwarten, sprang er keck den Abhang hinab, der, wie gesagt, etwa dreißig Fuß hoch war, unten aber sandigen Boden hatte und nach der Meeresküste hinführte. Der Sprung fiel glücklich aus. Mürat erhob sich, ohne irgend eine Verletzung, von der Erde und nun folgten ihm zwei seiner getreusten Anhänger, der General Franceschetti und sein General-Adjutant Campane auf demselben Wege, und mit ebenso glücklichem Erfolge. Alle drei eilten so schnell als möglich dem Meere zu.

Wenige Minuten darauf hatten auch die Calabresen den Rand des Felsens erreicht. Alle standen zögernd an dem schroffen Abhange. „Vorwärts!" rief Trenta Capelli; aber Keiner bezeigte Lust, die Verfolgung auf eine so verzweifelte Weise fortzusetzen, nur Pellegrino, wüthend seine Absicht vereitelt und die Flüchtigen entkommen zu sehen, warf sein Gewehr vorauf hinab und schwang sich dann selbst über den Felsen hinaus. Aber sich überschlagend stürzte er mit dem Kopf zuerst hinab, und blieb regungslos unten im Sande liegen. Er hatte das Genick gebrochen.

Zögernd standen seine Gefährten an dem Abgrunde; keiner wollte den gefährlichen Sprung wagen, und dieser Umstand schien für Mürat und seine Gefährten glückbringend, denn seine Verfolger mußten einen bedeutenden Umweg machen, wenn sie den Felsen umgehen und auf einem andern Pfade das Ufer gewinnen wollten. Aber dennoch sollte sich das Schicksal dieses unglücklichen Monarchen an dieser Stelle entscheiden. Jene drei Fahrzeuge, welche Mürat und seine Anhänger von Corsika herübergeführt hatten, lagen zwar noch in einiger Entfernung vor Anker, aber die Schaluppe, welche ihn an's Land gesetzt, war zu der Felucke zurückgekehrt. Ein Fischerboot lag indessen nicht weit davon auf dem Strande. Die drei Flüchtlinge machten verzweifelte Anstrengungen dieses Fahrzeug flott zu machen; aber vergeblich. Bald genug hörten sie das Geschrei ihrer Verfolger, welche dem Vorsprung des Felsens nahten. Doch dies diente nur dazu ihre Kräfte zu verdoppeln; jetzt berührte der Kiel des Kahnes das Wasser, Mürat glaubte sich gerettet; da krachte ein Schuß, und durch die Brust getroffen, sank Campane zu Boden. Aber die Barke war flott, Franceschetti sprang hinein, Mürat wollte folgen, doch

seine lange Sporen hatten sich in die Maschen eines am Strande liegenden Fischernetzes verwickelt, und während er sich in den Kahn schwingen wollte, gab dieser dem Drucke seiner Hände nach und stieß vom Ufer ab, während der König, die Füße in dem Netze, mit dem Oberkörper in's Meer stürzte. — Ehe er sich aufrichten konnte, hatten ihn seine Verfolger erreicht; er war ein Gefangener.

* * *

Es war fünf Tage nach diesem Ereignisse, am 13. Oktober 1815, als man eine ungewöhnliche Bewegung im Hofe des Schlosses zu Pizzo wahrnahm. Neun Grenadiere, von einem Korporal geführt, stellten sich in Linie an der Thür des Conseil-Saales mit der Front gegen die etwa zwölf Fuß hohe Mauer des Schloßhofes auf. Es schlug vier Uhr. Die Thür des Gefängnisses, welches den Exkönig verwahrt hatte, öffnete sich; Mürat trat heraus und begrüßte freundlich die Soldaten. Dann kommandirte er mit einer Stimme, so ruhig, als handle es sich um ein einfaches Exercitium: „Chargiren! Fertig!" Die Kolben klirrten auf das Pflaster, die Ladestöcke rasselten in den Lauf, die Gewehre lagen im Anschlag. Mürat zog seine Uhr, er küßte das Portrait seiner Gemalin, welches auf der Rückseite derselben gemalt war, dann ließ er die Arme sinken und kommandirte Feuer. Die Schüsse krachten; acht Kugeln hatten seine Brust durchbohrt.

Ein junger Mann, der inzwischen an der Mauer des Schlosses in ängstlicher Spannung gewartet hatte, sank bei dem Knall der Gewehre auf seine Knie und betete andächtig ein Vaterunser für die Seele des Dahingeschiedenen. Es war Geronimo, der Steuermann der bella Signora.

Zu derselben Zeit las ein Priester in der kleinen Kirche zu Pizzo eine Todtenmesse für Pellegrino; aber Niemand hatte sich eingefunden, um an seinem Sarge zu beten, und als am Abend die bella Signora in See ging, sagte der alte Antonio, indem er zu Geronimo an das Steuer herantrat:

„Ich habe mir das wohl gedacht, daß dem Padrone ein Unglück zustoßen werde. Hat man je erlebt, daß Jemand so gotteslästerliche Reden an einem Feiertage geführt hätte."

„Aber Vater Antonio;" sagte ein junger Bursche, der diese Worte mit angehört hatte, „das kann ich noch nicht so recht begreifen; denn ich weiß nicht, ob der Padrone hier nicht gesund auf dem Hinterdeck stände, wenn er den Sprung nicht gewagt, und ob ich nicht an seiner Stelle im Sarge läge, wenn ich's statt seiner gethan hätte."

„Du bist ein junger, unerfahrner Gesell;" entgegnete der Alte unwillig „und Du wirst auch noch einmal anders denken lernen, wenn Du mehr in der Welt gelebt hast. — Es steht geschrieben, Du sollst den Feiertag heiligen, und ich habe manches schmucke Schiff hinausfahren sehen am Sonntag, wenn die Glocken läuteten; aber am Abend war großer Jammer und Wehklagen, wenn die Nachricht kam, daß es untergegangen sei mit Mann und Maus. — Wenn Pellegrino nicht den Hals gebrochen hätte, würde es ihm wohl auf andere Weise eingetränkt worden sein, denn der heilige Antonius läßt nicht mit sich spaßen. — Aber sieh Geronimo, der Mond kommt herauf, und die See ist so glatt und ruhig wie ein Spiegel. — Ich glaube, wir werden einen glücklichen Fang haben."

Legende beim Spinnrad.

O horch doch, wie draußen der Nordwind saust,
Und durch die entblätterten Bäume braust;
Wie ist's doch so lieblich im Winter itzt,
Wenn man so im traulichen Stüblein sitzt,
Im wärmenden Ofen das Feuer kracht,
Das Aemplein freundlich erhellet die Nacht!

Drum munter, ihr Mädchen da, klein und groß,
Und spinnet mir wacker und flink drauf los!
Laßt rasch sich die schnurrenden Rädlein drehn,
So hören wir kaum mehr des Sturmes Wehn!
Ein Mährchen beim Spinnrad verkürzet die Zeit,
Drum hört die Geschichte des Flachses heut.

Im einsamen Kämmerlein Lina saß
Und weinte die lieblichen Aeuglein naß.
Den Aeltern, ach, fehlte bereits die Kraft,
Womit sich der Dürftige Nahrung schafft;
Die zärtliche Tochter schmerzt ihre Noth —
Sie klaget ihr Elend dem lieben Gott.

Da sinkt sie allmählig in süße Ruh,
Es schließt ihr der Schlummer die Augen zu.
Im Traume erscheint, der Jungfraun Zier,
Maria, die Mutter des Heilands, ihr;
Zehn Sterne von strahlendem Himmelslicht
Umglänzen ihr lächelndes Angesicht.

Sie trägt in der rechten ein Kräutlein zart
Vom niedlichsten Wuchse und feinster Art;
Die grünenden Blättlein netzt heller Thau,
Die Blümlein sind gleich ihrem Mantel blau.
Dies Kräutlein, spricht Maria, schafft dir Brot,
Arbeite nur fleißig und trau auf Gott.

Und sieh, in der Hand ihr die Blümlein hold
Schnell reifen zu Knöpflein so klar wie Gold;
Nach Anzahl der Sternlein in ihrem Schein
Schließt jedes zehn niedliche Körnlein ein.
Sie streuet die Körnlein in's Gartenland —
Und lächelt noch einmal, bis sie verschwand.

Die trauernde Lina getrost erwacht,
Der Morgen schon röthlich in's Fenster lacht;
Sie suchet und findet im Feld entzückt
Das Blümchen, deß Bild sie im Traum erblickt,
Sie sammelt den Samen mit flinker Hand,
Und säet die Körnlein in's Gartenland.

Bald prangen die Beetchen gar freundlich grün,
Drauf sieht sie die bläulichen Blümlein blühn,
Jetzt stehen die Knöpflein zu Tausenden schön,
Die Aeltern kopfschüttelnd die Pflanzung sehn.
„Ach Tochter, das Kräutlein giebt uns kein Brot,
Ach nimmermehr lindert es unsre Noth!"

Und Lina geht trauernd und bang zur Ruh,
Es schließt ihr der Schlummer die Augen zu.
Maria erscheint wieder hell und klar,
Umgeben von freundlicher Engelschaar.
Voll Freundlichkeit winket sie mit der Hand,
Die Engelein eilen zum Gartenland.

Hier pflücket die Kräutlein ein Engelknab,
Und jener dort streifet die Knöpflein ab;
Der trocknet die Halme am Sonnenschein,
Der macht durch die Breche vom Holz sie rein;
Dort hechelt geschäftig ein lockig Paar —
Bald gleichet der Flachs ihrem gelben Haar.

Am zierlichen Rädlein von Elfenbein,
An goldner Kunkel gar künstlich und fein,
Maria mit Fingern so rein wie Wachs
Zum Faden jetzt drehet den reinen Flachs,
Und siehe, der webenden Engel Hand
Zur Leinwand die Fäden geschickt verband.

Die trauernde Lina sehr froh erwacht,
Den Aeltern deß treue Beschreibung macht;
Der Vater, gar sinnig und vielgewandt,
Er bringet die Werkzeuge bald zu Stand;
Die Mutter mit Lina nun täglich spann,
Und was sie nur spinnen, das webt der Mann.

Schon liegen wohl Stücke auf Stücke zu Hauf,
Doch fordert fast Niemand ein Stück zu Kauf;
Ja manche hochmüthige eitle Frau
Verspottet der Leinwand bescheidenes Grau.
Der Vater auf allerlei Farben fällt,
Ach aber von allen nicht eine hält!

Die sorgsame Lina auf's Neue weint —
Maria zum dritten Mal ihr erscheint.
Sie trägt eine Lilie in der Hand
Tief unter ihr dehnt sich mit Tuch bespannt,
Weithin eine prangende grüne Au',
Dicht wimmelnd mit Blümchen gelb, roth und blau.

Die Heilige winkt mit dem Lilienstab —
Da rauschet der Regen mit Macht herab;
Sie winkt und aus goldnen Wolken bricht
Der kräftiglich strahlenden Sonne Licht;
Und Sonne und Regen die Leinwand bleicht,
Bis daß sie an Weiße der Lilie gleicht.

„Sieh Lina," mit freundlichem Angesicht
Maria, die heilige Jungfrau spricht:
„So krönet der Himmel den frommen Fleiß,
Und kleidet die Unschuld in reines Weiß.
Rein, lichthell, ohn' Flecken sei immerhin,
Sowie dein Gewand jetzt, dein Herz und Sinn."

„Noch wisse: damit es im Winter nicht
Beim nächtlichen Spinnen dir fehlt am Licht, —
Das Oel, das dem Saamen des Leines entquillt,
Gar reichlich die Lampe des Armen füllt,
Und machet, will's Rädlein nicht recht mehr gehn,
Ein Tröpflein es schnelleren Schwungs sich drehn."

Voll Freundlichkeit Lina vom Schlaf aufsteht,
Mit Leinen beladen zur Wiese geht,
Begießet sie täglich mit treuem Fleiß:
Bald schimmern, o Wunder! sie blendend weiß.
Der staunende Wanderer meint, er seh'
Am glühenden Sommertag frischen Schnee.

Vor aller buntfarbiger Kleider Pracht
Wird Weiß nun der Jungfrau'n Lieblingstracht.
Gar reichlicher Wohlstand krönt Lina's Haus,
Es stattet das Kräutlein sie herrlich aus;
Und schneeweiß gekleideter Jungfrau'nschaar
Begleitet bald Linen zum Traualtar.

D'rum spinnet ihr Mädchen nur frisch drauf los,
So habt ihr auch Leinwand, seid ihr einst groß.
Ein selbstgesponnenes weißes Kleid
Ziert schöner als Purpur und Goldgeschmeid;
Doch die, deren Herz stets in Unschuld schlägt,
Die Farbe der Unschuld mit Ehren trägt.

Der Herr thut wohl den Menschen und Thieren.

(Eine alte jüdische Erzählung.)

Als vor mehr denn 2000 Jahren der König Alexander, von dem auch das erste Buch der Maccabäer vermeldet, hinauszog, die Welt zu erobern, kam er zu einem Volke Africa's, das in einem fernen, abgesonderten Lande in friedlichen Hütten wohnte, und weder den Krieg, noch den Eroberer kannte. Und man führte ihn zum Herrn des Landes, welcher ihn gastfreundlich empfing, und vor ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und so auch Brot von Gold auftragen ließ.

„Esset Ihr denn Gold in diesem Lande?" fragte Alexander.

„Ich nehme," erwiederte der König der Africaner, „ich nehme es für ausgemacht an, daß Du gewöhnliche Speise in Deinem eigenen Lande genug hast. Weshalb bist Du sonst wohl hergekommen, als um des Goldes willen?"

„Dein Gold hat mich nicht hergeführt! Ich wollte mit Euren Sitten und Gewohnheiten bekannt werden!“ rief Alexander.

„Wenn das ist, so bleibe bei uns, wie lange es Dir gefallen wird!“ bat der Andere. Und als sie so gesprochen hatten, traten zwei Männer herein, um über eine Sache entscheiden zu lassen. Es klagte aber der eine: „Von diesem Manne kaufte ich einen Acker Landes, und als ich eine tiefe Furche hineinzog, fand ich einen Schatz. Derselbe gehört doch aber mir nicht, denn ich kaufte den Acker, nicht aber die Schätze, die darin verborgen sein möchten. So will er nun den Schatz nicht zurücknehmen.“

Da vertheidigte sich der Andere und sprach: „Hab' ich doch auch ein Gewissen, so gut wie mein Freund da! Und habe ich ihm den Acker verkauft mit allem, was dazu gehört, und folglich auch mit dem Schatze, der darin lag!“

Der Herrscher aber und oberste Richter in diesem Lande wiederholte ihre Worte, damit sie beide sähen, wie er sie wohl verstanden habe, und sann eine Weile nach und fragte dann den einen: „Hast Du nicht einen Sohn?“ — Und den andern: „Hast Du nicht eine Tochter?“ Als aber beide Ja geantwortet hatten, entschied er: „So laß Deinen Sohn die Tochter Deines Freundes heirathen, und gieb ihnen den Schatz zur Aussteuer.“

Alexander aber schien erstaunt und überrascht: „Hältst Du meinen Ausspruch für ungerecht?“ fragte ihn der Africanerfürst.

„Nein,“ war Alexanders Gegenrede; „aber er nimmt mich doch Wunder!“

„Und wie würde dann wohl in Deinem Lande verfahren worden sein?“

„Aufrichtig gesprochen — Wir hätten beide Partheien in Gewahrsam gebracht und den Schatz zum Besten des Königs weggenommen.“

„Zum Besten des Königs! — Wie? Scheint denn in Deinem Lande auch die Sonne?“

„O ja!“

„Und regnet es auch daselbst?“

„Freilich!“

„Wunderbar! — Aber sind denn auch Thiere daselbst, welche von Gras und grünen Kräutern leben?“

„Sehr viele und von aller Art!“

„Nun, dann muß dies die Ursache sein! Wegen dieser unschuldigen Geschöpfe läßt der Allgütige seine Sonne scheinen und den Regen auf Euer Land fallen; denn die Bewohner desselben sind solcher Gaben nicht werth!“

Von der Weiber Lieb' und Treue.

(Ein Schwank.)

Wenn die Weiber sich ihrer Liebe und Treue gegen die Männer gar zu sehr überheben wollen, so erzählt man ihnen auch wohl folgenden guten alten Schwank: Eine Frau verlor ihren Mann durch frühen Tod. Sie hatten in großem Frieden mit einander gelebt, und nun da er gestorben, schien ihres Jammerns und Klagens kein Maaß und Ende zu sein. Sie wich nicht von dem Grabe weder bei Tag noch bei Nacht, und selbst der Pfarrer konnte sie nicht ihres Leides getrösten. Nun stand nicht fern von dem Kirchhofe der Galgen. Daran hatten sie jüngst Einen gehängt, und aus Furcht, es möchte der Leichnam von dessen Verwandten gestohlen werden, hatten sie in der Nacht einen Gerichtsdiener hingestellt, daß er den Leichnam in Hut halte. Als dieser nun des Weibes Wimmern vernahm, wollte er zusehen was da wäre; und da er die Ursache ihrer Trauer vernommen, so sprach er ihr freundlichen Trost zu, und ermahnte sie, des Todes zu vergessen und das Leben wieder lieb zu gewinnen. Das wiederholte er so oft und trieb es so lange, bis sie des Handels eins wurden. Inzwischen ward

ihm der Dieb vom Galgen gestohlen. Darüber hatte er großen Schrecken, denn es stund ihm sein Leben darauf. Er kam eilends zur Frau und klagte ihr sein Leid, und bat sie um einen treuen Rath. Die Frau sprach: „Spare Deinen Kummer; ich habe einen Einfall, wie Dir geholfen werden kann.“ Sie hieß ihn darauf den Strick vom Galgen holen; sie selbst grub inzwischen ihren Mann aus dem Grabe, und übergab ihn dem Gerichtsdiener, daß er ihn an den Galgen henken sollte an des Diebes Statt Der Diener sprach: „O liebe Frau! es ist umsonst; denn der Dieb hatte einen kahlen Kopf.“ „Dem ist leicht abzuhelfen,“ sagte die Frau und rupfte ihrem Manne eilend alle Haare aus und half also dem Diener ihn an den Galgen henken. Darauf nahm sie der Knecht zur Ehe und er ließ sie der Lieb' und Treue genießen, die sie an ihrem Herrn begangen hatte. — Diese Geschichte steht in alten Büchern geschrieben; und darum muß sie wohl wahr sein, ihr lieben, treuen Weiber!

Ueber Drachen und Ungeheuer.

von W. Stieber.

In wie mannigfachen Formen sich auch die Geschöpfe des Allmächtigen auf unserer Erdoberfläche darstellen, so finden wir doch bei der Bildung aller, bestimmte Regeln und Gesetze befolgt. Als das erste dieser Gesetze sehen wir aber das eines überall herrschenden Gleichgewichts ausgesprochen. Nirgends finden wir eine übermäßige, nur zerstörende und unbezähmbare Kraft, sondern ein Geschöpf ergänzt und beschränkt stets das andere in seinen Zwecken, je nachdem es der weise Haushalt der Natur erfordert. Nur durch dieses überall herrschende Gleichgewicht vermögen die feindlichsten Kräfte neben einander zu bestehen, ohne daß eine die andere völlig aufreibt und die so fröhlich belebte Schöpfung in eine todte Wüste verwandelt wird. Ergeht sich die Natur aber wirklich einmal in mächtigen überschwenglichen Formen, so tragen diese entweder das Princip des Gleichgewichts in sich selbst, oder dasselbe wird in ihren Nebengeschöpfen verwirklicht. Die ungeheure Masse des Wallfisches erscheint als ein unschädliches Geschöpf, da der kleine Schlund desselben ihm kaum Zeit genug vergönnt, sich seinen Unterhalt mühsam und kärglich zu verschaffen; denn was sollte aus der Schöpfung werden, wenn der Wallfisch mit der Gefräßigkeit des Hai's verwüstend umherschweifte? Der furchtbare Coloß des Elephanten ist auf friedliche Grasung und den Genuß von Pflanzen angewiesen, damit er nicht als furchtbar wüthende Kraft die Wohnungen der Menschen zertrümmert, um sich in blutigem Fleische zu weiden. Die ungeheure Riesenschlange führt kein Gift bei sich, denn wohin sollte es führen, wenn sie ihre Beute zugleich mit Gewalt und Meuchelmord angriffe? Der grimmige Löwe und der tückische Tiger halten sich theils gegenseitig in Schranken, indem sie einander selbst räuberisch anfallen, theils finden sie in der mächtigen Riesenschlange und der überlegenen Klugheit des Menschen einen sichern Bekämpfer.

Schon aus diesem allgemeinen Gesetze der Schöpfung, welches wir überall beobachtet finden, müssen wir es für ein Unding halten, wenn uns von furchtbaren Drachen und Ungeheuern erzählt wird, welche mit maßloser und unwiderstehlicher Kraft alles zerstören und vergiften und welche eher ein Feind, als ein Werkzeug des allgütigen Schöpfers erscheinen.

Aber, werden uns manche unserer Leser ungläubig entgegensetzen, lesen wir nicht in alten Historienbüchern und Chroniken genaue und

deutliche Beschreibungen geflügelter Drachen und gräßlicher Ungeheuer, wie sie nur der geben kann, welcher diese Thiere wahrhaft gesehen hat und rühren diese Beschreibungen nicht oftmals von Leuten her, welche nicht die mindeste Ursach haben können uns zu täuschen und denen man Verstand genug zutrauen kann, um Täuschung und Wahrheit zu unterscheiden? Sind nicht selbst die Schriften jener klugen und vortrefflichen Völker, welche in allen Dingen als Muster aufgestellt werden — nämlich der Griechen und Römer — von den Beschreibungen schrecklicher Molche und Hydren angefüllt, welche uns nur mit Grauen erfüllen können. Bedarf es noch einer Erinnerung an die furchtbare Sphynx, welche halb Tiger, halb Jungfrau die unglücklichen Jünglinge zerschmetterte, welche die ihnen vorgelegten Räthsel nicht zu errathen vermochten? Bekämpfte nicht Hercules die siebenköpfige Hydra, tödtete nicht Theseus den furchtbaren Minotauros, welcher schon so viele Opfer verschlungen; finden wir nicht sogar auf den alten egyptischen Denkmälern tausende geflügelter Schlangen abgebildet; werden nicht täglich Bruchstücke ungeheurer vorweltlicher Thiere ausgegraben; erzählt uns nicht selbst die Bibel von einem Wallfisch, der drei Tage lang den Propheten Jonas verschlungen hielt, und bekämpfte nicht sogar einer der ersten Helden des christlichen Glaubens, der heilige Georg, den gräßlichen Lindwurm?

Alles dieses, mein lieber Leser, will ich Dir gern zugeben, aber dennoch wirst Du dadurch nicht die unwandelbare Natur in ihren Grundfesten erschüttern. Denn was zunächst die alten Griechen und Römer betrifft, so hatten diese Völker eine ganz andere Ausdrucksweise, als wir. Das heiße Klima ihres Landes, der üppige Pflanzenwuchs, die herrlichen Gegenden und die freie Lebensweise desselben belebten ihre Phantasie in dem Grade, daß sie sich alle Kräfte der Natur in der Gestalt lebendiger Wesen zu verkörpern suchten. In solcher Weise dachten sie sich natürlich die Glück und Seegen schaffenden Richtungen unseres Daseins, als liebliche Kinder und blühende Jungfrauen, hingegen die Furcht und Schrecken erregenden Erscheinungen desselben, als gräßliche Furien und Ungeheuer. Erwägen wir außerdem die diesen Völkern verliehene Gabe der Poesie, so vermögen wir uns die obenerwähnten Thatsachen, ohne daß wir zu den fabelhaften Gebilden des Geisterreichs unsere Zuflucht nehmen, sehr wohl zu erklären. Die Sage von der siebenköpfigen Hydra, welche Hercules erlegt haben soll, will nichts weiter besagen, als daß sich in einer Gegend Griechenlands eine Menge giftiger Schlangen aufgehalten hat, welche trotz aller Vertilgungsversuche sich immer von neuem ausbreiteten und daß es dem Hercules endlich gelungen ist, diese Landplage auszurotten. In ähnlicher Weise haben selbst unsere deutschen Vorfahren, die wilden Thiere, welche einzelne Gegenden unsicher machten, in der Gestalt eines einzigen Ungeheuers, welchem sie alle jenen Thieren beiwohnenden Eigenschaften in viel größerem Maßstabe beilegten, zu verkörpern gesucht. Die Sphynx, welche halb Tiger, halb Jungfrau, so viele griechische Jünglinge ins Verderben stürzte, treibt noch heute unter den deutschen Jünglingen ihr Wesen, indem sie unter der lieblichen verführerischen Maske der Jungfrau die Tigerkrallen versteckt und in solcher Weise schon manchem Unerfahrenen gar arge Räthsel zu lösen gegeben hat. Ebenso ist die geflügelte Schlange, welche die Aegypter und zwar fast immer in Gesellschaft des Ibis — eines kleinen vierfüßigen Thieres, von der Gestalt des Marders — häufig abgebildet haben, eine symbolische Darstellung der gehörnten Natter, welche sich in jenen Gegenden bei der Ueberschwemmung des Nils mit ungeheurer Schnelligkeit über das Land verbreitet. Deshalb wird diese Schlange auch in den Schriften der alten Griechen stets, die fliegende Schlange genannt, und der Ibis mit göttlicher Verehrung gepflegt, weil er der wüthendste Vertilger jener giftigen Thiere ist. Was den Wallfisch betrifft, welcher den Propheten Jonas verschlungen haben soll,

so müssen wir auch diesen, ohne der Würde der Bibel irgend nahe treten zu wollen, für eine Fabel erklären. Denn, wie wir bereits oben erwähnt haben, so besitzt der Wallfisch einen so kleinen Schlund, daß er kaum im Stande ist, einen Häring, geschweige denn einen erwachsenen Menschen zu verschlingen. Der einzige Fisch, welcher hier wirklich gemeint sein könnte, wäre der Haifisch. Derselbe pflegt aber seine Beute stets so übel zuzurichten, daß von der Erhaltung des Lebens in solchem Thiere nicht die Rede sein kann. Diese ganze biblische Erzählung beruht daher entweder geradezu auf einem Irrthum, oder es enthält dieselbe ebenfalls eine nur symbolische Anspielung auf einen Schiffbruch, welchen der Prophet Jonas drei Tage lang auf offenem Meere, in der Gesellschaft gefräßiger Haifische zu überstehen hatte und aus welchem er dennoch glücklich hervorgegangen ist. Schon die Mönche des Mittelalters waren Naturforscher genug, um das Fabelhafte dieser biblischen Erzählung einzusehen und einer derselben, dessen Namen aber nicht auf die Nachwelt gekommen ist, wurde in jenen Zeiten, in welcher jedes Wort der Bibel als ein außer dem Bereich der Wissenschaften und des gesunden Menschenverstandes liegendes, unantastbares Heiligthum galt, in den Bann gethan, weil er die vorliegende Mythe in allerdings unlauterer Weise dahin zu erklären versucht hatte, daß am Strande des Meeres ein Gasthaus unter der Firma: „Zum Wallfisch" gestanden und daß dieses den Propheten Jonas drei Tage lang in sich verschlungen gehalten. Eben so ist unter dem gräßlichen Lindwurm, welchen der heilige Georg bekämpft hat, nur eine Verkörperung der sündlichen Neigungen zu verstehen, welchen jener Heilige so siegreich entgegengetreten ist.

Das müssen wir unsern Lesern freilich zugeben, daß fast täglich Spuren von Thieren entdeckt werden, welche die lebenden Geschöpfe um Vieles an Größe und Stärke übertreffen. Wir selbst verweisen hier auf das ungeheure Mammuth, welches sogar um das doppelte größer ist, als unser Elephant, und von welchem ein gewisser Adams an der Mündung des Lenastromes in Sibirien im Jahre 1807 ein noch fast völlig erhaltenes Exemplar aufgefunden hat, welches in einem Eisberge eingeschlossen war. Wir verweisen hier ferner auf das versteinerte Skelett des Megantheriums oder Riesenfaulthiers, welches von der Größe eines Rhinoceros vor etwa zwanzig Jahren in Südamerica ausgegraben wurde und sich fast völlig erhalten in dem Museum zu Madrid vorfindet. Wir erwähnen hier ferner des sogenannten europäischen Höhlenbärs, von welchem bedeutende Ueberreste in der Gegend des Harzes und in Baiern gefunden werden. Dieses Thier muß viel größer gewesen sein, als unsere jetzigen Bären und zeichnet sich vor diesen namentlich durch ein furchtbares Gebiß aus, vermittelst dessen dasselbe erschreckliche Verwüstungen angerichtet haben muß.

Aber alle diese Geschöpfe stammen aus einer ganz anderen Schöpfungsperiode her, als unsere gegenwärtige Generation. Eine Periode, in welcher jedenfalls ein viel wärmeres Klima auf unserer Erde geherrscht haben muß, als jetzt, wie uns dieses die sogar noch im Eise der Polargegenden gefundenen Palmenreste beweisen. Damals müssen aber alle Geschöpfe und Producte der Erde eine viel größere Ausdehnung erreicht haben, als die der jetzigen Zeit, und so glich sich das zwischen den einzelnen Thieren obwaltende Verhältniß wiederum aus. Außer den bisher angeführten Ursachen hat aber auch einerseits die Furcht und der Aberglauben, andrerseits die Sucht nach Uebertreibungen einen großen Antheil an der Entstehung derartiger Sagen und Fabeln gehabt. Ein gewöhnlicher Wolf, ja selbst irgend ein unschädliches Thier, ist manchem Muthlosen im Dämmerlichte als ein furchtbares Ungeheuer mit feurigen Augen, zottiger Mähne und langen Krallen erschienen. Namentlich lassen es die Beschreibungen der Griechen und Römer, in welchen uns dieselben Drachen von unglaublicher Größe vorführen,

ganz unzweifelhaft, daß wir in solchen nur übertriebene Schilderungen der gewöhnlichen Riesen- und Klapperschlange vor uns haben. Wir führen hier besonders folgende Stellen an: Strabo berichtet, daß es in Arabien Drachen von 30 Ellen gäbe, die Stiere und Elephanten tödteten. Ferner finde sich in Aethiopien eine Art Drachen, auf welchen Gras wüchse. Dio erwähnt eines zweiköpfigen Drachens, welcher 85 Fuß lang war und von einem Blitze erschlagen wurde. Attilus Regulus soll nach dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller nicht weit von Utika in Afrika einen 120 Fuß langen Drachen angetroffen haben, welcher mit großer Mühe getödtet wurde und dessen Haut man lange Zeit in Rom aufbewahrte. Aelian erzählt, daß Alexander der Große in Indien einen Drachen gesehen habe, der sich in einer Höhle aufgehalten und göttlich verehrt wurde. Als der Drache das Geräusch des vorübergehenden Heeres gehört, soll er furchtbar gezischt haben. Die vordere Hälfte desselben soll 70 Ellen gemessen und seine Augen sollen die Größe eines ehernen Schildes erreicht haben. Aelian sagt ferner: in Aethiopien hielten sich sehr große Drachen auf, welche gegen 30 Schritt lang wurden und sogar Elephanten überwänden. Namentlich soll ein König in Indien zwei Drachen unterhalten haben, von welchen der eine 100, der andere 160 Fuß lang gewesen. Ja der König Taxiles soll dem Könige Alexander einen 500 Fuß langen Drachen gezeigt haben. Ebenso erzählt uns Plinius merkwürdige Dinge von großen Drachen, namentlich aber spricht er denselben das Gift ab und gibt hierdurch den besten Beweis, daß er nur die Riesenschlange gemeint habe, indem diese bekanntlich kein Gift bei sich führt.

Zweier merkwürdiger Naturerscheinungen müssen wir hier aber vor allen erwähnen, da dieselben in der Geschichte der Drachen und Ungeheuer eine besonders große Rolle gespielt haben, nämlich des Heerwurms und der Kraken.

Was den Heerwurm betrifft, so werden wir unseren Lesern die beste Beschreibung von demselben liefern, wenn wir ihnen den Bericht eines sächsischen Arztes mittheilen, welcher so glücklich gewesen ist, diese seltene Naturerscheinung mit wissenschaftlicher Genauigkeit in der Nähe zu beobachten. Derselbe sagt: „Zu Anfang des Monats Julius 1773 ging das Gerücht, es ließe sich eine Stunde von der Stadt Eisenach, in dem Walde bei der hohen Sonne wieder ein großer Heerwurm sehen, wie im Jahre 1756. Es zog täglich viel Volk in den Wald, um diesen ominösen Wurm zu betrachten, und sie beschrieben ihn als eine 20 Fuß lange, graue Schlange, mit vielen Köpfen, worauf viele tausend Maden herumkröchen; er ließe sich nur des Morgens von 8—9 Uhr sehen, wenn er in der dortigen Quelle seinen Durst löschte, und sein Zug ginge allemal von Morgen nach Abend Hierdurch aufmerksam gemacht, wurde ich begierig das Abentheuer selbst zu sehen und zu untersuchen. Ich ging in den Wald, und fand es auf der beschriebenen Stelle und zu der angegebenen Zeit. Der Wurm zog sich langsam, wie die Schnecken, den Berg hinunter, und fiel mir, auf den dort vom Winter her liegenden gelben Blättern, gleich in die Augen, bestand aber bei näherer Betrachtung aus einer Procession vieler Millionen an einander schließender grauer Maden. Diese so genau vereinigte Gesellschaft fühlte sich eiskalt an, und wälzte sich vorn eine Hand breit auseinander, wurde aber nach hinten immer schmäler, so daß nur 2—3 Maden nebeneinander hinkrochen, und eine einzige Made endlich die Spitze des sogenannten Schwanzes ausmachte. Vorn am Kopfe verloren sich die Maden indeß nach einiger Zeit und verkrochen sich einige Zoll tief in die lockere Erde unter den Baumwurzeln. Ich säumte deshalb nicht, die ganze noch übrige Colonie sorgfältig aufzuraffen, und in einem dazu mitgebrachten Topfe nach Hause tragen zu lassen.

In einer schattigen kühlen Allee meines Gartens, wo der Topf ausgeschüttet wurde, fingen diese Maden darauf ihre gewöhnliche Procession wieder an, und quollen gleichsam aus dem Hau-

sen hervor, aber in der Richtung nach Mitternacht, also nicht so, wie im Walde. Jeder vorkommende Hügel, Stein, u. s. w. änderte ihren Weg, ja sie theilten sich in solchen Fällen in zwei Arme, links und rechts, und schlossen sich jenseits wieder zusammen. Ich nahm aus der Mitte des Zuges einen Theil der Maden weg, und legte sie einige Schritte davon. Die dadurch entstandene Lücke wurde aber durch die nachfolgenden Maden bald wieder ausgefüllt Der herausgenommene und seitwärts hingelegte Klumpen fing nun auch an, heermäßig zu ziehen, stieß zuletzt aber auf die Hauptarmee, und vereinigte sich wieder mit derselben. In der darauf folgenden Nacht überschwemmte ein starker Gewitterregen den Garten und besonders die Allee, wo sich die Maden befanden, und spülte vielleicht eine Million derselben weg. Die übrig gebliebenen, (es mochten etwa zehntausend sein) hatten sich unter dem sie bedeckenden Wasser in einen Klumpen zusammengezogen, und als dasselbe sich nach 24 Stunden verlief, fingen sie ihren Zug von neuem an. Ich untersuchte nun die Maden mikroskopisch und fand sie alle, sowohl die ich vorn, als aus der Mitte und vom Ende heraus nahm, ganz gleich, so daß ich also keinen besonderen Heerführer oder eine Königin, wie etwa bei den Bienen, entdecken konnte. Mit bloßen Augen sah man an ihnen kleine glänzende, dunkelbraune Köpfchen, und eine glatte, weiße, durchsichtige glänzende Haut. Sie waren alle einen halben Zoll lang, und schlugen mit ihrem vorderen Körper bei der geringsten Reizung sehr heftig um sich." —

Was nun ferner die Kraken anbelangt, so sollen diese, der Sage nach, die größten Thiere unserer Erde und einer schwimmenden Insel gleich sein. Nach dem fabelhaften Gerüchte des Bischofs Pantoppidan, welcher, als der erste Schriftsteller in seiner norwegischen Naturgeschichte, dieses Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt sich dasselbe dann und wann in den norwegischen Gewässern sehen, hat eine halbe Stunde im Umfange, trägt Berge und Thäler auf seinem Rücken und wohnt auf dem Grunde des Meeres. Nur bei stiller Witterung erhebt es sich über das Meer, um sich daselbst auf ein ganzes Jahr satt zu fressen, und sinkt dann bei erhobenem Winde langsam wieder in die Tiefe. Bei diesem Untersinken soll es einen ungeheuren Strudel verursachen, der Alles mit sich fortreißt. Diese offenbar mährchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftstellers hat später, durch die eidliche gerichtliche Aussage einer englischen Häringsbuyse, welche dieses Ungeheuer im August 1774 gesehen haben wollte und eines andern Schiffes, welches am 5. August 1786 ebenfalls eine derartige Wahrnehmung gemacht hatte, wieder einige Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß entweder dicke, niedrigstehende Nebel, welche zuweilen, selbst von erfahrenen Seeleuten, für Küsten gehalten werden, oder die großen Klippen und Sandbänke, welche bei stiller See sichtbar werden, bei stürmischem Wetter aber wieder verschwinden, oder endlich Wallfische Veranlassung zur Erzählung von diesen Kraken gegeben haben. Die Sage von denselben herrscht übrigens keineswegs nur in den Gegenden der nordischen Gewässer, sondern selbst im Orient, da in den Mährchen der Tausend und eine Nacht einer ganz ähnlichen Erscheinung erwähnt wird, wo Schiffbrüchige eine kleine Insel entdeckten, anlandeten und Feuer anzündeten, plötzlich aber zu ihrem Schrecken gewahr wurden, daß die Insel unter ihren Füßen untersank, und sie sich auf dem Rücken eines ungeheuern Seepolypen befanden.

So sehr man gewiß aus dem hier zusammengestellten Thatsachen die Ueberzeugung schöpfen muß, daß es keine Drachen giebt und so sehr diese Ueberzeugung namentlich für den wissenschaftlich Gebildeten auf der Hand liegt, so haben dennoch sogar gelehrte Naturforscher an die Existenz dieser Ungeheuer geglaubt. Namentlich war der sogenannte fliegende Drachen, welchen man sich in der Gestalt eines geflügelten Crocodills vorstellt, eine Lieblingsgrille der Gelehrten des Mittelalters. Conrad Geßner

handelt von den fliegenden Drachen und gibt eine Abbildung von einem solchen. Auch hat er eine Schlange mit Flügeln darstellen lassen und einen Drachen mit Hörnern, Ohren, großen Flügeln und zwei Füßen. Ulysses Androwand glaubte auch an die ägyptischen Drachen und derartige fabelhafte Ungeheuer. Er hat einen solchen mit Flügeln ohne Füße aufgenommen und einen anderen mit Flügeln und zwei Füßen; ferner einen äthiopischen fliegenden Drachen mit zwei spitzen Ohren, zwei Flügeln, zwei Füßen, und einen männlichen mit Höckern auf dem Rücken, welchen er getrocknet erhalten haben will. Zu solchen Irrthümern sind jene Naturforscher, welche nach ihrem eigenen Eingeständnisse derartige Wesen niemals lebendig gesehen haben, nur dadurch verleitet worden, daß sie den fabelhaften Angaben ihrer Vorgänger, namentlich der unwissenden und abergläubischen Mönche, blindlings nachgebetet haben, oder daß sie Betrügern in die Hände gefallen, welche aus verschiedenen Thierkörpern derartige Ungethüme zusammengesetzt haben. Es gibt nämlich ein Verfahren, durch welches man Thierhäute in eine leimartige Substanz auflösen und zusammenschweißen kann, welches namentlich noch in neuester Zeit in Berlin gemißbraucht worden ist, um aus der Verbindung eines Affenkörpers mit dem eines Delphins syrenenartige Wesen herzustellen.

In solcher Weise entdeckte auch der berühmte Linné welcher die Naturwissenschaften am meisten von derartigen Irrthümern gereinigt hat, daß die im vorigen Jahrhunderte so berühmte hamburgische Hydra, welche 7 Köpfe führte, und deren Scelett man für 10,000 Gulden angekauft hatte, betrügerisch zusammengesetzt worden war. Es sind wohl zuweilen Schlangen mit zwei Köpfen gefunden worden, namentlich wird eine solche im Pariser Museum aufbewahrt, diese sind aber reine Mißgeburten, welche ihre Bildung dem Zufall verdanken und nicht als eigene Gattungen gelten können. Das einzige wirklich lebende Thier, welches der abentheuerlichen Gestalt des fliegenden Drachens am nächsten kommt, ist eine Eidechsenart, deren Hinter- und Vorderfüße, wie bei den Fledermäusen, durch eine dünne Haut verbunden sind, welche es ihnen möglich macht Strecken, von 30 bis 40 Fuß mit einem knarrenden Geräusch zu durchflattern. Diese Thiere, welche nur in heißen Ländern gefunden werden, sind aber nur wenige Zoll lang, schwache und harmlose Geschöpfe und können eher für eine ironische Anspielung der Natur auf die Drachengebilde, als für eine Bestätigung derselben gelten.

Anekdoten.

Ein Soldat sollte im Felde bei einer Kanone Schildwache stehen, er hatte aber seinen Posten verlassen und war in ein benachbartes Wirthshaus gegangen. Nachdem man ihn aufgesucht hatte, und der Offizier fragte, warum er seinen Posten verlassen hätte, sagte er: „Herr Hauptmann, ich habe an der Kanone probirt, hinten und vorn geschoben; Einer trägt sie nicht weg, und kommen Mehrere, so bin ich auch nichts nütze.“

Ein Bauer, welcher erst 14 Tage Soldat war, stand auf Posten. Eine Zeit lang ging er ruhig hin und her, dann aber blieb er mit verschränkten Armen vor dem Schilderhause stehen, besah es einige Zeit von Oben bis Unten und sagte: „Ich möchte nur wissen, was sie an dem alten Kasten für einen Narren gefressen haben mögen, daß unser einer immer dabei stehen und ihn hüten muß.“

Der Meßner,

oder:

Der Heilquell zu Tannberg.

Von August Braß.

(Hierzu ein Stahlstich: Der Meßner.)

Das war ein lustiges Pauken und Trompeten, das von der alten Veste Tannberg herabschallte, und weithin das Echo des Gebirges wachrief. Aber es war auch ein gar wichtiges Freudenfest, was sie da oben auf dem alten Bergschlosse feierten, zu welchem von nah und fern Gäste herbeigeströmt waren. Die Hausfrau des Ritters auf Tannberg hatte nämlich vor wenigen Wochen ihren Ehemann mit einem so derben, rüstigen Stammhalter beschenkt, als je einer in der Wiege sich heiser geschrieen, und die Dame hatte an diesem Tage ihren Kirchgang gehalten.

Ueberall im ganzen Schlosse ging's munter und lustig zu. Die Knechte und Buben zechten und jubelten im Burghofe auf das Wohl und auf Kosten ihres Herrn, wie das schon damals so gut als jetzt gebräuchlich war, oder trieben ihren Spaß und Kurzweil mit den Mägden und dem sonstigen weiblichen Dienstpersonal auf dem Schlosse.

In dem gewölbten traulichen Kellerstübchen hatte sich der Kellermeister mit dem Koch ein köstliches tête-à-tête gegeben, wozu Jeder das seine redlich beigesteuert hatte. Aber in dem großen Saale saßen die Ritter und Frauen in bunter Reihe, dem lustigen Gesange eines Lautenspielers zuhorchend, und wenn die Kehle des Sängers so trocken war, daß er nothwendig eine Pause machen mußte, so klangen statt der Saiten die Becher um so lustiger. Das war aber auch wohl zu erwarten, denn das alte Schloß Tannberg lag hart am Ufer des Rheins, wo man die Stadt Grüneberg nur vom Hörensagen kennt, und wo man den Johannisberger und die Liebfrauenmilch so billig zu kaufen bekömmt wie bei uns den Gubener Ausbruch.

Es war indessen eine Person, welche an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Theil zu nehmen schien, und dies war eine wenn auch nicht mehr junge doch immer noch schöne Dame, von gar feinem Ansehen und zierlichen Gebehrden, welche, am obern Ende des Tisches hinter der Wirthin sitzend, still vor sich niederblickte, und als ein kräftiger Trinkspruch auf das Wohl des Neugebornen ausgebracht wurde, zwar auch von dem gefüllten Becher nippte, aber dabei heimlich eine Thräne in dem großen Auge zerdrückte. Dieser einzige Schatten, der durch den allgemeinen Sommer der Freude hinzog, konnte nicht unbemerkt bleiben, und ein alter Herr, mit einem von der Sonne verbrannten Gesicht und einer vom Weine ächt kupfergefärbten Nase, wendete sich etwa mit den folgenden Worten zu seinem Tischnachbar:

„Was fehlt denn Eurer Hausfrau, Herr von Landskron?" sagte er, demselben seinen Ellenbogen freundschaftlich in die Seite schiebend, um des Ritters Aufmerksamkeit zu erregen; „sie sitzt ja so still und so trübselig da, als hätte sie eine schwere Sünde auf dem Gewissen, und solle morgen barfuß und im Büßergewande nach Palästina wallfahrten, um Pönitenz zu thun."

„„Ach, so treibt sie's immer,"" entgegnete der Gefragte; „„hoffentlich wird die Zeit ihren Schmerz lindern, und mitunter ist sie auch aufgeweckter — aber heut mag allerdings manche schmerzliche Erinnerung in ihr rege geworden sein.""

„Wie so das," fuhr der neugierige Frager,

fort, „betrifft es etwa Euren Herrn Schwiegervater? Ich entsinne mich dunkel der Geschichte."

„„Nein, und auch wieder ja,"" antwortete Herr von Landskron, und wie in schmerzlicher Erinnerung über das Gesicht fahrend, „„wißt Ihr denn nicht das Unglück, das wir mit unserm Kinde gehabt haben?""

„Keine Sylbe weiß ich."

„„Es ist eine kurze aber traurige Geschichte,"" fuhr der Herr von Landskron fort, „„vor zwölf Jahren saßen wir eben so lustig und heiter beisammen auf einem alten Schlosse und tranken die Gesundheit meines neugebornen Stammhalters. — Herr, das war Euch ein Junge; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er aus altem, tüchtigen Stamme sein müsse, und wenn ich ihn auf dem Schooße hatte, griff er mir immer nach meinem Degengehenk, und wollte mit aus meinem Becher trinken; hat auch manch liebes Mal einen tüchtigen Schluck gethan, wenn's auch die Mutter nicht haben wollte. — Was soll ich Euch weiter sagen, der Junge war unser Augapfel, wir liebten ihn, wie man nur immer sein einziges Kind lieben kann, und — na, 's ist Gottes Wille gewesen, und es wäre unchristlich, darüber zu murren. — Sieben Jahr war der Bube alt, da kommt er einmal hinunter auf den Hof, das Thor steht auf, die Zugbrücke ist herabgelassen, genug, als wir ihn im Schlosse überall suchen, ist er fort und wir haben ihn nicht wieder gesehen."" — Die Stimme des Erzählers zitterte bei diesen Worten von innerer Bewegung. Erst nach einer Pause fuhr er, Festigkeit erzwingend, fort:

„„Seit jener Zeit ist auch der Schooß meiner Frau nicht mehr gesegnet und wir haben umsonst noch auf Kinder gehofft, aber vergeblich, und nun härmt sie sich ab, indem sie glaubt, daß ein solches Unglück die Strafe des Himmels dafür sei, daß wir uns gegen den Willen ihres Vaters geheirathet haben.""

„Das ist allerdings ein hartes Ding," nahm der Zuhörer des Ritters mitleidig das Wort; „aber da ist das Gnadenbild zu Frankenberg und manches andere Heiligthum, das schon Manchem geholfen hat."

Der Herr v. Landskron schüttelte den Kopf; „„wir haben schon Alles versucht,"" sagte er trübe, „aber der Himmel hat unsere Bitten nicht erhört — mein alter Stamm wird aussterben und erlöschen.""

„Nicht doch," unterbrach ihn jener ernst, „nicht doch, Herr v. Landskron, wer wird an der Gnade des Himmels verzweifeln. Die Mutter Gottes zu Frankenberg hat schon manchen Kranken geheilt, der zu ihr gekommen, und manches Weib hat vor ihr Erhörung gefunden. — Aber ich würde Euch rathen, mit Eurer Hausfrau nach Andernach zu ziehen und dort in der Kirche der heiligen Genoveva Buße zu thun und zu opfern, auch soll das Muttergottes-Bild in der kleinen Kapelle wunderthätige Kraft haben. Kehret Ihr aber heim, so möget Ihr auch unterweges einsprechen in Kell, das nur ein Paar Stunden von Andernach liegt, dort ist ein köstlicher Spring, der wundersame Wirkung haben soll, in Gebrechen allerlei Art, und den sie den Tönnisstein nennen; dabei wohnt ein Pater aus der Benedictinerabtei Laach, der den Kranken das Wasser schöpft und sie einsegnet."

„„Ich will's meiner Hausfrau sagen, und danke Euch für Euren gutgemeinten Rath,"" sagte der Ritter v. Landskron aufstehend; „„aber die Tafel wird aufgehoben, laßt uns noch einen Becher auf das Wohl unseres freundlichen Wirthes leeren.""

Nachdem dieser Toast unter dem Klange der Musik ausgebracht war, und ein Jeder seinen Becher bis auf den letzten Tropfen geleert hatte, wurden die Tische fortgeräumt und der Tanz begann; denn unsere Vorfahren waren nicht so wählisch wie wir, und ein einziges Gemach mußte oft zu ganz verschiedenen Zwecken dienen. Während aber der jüngere Theil der Gesellschaft mit schmerzlicher Ungeduld den Augenblick erwartete, wo die Musik das Zeichen zum Beginn des Tanzes geben würde, zog sich der Herr von Landskron mit seiner Gemahlin in eine Fenster-

nische zurück, wo er ihr den Inhalt des Gespräches mittheilte, das er so eben mit seinem Freunde gepflogen hatte. Das Weib, besonders das, welches vom Unglück heimgesucht wird, klammert sich mit Innigkeit an den letzten Faden der Hoffnung. So ergriff auch die Dame mit freudigerer Regung des Herzens, als ihr Gemahl erwartet hatte, die angegebene Idee, und da es gerade im Monat August und Mariä Himmelfahrt vor der Thüre war, so wurden Beide einig, nicht erst nach Landskron zurückzukehren, sondern schon am nächstfolgenden Tage nach Köln aufzubrechen, dort bei einem geschickten Goldschmiede zwei Altarleuchter zu kaufen, um sie der Jungfrau Maria zu opfern, und dann den blauen Rheinstrom hinabzufahren, um an dem vorhin benannten Tage in Andernach einzutreffen.

Der Leser wird indessen schon aus dem Gespräch, welches der Herr v. Landskron mit seinem Tischnachbar geführt hatte, ersehen haben, daß sich etwas ganz Absonderliches bei der Verheirathung des Ritters mit seiner jungen Frau zugetragen haben mußte, und wir wollen daher auch Niemand ungeduldig machen, sondern fein manierlich, wie es einem Historienmaler geziemt, mit kurzen Worten dasjenige erzählen, was sich dabei begeben hatte. Die Frau von Landskron war nämlich die Tochter eines Grafen von Are gewesen, eines uralten Geschlechts, dessen die Chroniken schon um das Jahr 1016 Erwähnung thun. Der alte Graf, obwohl nur einer Seitenlinie des mächtigen Hauses angehörend, hätte gar gern gesehen, wenn ein Fürst, vielleicht auch gar ein König, um die Hand seiner Tochter, der schönen Beatrix, gefreiet hätte, und war daher nicht wenig entrüstet, als sich der Ritter von Landskron in seine Tochter verliebte, und Beatrix ebenfalls nicht unempfindlich gegen die Huldigungen des jungen Mannes blieb, der sich so vortheilhaft unter allen übrigen Edlen des Landes auszeichnete.

Nun waren zwar die von Landskron auch gar angesehen und mächtig im Lande, und ein altes Geschlecht; aber doch konnten sie sich nicht mit dem Grafen von Are messen, denn es war erst im Jahre 1198 gewesen, als Philipp von Schwaben, da er mit seinem Gegenkönig Otto IV. im Kriege lag, jene Burg erbaute, die nachmals dem Geschlechte derer von Landskron den Namen gegeben hat, und zwar erzählen die Geschichtschreiber der damaligen Zeit, den Anlaß dazu auf folgende Weise: Philipp von Schwaben lagerte mit seinem kleinen, ihm treugebliebenen Heere in der weiten Thalebene bei Sinzig, und als er sich in der Gegend umschaute, erregte die freie Kuppe des Gymmicher Berges, welche das ganze Thalgelände beherrscht, seine Aufmerksamkeit. Von einigen seiner Getreuen gefolgt, ritt er alsbald den Berg hinan, wo er eine weite Aussicht rings um auf die angrenzende Ebene hatte, und noch heutigen Tages steht der Wanderer bezaubert durch die schöne Aussicht und das reiche Panorama, welches sich seinen Blicken ausbreitet, bewundernd still, jener Zeit zurückdenkend, wo hier die stolze Veste gestanden, deren Dasein jetzt nur noch wenige Mauertrümmer bekunden. Philipp von Schwaben aber brach bei diesem Anblick bewundernd in die Worte aus: „das ist des Landes Krone!“ und beschloß sofort, eine mächtige Zwingburg auf den Gipfel des Berges zu bauen, die nach ihrer Vollendung von jenem Königswort den Namen Landskrone erhielt, und mit welcher im Jahre 1276 vom Kaiser Rudolf dem Habsburger ein Ritter belohnt wurde, der dem Geschlecht der Herrn von Landskron seine Entstehung gab.

Nachdem wir so dem Leser gezeigt, daß allerdings die Herren von Are ihr Geschlecht aus älteren Zeiten herleiten konnten, als die von Landskron, fahren wir in unserer Geschichte fort und erzählen nun weiter, daß jener Graf, welcher der Vater jener schönen Beatrix war, hartnäckig seine Erlaubniß zu der Verheirathung seiner Tochter mit deren Geliebten verweigerte. Der Graf war aber nicht der erste Papa, der von seiner Tochter betrogen worden, denn mit der Liebe ist es bekanntlich ein eigen Ding und

läßt sich nicht viel spaßen. — Da wurde, wie es gewöhnlich geht, eine Kammerzofe bestochen, die den Ritter heimlich hineinließ, während unten ein getreuer Knappe mit zwei flüchtigen Rennern wartete und als nun Fräulein Beatrix mit zögernden Schritten hinausgekommen war vor das Schloß, da hob sie der kecke Ritter gar säuberlich auf den milchweißen Zelter und jagte mit ihr über Stock und Stein nach seinem guten Schlosse Landskron, wo der Burgpfaff' alsbald ihr Ehebündniß einsegnete.

Einen solchen Streich nahm indessen der alte Graf von Are sehr übel, er rief seine Verwandte und Freunde zusammen, und bot seine Vasallen auf und rückte mit Roß und Mann und vielem Sturmgeräth vor die Veste Landskron, um die Burg zu ersteigen und den Räuber seiner Tochter zu bestrafen. — Während nun aber der alte Haudegen eines Nachts in seinem Gezelte lag, denn die auf Landskron wehrten sich tapfer und schlugen jeden Angriff zurück, mußte ihm wohl der Gedanke gekommen sein, daß es doch nicht wohlgethan wäre, seine Tochter und seinen Schwiegersohn zu verfolgen, die doch im Grunde nicht dafür konnten, daß sie einander lieb hatten. Mit diesen Gedanken trieb er sich den ganzen folgenden Tag umher, zu nicht geringer Verwunderung der Seinen, die den alten graubärtigen Kriegsmann noch niemalen so ernst und finster gesehn hatten. Am Abend aber befahl er das Lager abzubrechen, übergab sodann Einem seiner Waffenbrüder den Befehl über die Truppen, und während diese nach Hause zogen, ritt der Herr von Are ganz allein auf einem Seitenpfade davon und hatte bis dahin Niemand erfahren, wohin eigentlich der alte wunderliche Kauz seinen Weg genommen. — Auch Frau Beatrix und ihr Gemahl hatten mit unsäglicher Bekümmerniß von dem Verschwinden des alten Grafen gehört, als ihnen aber nach Jahresfrist ein rüstiger Stammhalter geboren wurde, war des Jubelns und der Freude gar kein Ende, und was den Vater anbetraf, so trösteten sie sich mit der Hoffnung, ihn doch noch einmal wiederzufinden. Natürlich war aber auch der Schmerz der Eltern um so größer, als der liebliche Knabe auf die vorerwähnte unnatürliche Weise aus dem Schlosse verschwand, und nicht mit Unrecht glaubte Frau Beatrix, daß der Himmel sie für jenen Ungehorsam gestraft habe, den sie gegen den Vater gezeigt; und manche Nacht war ihr in Thränen und Kummer vergangen, ohne daß sie deswegen den verlornen Knaben wiedergefunden, oder ihr Schooß auf's Neue mit einem Kinde gesegnet worden wäre. Aber wenn sie auch, wie wir schon gesagt haben, bisher alles Mögliche vergeblich versucht hatte, den Zorn des Himmels zu sühnen, so hatte sie dennoch jenen Gedanken, durch Fürbitte der heiligen Genoveva bei der Himmelskönigin Erhörung ihres Wunsches zu finden, mit Lebendigkeit aufgefaßt und wenige Tage nach jenem Feste auf dem Schlosse Tannberg, landete ein stattliches Schiff, welches sie und ihren Gemahl trug, bei Andernach und sie eilte nun ohne Aufenthalt, um in der Kapelle, die bei jener Höhle erbaut war, wo einst die fromme Genoveva, die Gemahlin des Grafen Siegfried von Mayenfeld, lange Jahre hindurch von einer Hirschkuh ernährt worden, ihre Andacht zu verrichten und der Himmelskönigin zwei schwere silberne, köstlich gearbeitete Altarleuchter zu opfern.

Daß so ein Mineralwasser, wie das von Tönnisstein, oder meinetwegen auch von Carlsbad oder anders woher, geringere Wirkungen auf den Kranken hervorbringt, wenn er es mit eigener Hand schöpft, als wenn ein Mönch es ihm credenzt und drei Kreuze darüber macht, dürfte wohl jetzt von Vielen bezweifelt werden; aber so dachte man nicht zu jener frommen Zeit, von welcher wir hier sprechen. Kaum war die wunderbare Kraft bekannt geworden, welche die Quelle zu Tönnisstein enthielt, so schickten die guten Patres der Benedictiner-Abtei Laach, einen Frater, der vor allen im Geruch der größten Heiligkeit stand, nach dem Mineralspring, erbau-

ten ihm in dessen Nähe eine Klause und kleine Kapelle, wo der zu diesem Geschäft commandirte Mönch die Geschenke der Gläubigen in Empfang nahm, welche Genesung vom Wasser des Tönnisbergs und den Gebeten des Priesters erwarteten.

Der fromme Pater Cyrillus, welcher zu der in Rede stehenden Zeit die Klause an der Heilquelle bewohnte, war ein wahrhaft frommer Mann. Mit Rath und That stand er den Gläubigen bei, welche seine Hülfe in Anspruch nahmen, und der Segen des Himmels ruhte auf ihm. Wohl nahm er die Geschenke, welche man ihm entgegenbrachte, mit freundlichem Danke an, that dabei den Armen aber viel Gutes und ließ sich keine Mühe verdrießen, Trost und Hülfe rings umher zu spenden. Weit und breit im ganzen Gau kannte man ihn, als einen Hülfe bringenden, freundlichen Mann, und überall bewillkommnete man ihn mit frohem Herzen. Er war zwar schon ziemlich bejahrt, und obwohl Niemand wußte, was er dereinst in der Welt für eine Rolle gespielt, so kamen doch Alle darin überein, daß er ein vornehmer Mann gewesen sein müsse, da sein ganzes Wesen jene Würde und jenen Adel des Benehmens verrieth, welcher dem Menschen angeboren wird. Auf allen seinen Wanderungen, welche er in der Umgegend machte, um die Unglücklichen zu trösten und den Dürftigen zu helfen, war sein Begleiter ein Knabe von etwa zwölf bis dreizehn Jahren, der mit kindlicher Liebe an seinem Beschützer hing, und den Greis, dessen Augenlicht durch das hohe Alter schon halb erblindet war, sicher über die gefährlichen Stellen des Gebirges und den schmalen Steg eines, vielleicht durch Regenwasser angeschwollenen Waldbachs leitete.

Es war am Morgen desselben Tages gewesen, an welchem Frau Beatrix ihre Andacht in der Kapelle der heiligen Genoveva bei Andernach verrichtete, als Pater Cyrillus nach einem in der Nähe von Kell gelegenen Dorfe gerufen wurde, um einem Todtkranken das Viaticum zu geben. Der Weg war weit, die Sonne brannte heiß, und so kam es, daß der fromme Bruder erst ziemlich spät von seinem Gange der christlichen Liebe zurückkehrte. Es war, wie wir schon erwähnten, Mariä Himmelfahrt und da der Pater mit Gewißheit vermuthen konnte, daß an diesem Tage seine stille Klause wohl mehr als gewöhnlich besucht werden dürfte, beeilte er sich, so schnell als möglich Tönnisstein zu erreichen. Er schlug deshalb den kürzesten Weg ein, ohne zu beachten, daß er einige Bäche, die durch einen starken Gewitterregen angeschwollen und aus ihren Ufern getreten waren, passiren mußte. — Und so sehen wir ihn denn auf dem vorliegenden Bilde, wie er mit aufgeschürztem Gewande, die Monstranz in der Hand, an der Seite seines Knaben, ohne des Weges Beschwerden zu achten, dahinschreitet.

So hatten beide Wanderer den Tönnisberg erreicht, als der Knabe, die Hand vor die Augen haltend, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen, freudig ausrief: „Ei, seht doch Vater, was haben wir für vornehme Gesellschaft bekommen; auf dem Anger grasen stattliche Streitrosse, die glänzenden Rüstungen der Ritter hängen an den Bäumen und die Herren und Damen lagern im Grünen, welch' ein herrlicher Anblick ist das!"

Ueber das Gesicht des Greises blitzte ein Strahl von Stolz und Freude, er richtete sich kräftig empor, wie das stattliche Streitroß, welches den Ruf der Trompete vernimmt und schaute dann ebenfalls nach dem Anger aus, aber seine blöden Augen vermochten nichts zu unterscheiden, erst, als er näher gekommen, sah er die glänzende Gesellschaft, welche den üppigen Rasen zu ihrem Ruheplatze erwählt hatte Von dieser mochte er ebenfalls nicht unbemerkt geblieben sein, denn noch hatte er seine Klause nicht erreicht, als ein stattlicher Ritter, von einer Dame gefolgt, ihm entgegen trat.

„Ehrwürdiger Vater," sagte der Erstere, sich tief vor dem stattlichen Greise verneigend, „wir sind gekommen, um Eure Hülfe in Anspruch zu nehmen; meine Hausfrau hier will ihre Beichte

niederlegen in Euer Ohr, denn sie bedarf der Absolution und der Tröstung."

Bei dem Klange dieser Stimme war der Greis einen Augenblick zusammen geschrocken, er heftete seinen Blick forschend auf den Ritter und dessen Gattin, welche Letztere mit niedergesenkten Augen schüchtern vor ihm stand. Dann gab er ihr schweigend ein Zeichen, ihm in seine Klause zu folgen.

Die Frau von Landskron, denn daß sie jene Dame war, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, gehorchte, und Pater Cyrillus setzte sich, nachdem er eingetreten, auf einen hölzernen Schemel, während die Beichtende, an seiner Seite knieend, ihr Sündenbekenntniß begann. Sie erzählte dem Pater voll tiefer Reue, wie sie einst ihren Vater hintergangen, und wie der Himmel sie für dieses Vergehen bestraft habe, dann bat sie mit schüchterner Stimme um seine Absolution.

Während jedoch die Dame gesprochen hatte, war eine wunderbare Veränderung in dem Wesen ihres Beichtvaters vorgegangen, heiße Thränen entstürzten seinem Auge, er beugte sich nieder auf die neben ihm knieende Dame und küßte sie innig auf die weiße Stirn. „Sei wieder glücklich, meine Tochter," sagte er mit zitternder Stimme, „der Himmel und ich, Dein Vater, haben Dir vergeben. Erkennst Du mich denn wirklich nicht mehr wieder?"

Frau Beatrix war bei diesen Worten, bei dem Klange dieser Stimme, welche sie schon am ersten Laut erkannte, fast in Ohnmacht gesunken. „Mein Vater," rief sie, „bist Du es wirklich?"

„Ich bin es," entgegnete Jener, „beruhige Dich, meine Tochter, denn Dir steht noch größere Freude zu erfahren bevor. Der Herr des Himmels hat gesehn, wie Du aufrichtig Dein Unrecht bereut hast und wenn er Dir auch schwere Prüfungen auferlegt, so wird er Dich doch auch wieder erfreuen; auch Dein Sohn lebt und ist wohl behalten, Du sollst ihn wiedersehen." Er nahm bei diesen Worten die vor Freude zitternde Tochter bei der Hand, und führte sie vor die Thür der Klause hinaus, wo der Knabe, der bei ihm wohnte, freundlich mit dem hohen Rittersmann sprach und mit dessen bunter Feldbinde spielte. „Hier nimm Deinen Sohn zurück," sagte der ehemalige Graf von Are, den Knaben seiner Tochter zuführend, „ich war es, der ihn verirrt im Walde fand und ihn, da ich aus seinem kindischen Geschwätz ersah, daß er mein Enkel sei, mit mir nahm, um ihn zu erziehen, und ihn Euch dann zurück zu geben, wenn die Reue Euer Vergehen gesühnt."

Der Herr von Landskron stand indessen überrascht da, während seine Gemahlin den lieblichen Knaben herzte und küßte, und wußte nicht was er davon denken sollte. Als ihm aber seine Gemahlin, mit Freudenthränen in den Augen, den Zusammenhang der Geschichte erzählte, da fiel er gerührt dem alten Mönche, seinem Schwiegervater, um den Hals und konnte vor innerer Bewegung weiter Nichts sagen, als: „Vater, wir haben uns schwer an Euch vergangen, aber Ihr habt mit des Himmels Beistand Alles wieder gut gemacht." — Dann hob er auch den Knaben zu sich hinauf und küßte ihn herzlich, und Freudenthränen rannen über die sonnenverbrannten Wangen in seinen schwarzen Bart. Aber auch die Mutter wußte kaum, worüber sie sich mehr freuen sollte, daß sie den Vater, oder daß sie den Sohn wiedergefunden hatte.

Nun machte zwar der Herr von Landskron seinem Schwiegervater die dringendsten Vorstellungen, daß er seiner öden Klause Valet sagen und mit ihm hinauf ziehen sollte in sein altes Schloß, wo die blaue Are sich lustig durch das grüne Gelände hinwindet; aber dieser wollte Nichts davon hören und sagte, daß er seine Tage da in Ruhe beschließen wolle, wo er so lange gelebt, doch möchte sein Schwiegersohn mit Frau und Kind recht bald wieder einsprechen bei den Heilquellen von Tönnisberg.

Da nun der Ritter sahe, daß hiebei mit Bitten Nichts auszurichten sei, hob er alsbald seinen Buben vor sich auf's Roß und zog mit seiner Frau und seiner Gesellschaft heim nach Landskron, wo man des Jubels und der Freude

gar kein Ende finden konnte, daß der Stammhalter des alten Hauses wieder gefunden sei. —

Pater Cyrillus lebte noch manches Jahr hindurch, ein rüstiger Arbeiter in dem Weinberge des Herrn und von allen Leuten der Umgegend gekannt und geliebt. Als er starb, wurde er in dem Erbbegräbniß der Grafen von Are beigesetzt. Der Knabe aber, welcher in seiner Jugend so wunderbare Schicksale erlebt hatte, wuchs zum kräftigen Jünglinge heran; und noch in späten Zeiten war im ganzen Rheingau, von Köln herab bis Worms, kein Geschlecht geachteter und gekannter, als das der Edlen von Landskron.

Die abgestellte Hungersnoth.

Als im Land Hungersnoth war,
Und dem König ward berichtet,
In des Reiches reichsten Städten
Stürben viele Arme Hungers;
Höret, welche rasche Auskunft,
Welche Abhilf kurz und bündig
Einstens traf ein Perserkönig.
Eigenhändig schrieb er einen
Brief an jede Stadt im Reiche,
Dieses Inhalts: „Wo ein Armer
Hungers stirbt in Euern Mauern,
Werd' ich für den Armen einen
Reichen nehmen, und im Kerker
Auch ihn Hungers sterben lassen." —
Niemand starb im Lande Hungers,
Und die Reichen selber brauchten
Nicht zu hungern, mit den Armen
Nur den Ueberfluß zu theilen.

Pracht im Mittelalter.

Als der Herzog Georg von Baiern, unter der Regierung Kaiser Friedrich III., sein Beilager beging, so trug die Braut einen rothseidenen Rock vom besten Atlas, von oben bis unten mit Perlen besetzt, gestickt mit Blumen, und in den Blumen standen funkelnde Edelsteine, und der Rock war gar weit und hatte ein hohes Kollet, das ganz mit Perlen gestickt war. Auf dem Haupte trug sie eine köstliche Krone, und inwendig auf dem Haar hatte sie eine breite Barde von Perlen, und unter der Krone hing ein dünnes Tuch ein wenig vor die Augen, auch hatte sie ein kostbares Halsband. Der Bräutigam trug einen braunen Sammetrock mit Perlen über und über gestickt. Seine Kappe und Beinkleider waren mit Edelsteinen wie übersäet.

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts Seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr,

daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug es dem König selber zu schreiben, entweder um ihn zu betrüben, oder zu erschrecken. Der König schrieb ihm aber ganz kaltblütig zur Antwort: „Euren Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen rothen Heller."

Lüge über Lüge.

Ein Schottländer und ein Irländer kamen in einem Salon zusammen. Der Schottländer erzählte, daß ein Landsmann von ihm, dem in der Schlacht von Waterloo durch einen Säbelhieb die Wange abgehauen wurde, ganz ruhig das Stück aufgehoben, es an seine frühere Stelle gelegt und mit dem Schnupftuch verbunden habe. Die Wange sei ihm nach einigen Tagen wieder so vollkommen zusammen gewachsen, daß nicht die kleinste Falte geblieben. Auf diese Anekdote erzählte Paddy, der Irländer, folgende ähnliche Begebenheit. In derselben Schlacht gelang es einem meiner Freunde nicht, einen Hieb auszupariren, der auf sein Gesicht gerichtet war; was geschieht? er verliert die Nase. Er bückt sich, hebt seine Nase auf und drückt sie fest mit seinem Schnupftuche an die Stelle, wo sie früher gesessen, und kämpft muthig weiter. Was geschah? In Zeit von acht Tagen sah er seine Nase vollkommen angewachsen, nur mit der geringen Unregelmäßigkeit, daß er sie verkehrt angesetzt hatte, und die Nasenlöcher oben standen, was durch die Schnelligkeit der Operation geschehen war. Aber dies kümmerte ihn wenig, denn da er ein starker Schnupfer war, so konnte er nun eine starke Dosis Tabak in die Nase stecken, ohne daß davon etwas verloren ging. Blos Eins genirte ihn, vollendete der Irländer, daß er sich, so oft er sich schnänzen wollte, auf den Kopf stellen mußte.

Daran nehmt euch ein Beispiel.

König Robert Bruce, der Wiederhersteller der schottischen Monarchie, schlief einst bei einer Recognoscirung des ihm gegenüberstehenden feindlichen Heeres in einer Scheune, welche einem ihm zugethanen Landmanne gehörte. Als er früh das Haupt von seinem Strohlager erhob, bemerkte er eine Spinne, die an einen Balken der Decke hinanklimmte. Das Insekt fiel herab, machte aber augenblicklich einen zweiten Versuch, um hinauf zu kommen. Dies zog die Aufmerksamkeit des Helden immer mehr auf sich, der mit Bedauern zusah, wie die Spinne auch das zweite Mal von der Höhe herabfiel. Auch ein dritter Versuch fruchtete nicht. So sah der Monarch das Insekt zwölf Mal vergebens dasselbe wiederholen; aber die dreizehnte Anstrengung belohnte endlich den Erfolg. Die Spinne erklimmte die Spitze des Balkens und der König rief, von seinem Lager aufspringend, aus: „Dieses verachtete Insekt hat mich auszudauern gelehrt; ich will seinem Beispiele folgen. Unterlag ich nicht auch zwölf Mal der Uebermacht meiner Feinde? Auf einem Gefechte vielleicht noch beruht die Unabhängigkeit des Vaterlandes." — Und wenige Tage darauf ward diese Voraussagung durch den für Schottland glorreichen Ausgang der Schlacht von Bemokburn bestätigt.

Wahnglauben.

Erzählung von Wilhelm Müller.

Am frühen Morgen wurde der Raubmörder hingerichtet; der ganze Marktflecken Lamilly war in Bewegung; Alt und Jung eilte hinaus auf den Richtplatz; junge Männer, Matronen, zartsinnige Mädchen, Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arme. Die Neugier überwand bessere Gefühle, erstickte das heilige Erbarmen in der Brust; denn die rohe Masse hätte es gewiß mit grollendem Unmuthe vernommen, wenn nun für den Verurtheilten eine Begnadigung eingetreten, und sie so um das gräßliche Schauspiel gebracht worden wären. Der Himmel war trübe und mit grauen Regenwolken bedeckt; es war, als zürne er über das wahnsinnige Thun der Menschen. Ein kalter Morgenwind blies über die Richtstätte, aber dennoch wogte es immer zahlreicher zu ihr hinan. — Unter dem Troß, der sich verspätet und nun in ängstlicher Hast vorwärts eilte, befand sich auch die alte Marson, welche ihre Nichte Annette hinter sich nachzerrte. Annette war ein Mägdlein von 10—11 Jahren; die kleine, zarte, fast kränkliche Gestalt und das blasse Gesicht mit den eingefallenen Wangen ohne Lebensröthe gaben ihr aber den Anschein, als zähle sie kaum acht Jahre. Die armen Eltern hatten viele Noth und Sorge mit dem Kinde; es war immerdar kränklich und so reizbar, daß die unbedeutendste Kleinigkeit es bis zum Tode erschreckte. Der Vater, ein roher und ungebildeter Mann, wollte sein Kind von diesen Thorheiten, wie er ihre Eigenthümlichkeit nannte, heilen, und gebrauchte dazu zweckwidrige, ja oft grausame Mittel. Auch jetzt hatte der alte Guichard sein Kind der Schwester nur darum übergeben, damit Annette durch die Selbstschau einer Hinrichtung erstarken sollte. —

Wilder wurde das Volksgewoge, denn der Verurtheilte nahte. Annette wurde von der Base weggedrängt, vorwärts geschoben, und wider ihren Willen befand sich das furchtsame Kind, als die Ruhe wieder hergestellt war, in den vordersten Reihen der Zuschauer. Annette hatte nur eine dunkle Vorstellung von dem, was sich hier begeben würde. Sie sah einen Mann mit einem von Angst verzerrten Antlitz, mit gebrochener Lebenskraft und mit bebenden Knieen die Treppe des Gerichts hinauf wanken; ihm folgte ein Anderer und der Priester des Orts; sie sah den Bleichen bewußtlos niedersinken in die Knie, sah, wie der Priester zu ihm trat, dessen zitternde Hände in die seinigen faltete und dringend in ihn einsprach. Jetzt trat der Priester einige Schritte zurück. Annettens Blicke folgten ihm ängstlich, denn es war ihr, als würde sich etwas Entsetzliches begeben, sobald der Geistliche den Unbekannten verlassen hatte. Ein sonderbarer Laut schrillte durch die Luft; Annette wandte das Auge, ein dunkler Blutstrom rauschte empor; der blasse Fremde war verschwunden, aber oben stand der andere Fremde, ebenfalls todtenbleich, und stützte sich wie erschöpft auf ein blinkendes Schwert, von dem dunkle Tropfen niederflossen.

Das Volk zerstob nun nach allen Seiten. Erschüttert von dem, was sie gesehen hatte, war die kleine Annette zu Boden gesunken; als sie sich endlich mühsam erhoben, gewahrte sie unfern von dem Hochgerichte eine Gruft; zwei Männer warfen einen blutigen Leichnam in dieselbe und schaufelten dann in roher Eile Erde über das Grab des Gerichteten. Annette schrie laut auf, und schwankte fast bewußtlos von dannen.

Indeß war die alte Marson in ihres Bruders Wohnung ohne Annette zurückgekehrt. Anfänglich war man wenig besorgt, denn das Kind kannte ja alle Wege und Stege; aber als in kurzer Zeit das Unwetter losbrach, schwere Regenschauer, gemischt mit Hagelschloßen, aus den grauen Wolken herniederstürzten, und die Stra-

ßen immer leerer wurden, da machte die bange Mutter ihrem Manne und der Schwägerin arge Vorwürfe. Der Vater, der sein Unrecht wohl fühlte, stand von seiner Drehscheibe auf, warf einen alten Mantel über, und eilte hinaus, sein Kind zu suchen. Nach einer Stunde kehrte er zurück; er war bis zur Richtstätte gewesen, und hatte Annette nicht gefunden. In Angst und Reue beschlossen nun die Aeltern und die Schwägerin, auf verschiedenen Wegen nach der Vermißten zu suchen. Die Wittwe ging von Haus zu Haus. Der Vater wollte noch einmal nach dem Hochgerichte zurückkehren, die Mutter aber nahm ihren Weg durch die Gartenzäune. Der Sturm peitschte ihr die Regenströme in schräger Richtung schneidend entgegen — da that das arme Weib plötzlich einen Fehltritt und verlor ihren Holzschuh; indem sie sich niederbeugte, um ihn wieder anzuziehen, gewahrte sie zu ihren Füßen etwas Blinkendes; es war die silberne Taufmünze, welche Annette um den Hals trug. Hier mußte also ihr Kind gewesen sein, sie rief dessen Namen, sie schrie in den tobenden Sturm hinein, Niemand gab Antwort. So kam sie an die Dornenhecke von des Nachbars großem Garten zu der Stelle, wo ein alter Eichbaum seine gewaltigen Zweige weit über die Straße streckt, dort lag Annette starr und bewußtlos, ihre Kleider waren völlig durchnäßt, und ihr Körper kalt, wie der einer Leiche.

Die Mutter trug die Ohnmächtige in ihre Wohnung zurück. Unter ihrem liebenden Bemühen kehrte Annette ins Leben wieder, aber ihre Blicke irrten scheu und furchtsam umher, und wie ihre Besinnung immer mehr zurückkehrte, schien sich auch das innere Grausen zu verstärken. Die Mutter, um sie zu erheitern und zu zerstreuen, nahm den silbernen Taufpfennig und sprach: „Sieh nur, du liebes thörigtes Kind, selbst dein Pathengeschenk hattest du verloren!“ Das fast noch völlig betäubte Kind fuhr erschreckt empor und rief angstvoll, indem es die Münze von sich schleuderte: „Fort, fort mit der Unglücksmünze, mich erfaßt ein Grausen bei ihrem Anblick! nimmer will ich sie wieder tragen!“

„Kind!“ fragte die Mutter staunend, „warum denn nicht?“

„Die Zigeunerin“, flüsterte die Kleine, „forderte den Taufpfennig von mir; ich verweigerte ihn, da zürnte sie mir und — wie sie nun davon gegangen, überfiel mich das furchtbarste Grausen; die Münze brannte wie Feuer auf meiner Brust und ich warf sie von mir.“

Ein ferneres Bekenntniß war unmöglich, denn Annette versank jetzt in irre Fieberphantasieen. — Sechs Wochen schwebte sie in drohender Lebensgefahr. — Endlich genas sie, aber sie war noch stiller und schweigsamer, wie zuvor; sie konnte sich nicht freuen, wie andere Kinder ihres Alters, sie lernte nicht lächeln und blieb ungesellig daheim, wenn Mädchen und Knaben an schönen Abenden auf Feld und Wiese eilten. Das räthselhafte Grausen kehrte sogleich zurück, sobald man ihr den Taufpfennig vor die Augen brachte. Es war gewiß, daß des Kindes Brust von einem schweren Geheimniß bedrückt war, aber umsonst war alles Bemühen, ihr dasselbe zu entreißen.

Viele Jahre waren vergangen. Annette's Eltern waren gestorben und hatten sie als arme Waise zurückgelassen. Sie war gezwungen, nach Brest zu wandern, und dort sich als Magd zu verdingen. Sie war nunmehr völlig erwachsen und eine vollkommene Schönheit geworden. Die zarte, ätherische Gestalt, im grellen Widerspruche mit der Dienstbarkeit, welche ihr das Geschick aufgebürdet hatte, das große, seelenvolle Auge, die sanfte Röthe ihrer Wangen machten auf Jeden, der Annette'n zum ersten Male erblickte, einen tiefen Eindruck. Aber ihre theilnahmlose Verschlossenheit scheuchte wiederum die Menschen von ihr, denn es war, als ob man in ihrer Gegenwart nicht heiter sein dürfte. So ward sie angestaunt, wie das Räthselgebild einer fremden Welt.

Ihre Herrschaften waren immerdar mit ihr zufrieden. Jetzt diente sie schon seit Jahren bei einer Irländerin, die sich geraume Zeit eines langwierigen Prozesses wegen in Brest aufhielt. Nach Beendigung des Rechtsstreites, der um ein sehr bedeutendes Erbe geführt wurde, wollte die Lady nach Amerika ziehen. Sie wünschte Annette dahin mitzunehmen; die arme Waise war leicht dazu entschlossen, ihre Gebieterin zu begleiten, denn sie wurde von dieser mit seltener Güte behandelt. Annette vergalt diese Milde mit einer eben so seltenen Anhänglichkeit und Ergebenheit.

Das Verhältniß der beiden Frauen wurde nicht verändert, sondern beinahe noch inniger, als der Vicomte Datour sich um die schöne Irländerin bewarb und ihr Herz gewann. Die Reise nach Amerika trat jetzt in den Hintergrund; aber auch die Verbindung verzögerte sich, weil beide Brautleute erst den Ausgang des Prozesses abwarten wollten, dessen glücklicher Beendigung man mit jedem Tage entgegen sah.

Der alte Sachwalter, welcher für die Lady den Prozeß führte, hatte einen Schreiber, Louis Chorban mit Namen, der des Rechtsstreites wegen, oft in das Haus der Irländerin kam. Es war ein junger, liebenswürdiger Mann von reinen Sitten und unbescholtenem Charakter. Er und Annette sahen sich oft, und so war es natürlich, daß zwischen den beiden jungen Leuten sich ein zartes Verhältniß entspann. Aber diese Liebe glich wenig derjenigen, die man so oft bei diesen Ständen findet. Annetten's Gefühle blieben auch jetzt noch stumm und sprachlos, und sie schien nur um so mehr zu leiden, da sie wußte, daß sie von Louis geliebt wurde, und daß sie ihn wieder liebe.

Da nahm der Prozeß plötzlich eine unerwartete Wendung; der Gegner übergab dem Gerichte ein Dokument, das alle Hoffnungen der Lady vernichten mußte. Nach wenigen Tagen folgte die Entscheidung des Gerichts: der Prozeß war für die Irländerin verloren. —

Die Lady war seit einigen Tagen unwohl und nicht zu sprechen. Louis trat mit bleichem Angesicht zu der Geliebten und brachte ihr die Nachricht. Annette sank erschüttert in den Sessel. „Mein Gott!“ rief sie, „auch sie, die gnädige Herrin unglücklich! Sie hat mit so fester Zuversicht auf eine glückliche Entscheidung gehofft, und nun so plötzlich bricht das Unglück ein. Wie kann ich der Gebieterin in diesem Augenblicke eine Nachricht bringen, die alle ihre Hoffnungen, ihr ganzes Lebensglück zerstört; jetzt, wo sie so krank ist, daß sie nicht einmal mich vor sich gelassen.“

Der also Klagenden harrte aber noch ein neuer, ein anderer Schmerz; mit bebenden Lauten gestand ihr Louis, daß er in den Geschäften seines Herrn Brest verlassen, und vielleicht erst in einigen Wochen zurückkehren würde. — Die Liebenden trennten sich mit jenen Träumen und Hoffnungen des Wiedersehens, die den Himmel, wenn auch nicht auf die Erde, doch in unsere Herzen niederzaubern.

Endlich kehrte Louis zurück; aber nicht Wochen, sechs lange Monate war er entfernt gewesen. Zuerst eilte er, die Geliebte zu begrüßen; aber er fand das Haus verschlossen und leer. Er fragte, da ward ihm die Antwort: Die Lady sei nach Amerika gereist. Die Erde bebte unter seinen Füßen, das Licht der Sonne schwand vor seinen Augen, als er weiter forschte und ihm die Auskunft wurde: Annette sitzt im Kerker und ist als Kindesmörderin angeklagt und überwiesen.

Mit matten, gebrochenen Lauten gab Louis seinem Herrn Nachricht über den Erfolg der ihm anvertrauten Geschäfte. Der Alte war zufrieden, aber er erschrak vor dem bleichen, verstörten Antlitze. „Was fehlt dir,“ fragte er theilnehmend, „du bist krank, die Reise ist dir nicht gut bekommen?“ — Louis schüttelte das Haupt, und stammelte nur: „Annette sitzt im Kerker.“ „Ja,“ erwiderte der Anwalt, ohne

sonderliche Theilnahme; „ich war von Gerichtswegen zu ihrem Vertheidiger ernannt, aber die Unglückliche war nicht zu erretten. Dort liegt ihr Todesurtheil."

Louis wankte und hielt sich mühsam an einem Stuhle aufrecht; aus seiner odemlosen Brust stöhnte es: „Bei dem ewigen Gott, sie ist unschuldig! Bedenkt nur Herr, ihr stiller, reiner Wandel." —

Der Alte lächelte fast spöttisch und wiederholte: „Ihr reiner Wandel?" — Sie war immerdar räthselhaft und verschlossen. Ich habe das Mädchen nie lächeln sehen; ich habe sie nie aufjauchzen hören, das sind die Cainszeichen, mit welchen Gott die Verbrecher zeichnet."

„Wer soll ihr Verführer sein?" fragte Louis tonlos.

„Sie hat ihn nicht genannt," erwiederte der Anwalt verfinstert, „umsonst war selbst des Priesters Zuspruch. Das Gerücht nannte manchen Verdächtigen, selbst du wurdest nicht verschont."

„Seht ihr, Herr," rief Louis eifrig, „so wie ich der Sünde verdächtig, und dennoch rein und schuldlos bin, so ist es auch gewiß Annette."

Der Alte schüttelte nochmals den Kopf, er mochte wohl ahnen, was des Jünglings Herz brach, denn er sprach recht mitleidig: „Geh schlafen, armer Louis. Erst auf ihr eigenes, freiwilliges Geständniß wurde sie verurtheilt."

„Auf ihr eigenes Geständniß!" lallte Louis dem Anwalte nach. Er wankte aus dem Zimmer auf sein enges Stübchen.

Im schmerzlichen Krampfe hatten seine Hände die Akten ergriffen, welche Annettens Todesurtheil enthielten; bewußtlos hatte er sie auf seine Kammer mitgenommen. Er las die ganze Nacht bis zum grauenden Morgen; welche Schauer enthüllten sich ihm; er durfte, er konnte beinahe nicht mehr zweifeln; in jedem Blatte, das er umschlug, trat Annettens Schuld klarer hervor. Am frühen Morgen des Tages nach Louis Abreise, sahen drei Fischer die Unglückliche bleich und verstört am Meeresstrande umherwanken, sich scheu umblicken, und da sie sich allein wähnte, Etwas in die Fluthen schleudern; worauf sie sich in banger Eile entfernte. Verdächtig war solch ein Treiben, dennoch wagten die Fischer nicht, die Flüchtige aufzuhalten; als aber die Männer sich nun dem Strande näherten, hatten die Wogen das Päckchen wieder an's Ufer zurückgeschleudert. Es war in eine Frauenschürze gewickelt, und als die Fischer diese öffneten, erblickten sie einen neugebornen Knaben, in dessen blutbedeckter Brust noch ein scharfes Messer steckte.

Die Unglückliche hatte noch nicht die Stadt erreicht; ermattet war sie in einem Gestrüppe am Wege niedergesunken. Dort fanden sie die Fischer. Räthselhaft, wie immer, war ihr Betragen, als sie sich gefangen und von Schergen umgeben sah; eine seltsame Ruhe schien über sie zu kommen; sie hatte die Hände gefaltet und sprach in ruhiger Ergebung: „Ich wußte ja, daß es so kommen würde."

Gleich bei dem ersten Verhöre legte sie ihr Geständniß ab. Am Tage vor der Geburt des Kindes hatte sich ihre Gebieterin nach Amerika eingeschifft, ohne Annette dem Versprechen gemäß, mitzunehmen. Sie war nun völlig verlassen, ohne Schutz; da, um der Schmach zu entrinnen, verübte sie die That.

Dieß war ihr Bekenntniß. —

Sie hatte die Aussage mit einer entsetzlichen Ruhe gethan; sie gab den Richtern jede Auskunft, beantwortete ihnen alle Fragen; nur den Namen ihres Verführers nannte sie nicht. „Er ist unschuldig an dem blutigen Morde," sprach sie mit ihrer unerschütterlichen Festigkeit, „und somit will ich ihn nimmer nennen." Dieses gelassene, besonnene Geständniß vernichtete jeden Zweifel an ihrem Verbrechen. Die Akten wurden geschlossen, und es geschah der schwere Urtheilsspruch. Nur noch drei Tage hatte Annette zu leben!

Es war kein Justizmord! Alles war nach Gesetz und Recht erörtert worden; der unglückliche Louis durfte selbst nicht mehr zweifeln, und dennoch blieb in seinem Herzen eine Stimme, die seinem Verstande widersprach und ihm immerdar

zurief: „sie kann nicht schuldig sein.“ Aber von seinen Lippen bebte es, indem seine Augen fortwährend auf dem Todesspruche hafteten: „nur noch drei Tage! Das Schwert des Nachrichters ist schon für sie geschliffen und das arme Sünderkleid für sie gefertigt.“ Mit gewaltsam erzwungener Fassung trat Louis am frühen Morgen zu dem Anwalte und sprach: „Ihr seid mir, dem Elternlosen, immerdar mehr Vater als Herr gewesen; so erbarmt Euch auch jetzt meiner. Nur eine einzige Stunde laßt mich die arme Annette allein, ohne Zeugen, sprechen. Durch Euren Einfluß wird es Euch leicht werden, mir diese Erlaubniß gewähren zu lassen.“ „Du forderst Thörichtes,“ erwiderte der alte Mann, „dieses Zwiegespräch kann weder Dir noch ihr frommen, und die Zungen der Bösen werden dadurch auf's neue ihre Lästerungen beginnen. Demnoch will ich mich bemühen, daß Dein Gesuch bewilligt werde.“

An dem Nachmittage desselben Tages betrat Louis das Haus der Hoffnungslosigkeit. Langsam öffnete der Schließer ein Schloß nach dem andern; langsam schob er einen rostigen Riegel nach dem andern zurück; endlich fiel die letzte Eisenstange; die Thür öffnete sich und — Louis stand vor Annetten. Der dumpfe Kerker und das entsetzliche Geschick, welches ihr bevorstand, hatten nicht verletzend auf sie gewirkt; sie war fast noch schöner, als ehedem. Mit jener unbegreiflichen Ruhe, die immer ihre Gefährtin gewesen, trat sie auf Louis zu, faßte seine beiden Hände wie sonst und flüsterte: „So hat mein Hoffen mich nicht betrogen; immerdar rief eine Stimme in mir, Du wirst ihn noch wiedersehen; er wird dich nicht verlassen.“

Louis stürzte zu ihren Füßen nieder und rief: „Annette, Du bist unschuldig!“ Sie umschlang ihn fest mit beiden Armen, und den Kopf an seine Brust gelehnt, rief sie: „ich danke Dir für dieses seltene Vertrauen; es wird mir wohl thun auf meinem Todeswege.“ — „Entsetzlich!“ schauderte Louis, „Du bist unschuldig und sollst solch ein Geschick erdulden?“ — Und die bleiche Magd fragte dagegen: „würde Dir und mir wohler sein, wenn ich dieses Geschick wirklich verdiente? —“

„Aber,“ mahnte Louis, „Du selbst hast es ja über Dich emporgerufen; fühlst Du denn nicht, daß Du einen furchtbaren Selbstmord begehst?“ — „Nein, nein,“ erwiderte Annette, „es ist nicht so, glaube mir, es mußte so kommen.“ — „Es mußte so kommen? Schon damals, als man Dich ergriff, sprachst Du diese Räthselworte.“ Annette erwiederte nichts auf diese Bemerkung, sondern sie fragte leiser: „wie lange darfst Du bei mir bleiben?“ —

„Eine Stunde,“ entgegnete Louis. —

„Eine Stunde,“ wiederholte die Gefangene, „und wenn sie vorüber ist, hab' ich auf Erden keine Freude mehr zu erwarten. Wirst Du mir in dieser heiligen Stunde eine Bitte versagen?“

„Gewiß nicht,“ betheuerte Louis, „bei meinem und Deinem Seelenheile, fordere das Schwerste von mir, ich will es üben.“ — „Nun denn,“ sprach Annette, „so gelobe mir, nicht zu fragen, nicht zu forschen, warum alles so geschah.“ — Louis trat entsetzt zurück; diese Anforderung hatte er nicht erwartet, mit ihrer Gewährung verlor er die einzige, die letzte Hoffnung, die Unglückliche zu retten. Aber sie hob die gefalteten Hände bittend zu ihm empor, und fragte dringender: „wirst Du halten, was Du mir so eben gelobt?“ — Louis vermochte nicht zu antworten, er nickte nur mit dem Kopfe. — Da küßte sie ihm die Thräne aus dem Auge und zog ihn zu sich auf die Steinbank des Trauergemaches nieder. Sie war es nun, die ihn zu erheitern suchte, sie war es, die ihm Trost und Ermuthigung zusprach, und ihre Unterhaltung war so ruhig, wie in vergangenen Tagen; nur als die Riegel wieder knarrten und der Schließer erschien, um Louis abzuholen, brach der tief verborgene Schmerz gewaltsam aus ihrem Innern empor. Sie umfaßte krampfhaft fest den Geliebten, von dem sie nun auf immer scheiden sollte, und sank dann aus seinen Armen knieend zu Boden. Das Haupt von ihm ab-

gewandt, winkte sie ihm mit den gefalteten Händen zu, sich zu entfernen. Es geschah. —

Es war die Nacht vor der Hinrichtung; Louis saß in seiner Kammer und zählte die furchtbaren Augenblicke, die ihm in langsamen Folterqualen, und doch so furchtbar schnell entschwanden. —

Jetzt noch sieben Stunden! — nun nur noch sechs! — nur noch fünf! — vier! Da schlug es ungestüm an die Thür; er schrak empor aus der Todesangst, die er für sie empfand. „Sie will dich noch einmal sehen," rief die trügende Hoffnung in ihm und er wankte zur Thür. Aber als er die Thür öffnete, stand vor ihm ein Bote, welcher verlangte, Herrn Tridon, den Sachwalter, zu sprechen.

„Der Herr," erwiederte Louis, „läßt sich ungern in seiner Ruhe stören. Ist es Euch möglich, so kommt morgen wieder."

„Es kann nicht sein," entgegnete der fremde Mann, „eine Sterbende verlangt, ihn zu sprechen. Weckt ihn schnell, Pater La Martain, der mich sendet, hat mir die größte Eile geboten."

Der alte Anwalt wurde geweckt.

„Du begleitest mich, Louis," sprach er, „es ist möglich, daß ein Testament oder eine andere schriftliche Verfügung aufgesetzt werden soll, wo ich Deiner Hülfe bedarf."

Ein Wagen harrte ihrer vor der Thür. Rasch fuhren sie von dannen. — Nach einer halben Stunde hielten sie vor einem kleinen Hause, und wurden sogleich in das Krankenzimmer geführt. Pater La Martain trat dem Anwalte entgegen und flüsterte dringend: „eilt, eilt, ehe es zu spät wird." Der Anwalt und Louis traten näher; mühsam richtete von dem Krankenbette sich ihnen eine abgezehrte Gestalt entgegen; die Züge waren furchtbar entstellt, und das Antlitz bereits mit jener fahlen Bläße, des Todes nahem Vorboten, bedeckt. Dennoch erkannten der Anwalt und Louis die Kranke, und Tridon rief erschreckt: „Wie, Lady Danneil, Ihr seid es, ich wähnte Euch bereits in Amerika?"

„Ich wollte dorthin," stöhnte die Kranke, „aber des Weibes Fluch und der noch schwerere des Verbrechens hielt mich zurück. Bereits auf dem Schiffe ergriffen mich die Folgen dieser Schmach und meiner Sünde; schwer erkrankt wurde ich in dieses Haus zurückgebracht. Hier kam über mich die geistige Nacht; Alles war vor mir versunken, Alles erstorben, nur mein Verbrechen nicht, und so ward mir schon die Hölle auf Erden. Da mein Bewußtsein wiederkehrte, und da ich mich nun wieder erinnern konnte, was geschehen war, und was ich verübt hatte, beichtete ich jenem Manne. Er aber versagte mir die Absolution, wenn ich nicht vor der Welt meine Blutschuld eingestehen würde; denn Gräßliches hatte sich begeben, während mein Geist im Irrsinn niederlag. Mit fast wahnsinniger Anhänglichkeit hatte eine Schuldlose meine Schmach, meine Sünde auf sich genommen." Die furchtbare innere Erregung hatten der Kranken eine schauerliche Kraft gegeben; die magere Rechte gen Himmel empor gehoben, rief sie mit starker Stimme: „So wahr ich dem Gerichte Gottes nahe bin, ich bin die Mutter, die ihr Kind mordete; Annette ist unschuldig."

Mit diesen furchtbaren Worten war aber auch die Kraft der Kranken gebrochen; bewußtlos sank sie auf ihr Lager zurück. — Der Arzt trat zu dem Krankenbette. — Nur durch seine Bemühungen öffnete die Kranke wiederum die Augen, aber nur mühsam vermochte sie sich noch verständlich zu machen, und sie flüsterte mit gebrochenen Lauten: „Datour war mein Verführer — der Elende liebte mich nicht, sondern nur die reiche Erbin — früher als ich, erfuhr er den unglücklichen Ausgang meines Prozesses, mit seinem Scheidebriefe erhielt ich zugleich die Kunde meiner Verarmung — der Treulose hatte bereits Frankreich verlassen — alle Schwüre waren mir gebrochen — alle Hoffnungen untergegangen — Verzweiflung erfaßte mich — da überwältigte mich mein dunkles Geschick — wie

ich es that, wie ich den Mord übte, bei dem ewigen Gott! ich weiß es nicht. — Als meine Besinnung zurückkehrte, floß mir das Blut meines Kindes entgegen und Annette knieete zwischen mir und dem Leichname. — Alles hatte mich verlassen, selbst Gott war aus meinem Herzen gewichen — sie aber blieb mir treu — keine Frage, kein Vorwurf kam über ihre Lippen — sie flehte nur mit Angst und Thränen, daß ich schleunig fliehen sollte — in stiller, geräuschloser Eile besorgte sie Alles zu meiner Flucht. — Die Verzweiflung, die Angst hatten mir bis jetzt Kraft gegeben, aber da ich das Schiff betreten, kam des Weibes Ohnmacht über mich." — Jetzt schwieg die Kranke; ihr Auge brach, aber in dem folgenden Augenblicke glühte es wieder auf; mit der gewaltigen Kraft des Sterbenden erhob sie sich nochmals, streckte die Arme dem Crucifix entgegen und rief in banger Angst: „Gebt mir das Bild des Heilandes, gebt mir Hoffnung, daß mir Gnade werde vor ihm, dem Allerbarmer!"

Der Priester trat zu dem Arzte und Sachwalter und sprach: „Sie beide haben hier Ihre Pflicht gethan, lassen Sie mich jetzt die meinige üben; die letzten Augenblicke der Sterbenden sind erschienen." — Mit namenlosen Wechselgefühlen hatte Louis dem Bekenntnisse der Sterbenden gelauscht; er war in die Knie gesunken, seine gefalteten Hände waren zum Himmel emporgehoben; aber er hatte keine Laute, keine Worte. Der alte Anwalt riß den Knieenden empor und eilte mit ihm ins Freie. Als die kühle Morgenluft Louis umwehte, wurde er etwas ruhiger, aber da schlugen die Glocken plötzlich dumpf zusammen, und riefen das Opfer zum Hochgerichte. Selbst der alte Anwalt beschleunigte seine Schritte, und rief ängstlich: „Kein Wagen ist in der Nähe, der Weg ist weit, wir müssen eilen, daß wir nicht zu spät kommen, um die Unglückliche zu retten." Und beide Männer drängten sich vorwärts. Die Angst beflügelte ihre Schritte; endlich standen sie vor dem Hause des Gerichtspräsidenten; aber hier waren noch Laden und Thüren verschlossen, und Alles schlief noch in sanfter Ruhe. Louis stürmte gegen die Pforte, aber erst nach langem Pochen erschien der lässige Pförtner.

Der Präsident erschrak, als er den Verlauf der Sache vernahm. Vor allen Dingen that es Noth, die Hinrichtung aufzuschieben; er schrieb sogleich selbst den Befehl dazu. Ohne weitere Erörterung eilte Louis damit von dannen. Als er auf den Marktplatz kam, zeigte die Kirchenuhr die Hälfte der sechsten Stunde an. Nur noch eine halbe Stunde Frist — und doch war das Ziel noch so fern. Mit odemloser Brust, mit brechenden Knieen, stürmte er vorwärts; jetzt war beinahe das Thor erreicht, aber auch seine Kräfte völlig erschöpft. Im Thore stand ein Diener mit einem Reitpferde an der Hand. Louis entriß ihm dessen Zügel, schwang sich in den Sattel und jagte davon. Ein tobendes Geschrei erhob sich hinter ihm, das schreckte ihn nicht, aber jetzt schlug die Glocke der fernen Thurmuhr sechsmal an. — O allmächtiger Gott, zu spät! zu spät!

Da lag vor ihm die Schreckensstätte, ein gedrängter Menschenknäuel umgab das Blutgerüst. Oben kniete Annette; eben trat der Priester von ihr zurück und —

„Halt ein! halt ein!" schrie Louis in der namenlosesten Angst, und Roß und Reiter stürzten zu Boden. Louis hatte sich schwer beschädigt und konnte nur, das Papier emporhaltend, mit matter Stimme wiederholen: „Haltet ein, sie ist unschuldig!" So schwach diese Worte auch ertönten, sie gingen nicht verloren, und bald wiederholten sie tausend und tausend Stimmen.

Das Menschenherz ist gar räthselhaft erschaffen; es vermag den größten Schmerz, das furchtbarste Weh zu ertragen, aber es erliegt der unverhofften Freude.

Als Louis Annette in seine Arme faßte, und ihr zurief: „Du darfst nicht sterben, Deine Unschuld ist anerkannt!" sank sie ohnmächtig nieder.

Das schaurige Schauspiel hatte sich gewendet; unter Frohlocken und Jauchzen drängten

sich Alle zu der Geretteten hin. Sie wurde in einen Wagen gehoben; langsam ging es dem Gerichtshofe zu, denn die zahllose Volksmenge umwogte den Wagen.

In dem Gerichtssaale waren bereits Richter und Zeugen versammelt. Die Aussagen des Priesters, des Anwalts, und besonders die des Arztes waren so überzeugend, daß an der Schuld der Irländerin kein Zweifel mehr statt fand. Mit leiser, schüchterner Stimme legte auch nun Annette das Geständniß der Wahrheit ab.

„Thörichtes Kind," zürnte der Präsident, da Annette ihr Bekenntniß geschlossen; „von falschem Mitleide verführt, wolltest Du Dich für eine Verbrecherin opfern?"

Jetzt stürzten Thränen aus Annettens Augen, und tief bewegt, wie noch nie in ihrem Leben, erwiederte sie: „Nein, nein, ich will nicht besser scheinen, als ich bin; in dieser Stunde, wo Gott mich so wunderbar rettete, und ich ihm wieder mit Zuversicht vertraue, will ich die Wahrheit bekennen. Es war nicht Edelmuth, daß ich die Schuld der Herrin auf mich nahm; ich glaubte, es sei mein Verhängniß, auf dem Schaffot zu sterben. Ich war wohl noch ein thörichtes Kind, als ich von meinem Vater gezwungen wurde, einer Hinrichtung beizuwohnen. Ich war kränklich, immerdar furchtsam, und so machte das blutige Schauspiel einen namenlos schmerzlichen Eindruck auf mich. Als es geschehen war, wankte ich wie im dumpfen Traume nach Hause; ich weiß nicht, wie es kam, daß mein Blick auf die Taufmünze fiel, welche um meinen Hals hing. Es war mir, als sei sie mit Blut befleckt; gewiß war dies nur eine thörichte, kindische Einbildung; aber ich wischte ängstlich an derselben, um sie von dem vermeinten Blute zu reinigen. Da stand hinter mir die alte Zigeunerin, die sich damals in unserer Gegend umhertrieb, und von deren Wahrsagerkunst man im Elternhause und überall so viel Wunderbares erzählte. Sie grinzte freundlich auf mich nieder und rief: „Blankes Goldkind, schenke mir die Münze, auf daß es Dir wohlgehe auf Erden." Mir aber war die Münze lieb und werth, deshalb schloß ich sie fest in meine Hand ein und schüttelte versagend mit dem Kopfe. Da kreischte das Weib zürnend: „Gieb mir das Silberstück, thörichtes Kind, oder Du wirst, wie Jener, auf dem Hochgerichte sterben!" Laut schrie ich auf bei diesen schrecklichen Worten, und eilte von dannen. Aber die schleunige Flucht half mir nichts; des Weibes gräßliche Wahrsagung schlug immerdar an mein Ohr, und es milderte nicht meine Angst, mein Entsetzen, daß ich die Münze von mir warf. Ich wagte keinem Menschen mein Geheimniß zu entdecken, um meine Eltern nicht zu betrüben und die Schmach, zu welcher ich mich bestimmt glaubte, nicht bekannt werden zu lassen. — Als nun meine Herrin das Verbrechen verübt hatte, war es mir, als ob mein Verhängniß mich riefe; „es ist besser," dachte ich, „Du stirbst schuldlos dieses Todes, als daß er Dir werde durch Sünde und Verbrechen." So klagte ich mich der fremden Schuld an. —

Alle Anwesende schauderten vor dem Aberglauben, der, Jahre lang in der verschlossenen Brust genährt, solchem Irrthume, und solcher Selbstpein verfallen konnte, und der wackere Priester rief zürnend: „Das sind die Folgen, daß wir das Volk ohne Unterricht und Lehre in geistiger Finsterniß aufwachsen lassen, während wir selbst vor den andern Nationen mit falscher Ueberbildung prunken. Wehe dem Lande, wo solche schroffe Gegensätze sich zeigen!"

Der Lehre dieses wahrhaft frommen Mannes gelang es bald, jeden Wahnglauben aus Annettens Herzen zu vertilgen. Sie ist nun die glückliche Gattin des glücklichen Louis Chorban. —

DER AKTIVE LEUCHTTHURM AUF HELGOLAND

Der Leuchtthurm auf Arkona.

Skizze von W. Stieber.

(Hierzu der Stahlstich: Der Leuchtthurm auf Arkona.)

„Vater! Vater! um Gottes willen rasch, ein Schiff scheitert am Strande! Das Boot des Lootsen-Capitains ist umgeschlagen und unser guter Vetter liegt gar hart getroffen an der Küste! Ich werde schnell den Nachbar Andres holen" rief es vor der niedrigen Hütte des Lootsen-Aeltesten auf der Insel Rügen, und wie der Wind war der rüstige Bursche, von dem diese Worte ausgegangen, wieder verschwunden. An seine Stelle trat in wenigen Minuten eine kräftige, breitschultrige Gestalt aus dem niedrigen Hause, in welcher Jedermann auf den ersten Blick den ergrauten Seemann erkennen mußte. „John," rief er in die Hütte zurück, „beeile Dich mit Deinen Netzen, auf der See scheint's schlimm herzugehen; die Signale folgen Schuß auf Schuß, und den Leuten auf dem Schiffe wird's gerade nicht behaglich sein. Ich werde den Lugger loslegen, der am Leuchtthurm auf dem Strande liegt; bring' nur das große Ankertau zur Küste;" mit diesen Worten eilte der Lootsen-Aelteste dem Meere zu.

Der Sturm peitschte furchtbar in seinen gebleichten Locken und er mußte den Strohhut fester auf das Haupt drücken, um in die freie See hinaus zu schauen. Diese bot ein überaus prächtiges Schauspiel dar. Haushoch stürzte Welle auf Welle und begrub sich selbst im sprudelnden Schaume. Der Blitz fuhr zischend in das tobende Element, und zerspaltete das Meer bis zum tiefsten Grunde. Die Brandung tobte auf der rechten Seite des Leuchtthurms, als wollte sie denselben in seiner Tiefe untergraben, und kaum vermochte man zwischen den Schlägen derselben die Nothschüsse zu unterscheiden, welche in weiter Ferne vom Meere aus herüberdrangen.

„Hab doch auch schon manchen Sturm erlebt!" rief der alte Seemann kopfschüttelnd, heut aber nimmt sich die See besonders stattlich aus. Was nur der Junge vorhin von unserm Capitaine murmelte; war's nicht, als sagte er, das Lootsen-Boot wäre mit ihm umgeschlagen; und vermag ich doch keine Spur von demselben zu entdecken." — Kaum hatte der Lootsen-Aelteste dies Selbstgespräch beendet, als wilde und tobende Stimmen von der Hinterseite des Leuchtthurms zu ihm herüberdrangen und eine gemischte Schaar von kräftigen Fischern, Kindern und Weibern den schmalen Felsenstrand hinaufklimmten.

„Was tragt ihr so bedächtig in der weißen Leinwand?" rief ihnen der Aelteste entgegen.

„„Wir bringen traurige Mähr,"" wurde ihm zur Antwort. „„Der Lootsen-Capitain wollte mit dem Bruder Harrisson und mit dem alten Johnstohn dem Schiffe dort beim schweren Wetter den Lootsendienst erweisen; doch nicht vermochte er, solches zu gewinnen, er mußte umkehren und auf die schwarze Bucht steuern, dort hat die Brandung ihn erreicht und ihn mit zerschmettertem Schädel gegen den Felsen geworfen, nur der Bruder Harrisson ist gerettet. — An Euch, alter Veitholm ist nun das Commando."" Zugleich enthüllten die Männer den blutigen, triefenden Leichnam ihres Capitains. Der alte Veitholm zerdrückte mit Mühe eine Thräne welche sich über die gefurchten Wangen hinabstahl.

„Was schad't 's, das ist das Schicksal jedes braven Seemannes; den trifft es heut', den Andern morgen. Doch was stehen wir hier, wie die alten Weiber, wo unsere Kraft nicht mehr ausreicht. Wenn er noch unter uns weilte, wie würde er eifern, daß wir so muthlos verzagen. Noch ist Hülfe dort drüben möglich; wenn das Schiff nur die Ecke gewinnen und vom Winde abkommen könnte, dann käme es hinaus in die hohe See und könnte es ruhig mit ansehen. Aber die Unglücks-Jolle peitscht

die Röhrströmung hinein, als wollte sie in den Klippen spatzieren gehen, und der Leuchtthurm steht doch groß genug da, um zu zeigen, wie man das Steuer drehen muß."

Inzwischen war es an der Küste sehr lebhaft geworden. Das Rollen des Donners und die Nothschüsse des bedrohten Schiffes hatten die sämmtlichen Strandbewohner zusammen gerufen, und die Kunde von dem Unglück ihres Capitains hatte dieselben wie ein Lauffeuer ereilt. In kurzer Zeit hatten sie den großen Lugger flott gemacht, wohlgetakelt und mit den erfahrendsten Lootsen bemannt: „Kinder," rief der alte Veitholm den Seinen zu, „drückt euren Weibern noch einmal kräftig die Hand, wer weiß, ob wir mit heiler Haut zurückkommen." Doch die Ermahnung des alten Commandeurs war völlig überflüssig, denn an der Küste gab es des Schmatzens und Herzens so viel, daß er zuletzt seine Kameraden kaum loszureißen vermochte und es noch eine ziemliche Weile dauerte bis das Boot vom Lande stoßen konnte.

Der Lugger war das größte Fahrzeug der Lootsen. Auf das stärkste und kräftigste gebaut, überall mit doppelter Takelei ausgerüstet, und mit einem ungewöhnlich hohen Borde versehen, war es dazu bestimmt, der furchtbarsten Wuth der Elemente die Spitze zu bieten. Schon manches Menschenleben hatten die wackern Lootsen auf diesem Schiffe gerettet, schon manche kostbare Kiste auf ihm an's Land geschafft. Die Lootsen hatten daher auch zu dem Lugger ein besonderes Vertrauen. Sie hielten denselben, in dem Aberglauben, zu welchem der Seemann so leicht geneigt ist, fast für heilig und nur im Augenblick der höchsten Noth bedienten sie sich seiner. Sehr bald hatte das Rettungsboot die enge Bucht, in welcher es an der Hinterseite des Leuchtthurms vor den Wellen gesichert lag, verlassen und wurde ein Spielball des tosenden Elements. Bald wurde es auf dem Gipfel einer furchtbaren Welle in die Höhe geschleudert, daß es davon umzustürzen drohte, bald versank es in die Tiefe des Meeres und wurde auf Augenblicke den am Ufer stehenden Personen unsichtbar, die seinen Lauf mit ängstlichen Blikken verfolgten. Aber immer von Neuem arbeitete sich das Fahrzeug siegreich aus den Wellen empor, obwohl dieselben oftmals über ihm zusammenstürzten und es wie in eine Wasserbrücke einhüllten.

Der alte Veitholm stand mit feierlichem Ernste am Steuerruder; so oft er auch von den Wellen bald rück- bald vorwärts geschleudert wurde, bewegte sich doch keine Muskel in dem gebräunten Gesichte des ergrauten Seemannes. Er hatte seinen Strohhut abgenommen, um einen desto freieren Blick in die See zu haben, und der furchtbare Orkan, welcher mit noch immer zunehmender Gewalt wüthete, entblößte den nackten Scheitel des alten Mannes. Mit Falkenaugen durchforschte er jede Woge der See, prüfte und vermied geschickt jede gefährliche Welle. Auf den Bänken saßen acht kräftige Gestalten, welche mit ihren muskulösen Armen die kolossalen Ruderstangen kräftig in die widerspänstigen Wogen hineindrückten. Das flackernde Licht des Leuchtthurms erhellte die dunkle Nacht sehr spärlich. Nur bei dem Zucken des Blitzes vermochte die Bemannung des Luggers ihre Lage genauer zu prüfen. Die ganze Gesellschaft glich in ihrer stummen stoischen Ruhe mehr einer unheimlichen Schaar von Wassergeistern, als irdischen Wesen und gewiß würde Dich, lieber Leser, der Du wohl gemächlich im behaglichen Stübchen diese Zeilen liest, ein unheimliches Grauen erfaßt haben, wenn Du die kecke Gesellschaft erblickt hättest, die sich bei jedem Ruderschlage selbst dem Verderben entgegen arbeitete. „Wenn wir die Rolandsklippe passirt haben," rief der alte Veitholm plötzlich, das dumpfe Schweigen unterbrechend, „dann müssen wir dem Schiffe ziemlich nahe sein; ich höre schon deutlich das Wimmern der Mannschaft." Kaum hatte der greise Führer diese Worte ausgesprochen, als eine furchtbare Woge das Boot weit in die Luft schleuderte. Ein blendender Blitz durchzuckte die Luft und das bedrängte Schiff lag dicht

vor den Augen der Lootsen. Dasselbe war ein Kutter von anscheinend englischer Bauart, und hatte schon sehr stark gelitten. Der Sturm hatte bereits die Stenge am Maste zertrümmert, das Fockstaaksegel heruntergerissen, und das Schiff trieb nur noch mit dem Großsegel und der Focke. Der Wind wehte immer heftiger dem Lande zu, doch suchte das Fahrzeug lavirend dem Strande zu entkommen. Mit donnernder Stimme bemühte sich der Capitain desselben den fast schon gesunkenen Muth seiner Mannschaft zu beleben. Unabläßig machte er Schlag vor Schlag von dem Winde und in dem Augenblicke, in welchem das rettende Fahrzeug sein Kielwasser durchschnitt, tönte sein Commando wie ein Geisterruf durch den Orkan: „Fertig zum Wenden." Aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Jedesmal, wenn der Kutter sich eine Strecke in den Wind hineingearbeitet hatte, trieb die nächste Welle ihn wieder zurück und kaum vermochte er mit seiner zerrütteten Takelage sich noch vor dem Winde zu halten. „Backbord, die Rieme streichen," rief der alte Veitholm plötzlich, als im nächsten Moment der Kutter wieder seinen Blicken entschwand und der Lugger dicht bei dem Steuerruder desselben vorüberrauschte. „Hätte es nicht geglaubt, daß wir dem Sappermenter schon so nahe waren, hätten uns fast den Kopf an ihm zerstoßen," murmelte der alte Veitholm vor sich hin. „Daß der an den Klippen noch nicht in tausend Stücke zertrümmert worden, ist ein Gott's Wunder. Grade hier an der schlimmsten Stelle, wo unser einem fast die Pfeife ausgeht. Heda! holla!" rief der alte Mann, als der Ton eines Sprachrohrs vom Schiffe undeutlich zu ihm herüberschallte. „Werft die Fangthaue aus, wenn Euch daran gelegen, eure Mahlzeit noch einmal auf dem Trocknen zu verzehren." In diesem Moment war die furchtbare Welle, welche den Lugger von dem bedrängten Schiffe getrennt hatte, vorüber gerauscht, und der alte Veitholm näherte sich bedächtig dem Schiffe, dessen Verdeck mit klagenden Menschen bedeckt, einen grausenvollen Anblick darbot. Doch im nächsten Augenblicke rief der Lootsenälteste: „um Gottes willen einen festen Ruderschlag" und wollte den Lugger durch eine geschickte Steuerwendung von dem Kutter wieder hinwegbringen — aber vergebens. Eine furchtbare Welle rauschte daher und zertrümmerte das rettende Boot, wie eine Nußschaale an den starken Planken des Kutters, so daß die braven Lootsen mit zerschellten Schädeln in die Wogen geschleudert wurden. Ein Schrei des Entsetzens erfolgte, ein furchtbarer Blitzschlag durchzuckte die Luft und im nächsten Moment lief der Kutter krachend auf eine der vielen Klippen auf, denen er bisher wie durch ein Wunder entgangen war.

— — Eine Viertelstunde später stand der alte Veitholm triefend vom Seewasser am Strande der Insel, von den Bewohnern derselben sorgsam umgeben. Dieselbe Welle, welche seinen Gefährten den Tod bereitet, hatte ihn wohlbehalten an's Ufer geworfen, und ihn den Seinen wiedergegeben. „Das böse Schiff," rief er klagend aus, „kostet uns unsere besten Leute, und doch wird weder Maus noch Mann davonkommen, denn die furchtbare Brandung wird dasselbe in wenigen Augenblicken in Trümmer zerschlagen und wäre es von Eisen und Stahl gebaut. Hülfe giebt es doch nicht mehr, es müßte denn der tolle Engländer, der dort im Eckstübchen des Leuchtthurms seinen unheimlichen Wohnsitz aufgeschlagen, und der bei solchem Wind und Wetter zum Vergnügen in die See geht, das Meisterstück wagen, ein Fangtau nach dem Schiffe hinüber zu bringen. Aber lieber mausetodt, als von dem gerettet, denn der steht mit dem Bösen im Bunde, und hat ein Freischiff, sonst hätten auch ihn die Wellen schon längst verschlungen." Kaum hatte Veitholm diese Worte vollendet, als ein kräftiger Schlag auf seine Schulter fiel und er mit den Worten angeredet wurde:

„„Was schwatzt Ihr da, alter Narr, in so ernster Stunde.""

Erschrocken trat der alte Lootse einige Schritte

zurück, und wich demjenigen, von dem diese Worte ausgegangen, in scheuer Ehrfurcht aus. Dieser war ein schöner junger Mann von kräftigem Wuchse. Die zierliche Matrosenkleidung desselben und das feine Gewebe seines Strohhutes, unter welchem eine Fülle dunkelbrauner Locken sich hervordrängte, unterschieden ihn auffallend von den übrigen Strandbewohnern. Ein rother Shawl, mit welchem er nachlässig umgürtet war, verlieh seiner Gestalt ein gewisses phantastisches Wesen. Der kecke Blick seiner Augen, ein höhnisches Lächeln, welches den zierlich gebauten Mund unwillkührlich umzuckte, und die stark gebogene Adlernase ließen in ihm einen außergewöhnlichen Menschen erkennen. „Wollt ihr nicht, Herr Clifford," redete ihn der alte Veitholm, schnell wieder gefaßt, an, „einmal Euer Heil an den armen Leuten versuchen, welche auf der bösen Klippe in den Sturm hineinwinseln? — Mit unsrer Macht ist's vorbei, vielleicht gelingt es Euch, lieber Herr. Ihr habt doch in den wenigen Monden, seit welchen Ihr Euch bei uns niedergelassen, manch' schlimmen Wetter schon die Stirn geboten und Euch als ein kecker Seemann bewährt." Der junge Engländer warf einen flüchtigen Blick auf die See hinaus, welche durch den trüben Schein des Mondes, der seine Strahlen durch die zerrissenen Wolken warf, jetzt etwas kräftiger beleuchtet wurde, dann begab er sich, stumm mit dem Kopfe nickend, und von den Strandbewohnern gefolgt, auf die andere Seite des Gestades, wo diese behülflich waren, ein halb auf das Land gezogenes, zierlich gebautes Boot flott zu machen. Mit lächelnder Miene bestieg der Engländer dasselbe und segelte im nächsten Moment in die wogende See hinaus. Der Sturm hatte sich inzwischen ein wenig gelegt. Der Donner tönte nur noch in weiter Entfernung und der Mond erhellte die tobende See immer mehr. Mit unerschütterlicher Ruhe stieg der Engländer von Welle zu Welle und in kurzer Zeit lag er am Steuerbord des gescheiterten Schiffes, wo ihn ein Freudenschrei bewillkomnete.

Die Takelage des Kutters war bereits völlig über Bord gerissen; das Vordertheil lag tief unter dem Wasser, und nur noch das Hintertheil desselben ragte, mit Hände ringenden, jammernden Gestalten bedeckt, wie eine Felsklippe aus der tosenden Brandung hervor. Die Bedeckung des Schiffes und die Geländer desselben waren bereits vom Sturme hinweggerissen und dasselbe sah seiner Vernichtung mit jedem Momente entgegen. Viele Bewohner desselben waren bereits über Bord gespült. In wenigen Minuten war die Barke des Engländers mit verzweifelten Menschen erfüllt und derselbe sahe sich genöthigt, auf das schleunigste das Schiff zu verlassen. Als ein wohlerfahrener Seemann vermied er es sehr wohl, sich durch die Brandung hindurch, dem Lande auf dem kürzesten Wege zu nähern, sondern mit keckem Muthe vertraute er sein schwaches Schiffchen dem wogenden Elemente an, umschiffte glücklich die Spitze der Insel und landete in sicherer Bucht mit den vom Tode Erretteten.

Die Lootsen bewillkommneten ihn jubelnd, wenn sie auch eine gewisse Scheu vor dem vermeintlichen Genossen des Bösen nicht zu unterdrücken vermochten und wollten ihn bittend zurückhalten, aber der Fremde war in seinem Rettungswerk unermüdlich. Noch einmal wagte er den kühnen Weg. Schon war er dem gestrandeten Schiffe wiederum nahe gekommen, als eine rollende Woge das Wrack zertrümmerte, die rettende Barke umstürzte und das Wimmern der Unglücklichen in den Fluthen erstickte.

Wenig Minuten nachher zogen die Fischer den anscheinend entseelten Körper des Herrn Clifford und ein junges Frauenzimmer, welches dicht neben ihm von den Fluthen ausgeworfen worden war, an den Strand. Das Unglück des edlen Retters hatte die abergläubische Meinung der Lootsen erschüttert, sorgsam trugen sie die beiden Körper in die nächste Hütte und ließen denselben alle mögliche Pflege angedeihen. Der Engländer erholte sich in kurzer Zeit wieder; bald vermochte er seinen Rettern, wenn auch

mit schwacher Stimme zu danken und den Ort seines Aufenthaltes zu durchmustern. Gleichgültig streifte sein Blick über das junge Frauenzimmer hinweg, welches trotz der lebhaftesten Bemühung nicht wieder ins Leben zurückkehren wollte. Plötzlich aber faßte er dieselbe näher ins Auge, seine Züge ballten sich krampfhaft zusammen, seine erloschenen Augen erglänzten, und mit furchtbarer Heftigkeit rief er aus: „meine Betty, muß ich Dich so wiedersehen.“ Nach einigen Minuten begann endlich das junge Mädchen Zeichen des wiederkehrenden Lebens von sich zu geben, und in wenigen Stunden war sie völlig zur Besinnung zurückgekehrt. Doch hätte der plötzliche Anblick des jungen Engländers das kaum erwachte Lebenslicht beinahe wieder verlöscht, so freudig wurde sie bewegt, als sie denselben erkannte.

„Wo ist Dein Vater, der uns so grausam trennte und mir das höchste Erdenglück raubte?“ redete sie Herr Clifford an. „„Er war dort auf dem Schiffe,““ erwiederte Betty mit schwacher Stimme, „„und die Wellen rissen ihn als einen der ersten vor meinen Augen hinweg, während ich mich in dem Tauwerk krampfhaft festgeklammert hatte. Wir befanden uns auf einer Reise nach Dänemark zu den Verwandten meiner Mutter, als uns das Unwetter ereilte und uns an diese Küste verschlug, welches mir den Vater morden und den Geliebten wiedergeben sollte.““

Der schwache Zustand Betty's erlaubte nicht mit ihr eine längere Unterhaltung zu pflegen; auch Herr Clifford bedurfte der Ruhe.

Am andern Tage hatte sich der Sturm gelegt; zwar ging die See noch sehr hohl, aber die Sonne beschien freundlich das Gestade der Insel, welches mit den Trümmern des gescheiterten Schiffes bedeckt war.

Unsere Leser werden den Zusammenhang und den Verlauf unserer Geschichte sehr bald errathen. Herr Clifford hatte Betty über Alles geliebt, und bei ihr Erhörung gefunden, aber die Vorurtheile eines stolzen und ehrsüchtigen Vaters hatten beide getrennt. Clifford floh Englands Gestade und ließ sich auf Rügen nieder, wo er, zerfallen mit der Welt und mit einem zerrissenen Herzen den Tod in den Wellen suchte, indem er der einzigen ihm noch gebliebenen Freude, einer leidenschaftlichen Neigung zum Seeleben fröhnte.

Wenige Wochen nach dem schrecklichen Schiffbruch des englischen Kutters, waren die ehrlichen Lootsen wiederum am Strande versammelt; aber die See lag glatt wie ein Spiegel vor ihnen ausgebreitet, das schlanke Gebäude des Leuchtthurms erhob sich majestätisch in die Wolken, von den freundlichen Strahlen der Sonne beleuchtet, und überall herrschte Freude und Jubel bei dem fröhlichen Mahle, welches Herr Clifford und Betty den braven Strandbewohnern bereitet hatten. Nur wenige derselben dachten in stummer Trauer an ihre Lieben, welche bei dem schrecklichen Vorfalle ihren Tod in den Wellen gefunden.

Noch am Abend desselben Tages schiffte sich Herr Clifford mit seiner Betty nach England ein, begleitet von den Glückwünschen der Lootsen. Auf dem heimathlichen Gestade angelangt, schlossen sie sehr bald den Bund der innigsten Liebe, aber stets gedachten sie des Leuchtthurms zu Arkona, der ihnen eine Leuchte des höchsten Schreckens und des höchsten Glückes gewesen.

Ein grobes Compliment.

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde und zwei zahme, aber wie Ew. Majestät, noch keinen.“ Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath v. Heinitz: „Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl.“

Einen Tag und eine Nacht

aus der Wanderschaft Franz, des Schneiders.

Ach! was sind der Menschen Leiden
Doch verschieden in der Welt!
Wenige sind zu beneiden,
Denn der Reichsten Lust und Freuden
Sind nur selten unvergällt.

Hört nur, wie in unsern Tagen
Es dem Schneider Franz erging;
Der mit Seufzen und mit Klagen,
Weil ihn viele Sorgen plagen,
Traurig in die Fremde ging.

Doch ihr sollt es nun gleich wissen;
Was so schrecklich ihm behagt.
Nichts beschwert ihm sein Gewissen,
Nein! Die Stiefel sind zerrissen,
Just als wären sie zernagt.

Dabei hat ein Strom von Regen
Ganz die Erde aufgeweicht.
Ach der liebe Gottessegen,
Kam ihm drum sehr ungelegen,
Denn kein Obdach war erreicht.

Da erhörte Gott sein Flehen
Und der Regen hörte auf;
Nach ließ auch des Sturmes Wehen,
Rasch beschloß Franz fortzugehen
Und zu enden seinen Lauf.

Sieh, da winkt im Dämmerlichte
Der Justiz ihr Souvenir —
Ja, bei einer dunkeln Fichte,
Trügt ihm nicht ganz sein Gesichte,
Hängt ein Kerl, des Galgens Zier.

Was da thun? Still wegzuschleichen?
Das gebührt nicht einem Held.
Hier darf er nicht muthlos weichen,
Muß den Hügel gar ersteigen,
Der sich ihm entgegen stellt.

Daß der Muth sich selber lohne,
Traf auch hier buchstäblich ein;
Denn an diesem luft'gen Throne,
Glänzt dem armen Schneidersohne,
Unverhofft ein Freudenschein.

Blank gewichste Stiefeln blitzen
An des armen Sünders Fuß.
Ach! Die Lust sie zu besitzen,
Krabbelt in den Fingerspitzen!
Doch wie knackt er diese Nuß?

Gar zu hoch sind ihm die Beine,
Nicht erlangen konnt' er sie.
Da erblickt an Feldes-Raine;
Er beiseit gelegte Steine,
Und zur Treppe wälzt er die.

Aber ach! Wie aufgegossen
Sitzt das schöne Stiefelpaar!
Immer zerrt er unverdrossen,
Hat drob sauren Schweiß vergossen,
Doch sie weichen nicht ein Haar.

Nun ergreift ihn Wuth und Rache,
Da — fällt ihm sein Messer ein.
Ja nun haut er wie ein Drache
Ganz gewiß nun seiner Sache,
Flink auf beide Beine ein!

Kaum war'n sie im Kniegelenke
Anatomisch abgefegt,
Als er sie wie Festgeschenke,
In des Ränzels tief Gesenke
Sauber und behutsam legt.

Schon träumt er sich frei vom Joche
Seiner Füße Futteral,
Die in dieser Marterwoche
In so manchen Sumpf und Loche
Mehrten täglich seine Qual.

Da spürt' er in seinem Herzen,
Daß sich auch was Schlimmes regt;
Herztackt schlägt in lauter Terzen,
Doch er fühlt nicht eben Schmerzen,
Bloße Angst ihn so bewegt.

Zagend schaut Franz in die Weite,
Ob nicht käm ein Städtlein bald.
Hunde bellen. Ha, mit Freude
Kehrt er rasch zu jener Seite,
Von wo dieser Ton erschallt.

Näher wird ihm das Gebelle,
Immer nach rückt unser Franz;
Endlich kommt er zu der Stelle,
Froh betritt er nun die Schwelle,
„Zu dem grünen Rautenkranz."

Platz nahm er zur selben Stunde
An des Ofens stillem Ort.
Doch ein Rudel Fleischerhunde
Machten um ihn stets die Runde
Beschnupperten ihn immerfort.

Ho, dacht' er, hier ist's nicht richtig;
Das verdammte Köderpack,
Macht sich hierum gar zu wichtig,
Spielt am Ende mir noch tüchtig
Einen derben Schabernack.

Also huckt er auf sein Ränzel,
Sagt: Er wolle weiter gehn.
So entflieht denn unser Fränzel,
Rasch dem grünen Rautenkränzel,
Läßt's in Gottesnamen stehn.

Aber ach! mit Angst und Schrecken,
Fand er Alles wüst und leer!
Nichts als Gräben, Sumpf und Hecken,
Konnt' er angestrengt entdecken
Nah und ferne rings umher

Ha — was scheint denn da im Grunde?
Hei! Das ist ein Bauernhaus.
Glücklich ob ersehnter Kunde,
Ruft er nun aus vollem Munde:
„Heda, gut' Freund, kommt heraus!"

„Seid so gut, und helft mir Armen,
Was Verirrung schlimm gemacht.
Lasse Freunde Euch erbarmen,
Nehmt mich auf in Eurer warmen
Hütte doch mal über Nacht."

„„Ei warum nicht, meinetwegen,
Gutes thun, so viel man kann,
Dieses bringt den reichsten Segen""
Also ruft dem Franz entgegen,
Brav und schlicht ein Bauersmann.

„„Tretet ein in meine Hütte
Und erzählt mir, wer ihr seid.""
Gern erfüllte Franz die Bitte,
Auch, was er bis jetzt erlitte,
Hört der Bauer lang und breit.

Da die Nacht schon eingetroffen,
So ging Alles bald zu Bett;
Was geschah? Beim warmen Ofen
Wies man, nach des Schneiders Hoffen
Ihm auf Stroh die Lagerstätt'.

Ach und noch dazu alleine,
Ha, nun hat Franz gute Zeit!
Nun ist er bei Lampenscheine,
Auszuziehn des Sünders Beine
Ganz verteufelt flink bereit.

Kaum hatt' ihn sein Wirth verlassen,
Zog er auch die Stiefel vor;
Doch das Ding will ihm nicht passen,
Er kann nicht die Knochen fassen,
Nicht ein Zoll breit steht hervor.

Seine Angst noch zu vermehren,
Trifft Geräusch sein lauschend Ohr;
Seltsam Poltern läßt sich hören,
Näher rückt's, er kann's nicht wehren
Bis zur Thüre trampelt's vor.

Franz wirft sich auf's Lager nieder
Und verwünscht die Stiefelpein;
Schließt darauf die Augenlieder,
Auf geht jetzt die Thüre wieder,
Und es tritt sein Wirth herein.

Ha, was bringt er möglichst leise?
O! ein mächtig großes Kalb.
Seiner Viehzucht kräft'gen Weise
Ward es diese Nacht zum Preise,
Wie auf fetter Schweitzeralp.

Ihm erschien der Stall zu kühle
Drum bracht' er's zum Ofen hin,
Unserm Franz ward es ganz schwüle,
Und im marterndsten Gefühle
Wird ihm ganz verblüfft der Sinn.

Um die Gäste fortzubringen,
Schnarchte Franz g'rad wie ein Bär.
Doch nicht wollt' es ihm gelingen,
Also, dacht' er an's Entspringen,
Eh' die Sonne käm daher.

Als der Bauer nun zu Bette
Sich zum zweitenmale legt;
Da erzäht er seiner Jette,
Und dem Töchterchen Lisette,
Was so fröhlich ihn bewegt.

„Denkt, ich hab' ein Kalb erhalten
Wie so groß keins auf der Welt;
Daß es mir nicht soll erkalten,
Hab ich's in der Stub' dem alten
Schneiderpurschen zugesellt."

Unser Wirth fing fortzuprahlen
Von der Größe dieses Stück's.
Ja, er wollt es lassen malen
Und das Bild honett bezahlen.
So voll war er seines Glücks.

Unterdeß war ausgerissen
Unser theurer Schneider Franz.
Um nicht gleich ihn zu vermissen,
Hat die Stiefeln er geschmissen,
Just als läg er da und ganz.

Lassen wir den Helden ziehen,
Fort nun in die weite Welt.
Wir woll'n forschend uns bemühen,
Welche Freuden hier erblühen,
Und wie's große Kalb gefällt.

Denen dies noch nicht gesehen,
Ward zu lang die kurze Nacht;
Und so war es denn geschehen,
Daß Lisettchen auf den Zehen,
Schlich zur Vorderstube sacht.

Leise schlich sie durch die Thüre,
Und erblickte gleich das Kalb.
Denn es lag, wie alle Thiere
Ausgestreckt auf alle Viere,
Doch der Schneider lag nur — halb.

Hin, als wie vom Sturmes Winde
Fortgepeitscht, entsprang das Kind;
„Vater, Mutter kommt geschwinde,
Sehet selbst die große Sünde,
Die beging das junge Rind!"

„„Na, du schreist ja wie besessen,
Was that dir das arme Vieh?""
„Vater! Ach nicht zu ermessen,
Ist's, das Kalb hat aufgefressen,
Unsern Schneider bis auf's Knie!"

Das grausenvolle Ballfest.

Große und bedeutende Unglücksfälle pflegen in der Regel nur den großen Haufen zu betreffen, da der Reiche und Vornehme sich seltener in Gefahr begiebt und demselben die meisten Mittel zu Gebote stehen, sich den Schlägen des Schicksals zu entziehen. Desto größeres Aufsehen hat daher seiner Zeit die nachstehende gräßliche Catastrophe gemacht, deren Schilderung wir aus den geistvoll geschriebenen Memoiren des Fürsten Carl zu Schwarzenberg entnehmen. Denn bei dieser wüthete der Todesengel in seiner gräßlichen Gestalt, fast nur unter gekrönten und gefürsteten Häuptern, mit einem Schlage wurden die edelsten Familien Deutschlands in Trauer versetzt und selbst der wichtigste Mann seiner Zeit befand sich bei ihr in der dringendsten Lebensgefahr. —

Es war am 1. Julius 1810 als der Fürst von Schwarzenberg, damals Oestreichischer Gesandter zu Paris, zu Ehren der Kaiserin Marie Louise, der Gemahlin Napoleons, ein glänzendes Fest gab. Geschmack und Pracht sollten in die Wette eifern, dasselbe zu verherrlichen. Einen Saal ließ er im Garten des Palastes, den er bewohnte, eigens bauen, geräumig genug, um die große Zahl der Gäste zu fassen, prächtig ausgeschmückt, wie es ihrem hohen Range geziemte. Die Holzwände waren mit zarten Stoffen zierlich bekleidet, der Boden erhob sich von dem einen Ende um die Sitze zu fassen; ein herrliches Portal lud neben dem andern zum Eintritte ein. Tausende von Lichtern und Lampen verbreiteten Tageshelle im Garten und Saal. Es war 11 Uhr vorüber. Napoleon in der Mitte des Saales, umgeben von vielen der Höchsten, sah dem Tanze zu. Marie Louise mit ihren Frauen saß an der obern Seite. Hier befand sich der Fürst eben im Gespräch mit der Kaiserin, als in einem offenen Gange, der von der untern Seite des Saales nach dem Palaste führte, der leichte Stoff der Ueberkleidung Feuer fing. Ein Officier der Garde, dies ersehend, sprang hinzu und wollte den Stoff herunterreißen; aber die Flamme stieg an die Decke und eilig an dem Gesimse fortlaufend war sie beinahe gleichzeitig im Saale. Kaum gewahrten dieß die Musiker, die auf der halben Höhe der entgegengesetzten Wand ihren Platz hatten, als sie auch die Thüren hinter sich aufrissen, um sich zu retten. Ein Gewitter lag eben schwer am Himmel. Der Wind stürmte sogleich heftig in den Saal und ehe wenige Minuten vergingen, stand dieser ringsum in Flammen. Die Verwirrung, die jetzt entstand, war unbeschreiblich. Der Fürst eilte auf Napoleon zu, den die Officiere der Garde, im ersten Augenblicke Verrath und etwas Ungeheures, das noch kommen sollte, fürchtend, mit gezogenem Degen umstanden. „Mit meinem Körper, Sire!" rief der Fürst, „deck' ich den Ihren!" Er trat an des Kaisers Seite, der ohne irgend ein Zeichen des Schreckens oder der Bangigkeit, seine Gemahlin in den Garten, von dort eine Strecke Weges nach St. Cloud führte und dann nach der Stelle des Brandes zurückkehrte. Der Fürst, der ihn begleitet hatte, war vor ihm dort eingetroffen. Er fand den Saal bereits zur Hälfte niedergebrannt und die Entsetzen erregenden Opfer fesselten seinen Blick. Er suchte seine Gemahlin, er sah sie herbeibringen, ohnmächtig, doch wenigstens vom Brande unversehrt. Er sah seinen Bruder und vernahm die Nachricht, daß man die Gemahlin desselben, geborne Fürstin von Aremberg, vermisse. Noch wußte man nicht, daß sie mit der Rettung ihres Kindes beschäftigt, ein Opfer mütterlicher Sorgfalt, in den Flammen den Tod gefunden hatte! Man suchte, man hoffte noch, und erst einige Stunden nachher erhielt man davon die schreckliche Gewißheit. Eine Frau von hohem Geiste und edlem Herzen, die Tochter und Verschwägerte einer Familie, die mit inniger Liebe an ihr hing, eine Mutter von neun liebenswürdigen Kindern und einem zehnten, das sie unter dem Herzen trug, ging

in dieser hohen Fürstin unter! Es war Verhängniß, was über ihr an diesem Tage waltete; denn ungern, nur aus Rücksicht für ihren Schwager, hatte sie die bereits bestimmte Abreise hinausgesetzt, um dem Feste beizuwohnen. — Als das Feuer den Saal ergriff, faßte sie behende ihre zweite Tochter, welche eben in der Reihe tanzte. Sie führte sie der Treppe an dem brennenden Hauptausgange zu, durch den sich die Menge in furchtbarem Gedränge schob. Besonnen hielt sie hier einen Augenblick an, gelangte endlich auf die Treppe, die in den Garten führte, und schon war sie der Rettung nahe, als ein stürzender Balken Mutter und Tochter trennte, und die Treppe unter dem Gewichte der Fliehenden einbrach. Entsetzen, Verwirrung, die Nähe der Gefahr, das Geheul der Fallenden, der Brand, der wie Wogen im Sturme fluthete, der Dampf, welcher alles verhüllte — genug, der schreckliche Gesammteindruck, welcher auch den Besonnensten überwältigen mußte, betäubte vielleicht schon jetzt zum Theil die edle Fürstin. Sie hatte wahrscheinlich in diesem Augenblicke keinen andern Gedanken, als daß ihr Kind ihr entrissen sei. Eine ungeheure Angst um dieses theure Leben mag sie bewogen haben, umzukehren. Sie stürzte in den Saal zurück. Des Morgens fand man sie am andern Ende desselben — muthmaßlich (so qualvoll war die Art des Verlustes, daß sogar in solcher Muthmaßung ein Trost lag) von einem fallenden Armleuchter erschlagen. Eine goldene Kette mit krystallenem Herzen, worin sie Haare von ihren Kindern zu bewahren pflegte, diente als trauriges Erkennungszeichen.

Ihr Gemahl hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiserin im Gespräch gestanden. Er wandte sich auf den ersten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden so eben gestanden und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieser und dem Vicekönige selbst eine nahe Seitenthür, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Wette. Er eilte hinauf, hinab; er fand seine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte diesen, jenen; man wollte sie gesehen haben, man versicherte endlich sogar mit Gewißheit, sie sei bereits im Garten. „Dort ist sie" rief eine Stimme ihm zu. Er stürzt nach den Ort hin, und — es ist eine Dame, die ihr ähnlich sah. Da faßt seine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahnung die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchlaufen und wurde zur schrecklichsten Gewißheit. Er kehrt zurück zum Saal. Die Treppe ist gestürzt. Ueber einander wälzt sich die fallende Menge. Man bringt sein Kind halb verbrannt in schonender Verhüllung vorüber. Man schleppt die Gemahlin seines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorbei. Sein Blick fällt in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes auf eine winselnde Gestalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das goldene Diadem tief in die Stirne geglühet war. Es ist die Fürstin Leyen. Ein schwedischer Officier, der diese eben aus dem Saale getragen, versicherte, mitten in den Flammen eine Gestalt wandeln gesehen zu haben — wunderbar zugleich und entsetzlich! — Fürst Joseph kömmt an den Eingang. Er will hinauf über die brennenden Stufen. Da stürzt mit dumpfem Gerassel die ganze Decke des Saales ein, und wie aus hohler Esse rollte Gluth und Rauch aus den Trümmern empor. Alles ist vergebens!

Napoleon hatte sich unterdessen in unermüdeter Sorgfalt mit den Löschanstalten beschäftigt. Er war überall, leitete alles selbst. Der Wasserstrahl einer Pumpe, der ihn in ganzer Fülle traf, schlug ihn beinahe zu Boden, er achtete nichts. — Aber Alles vergeblich, der Saal, vor wenig Minuten noch ein Tummelplatz heiterer Lust, gab die verschlungenen Opfer nicht zurück!

Das Glück.

Was nennt Ihr Glück?
Auf goldnem Stuhle sitzen
Und unterm Purpur schwitzen? —
Gebt mir das Glück;
Ich geb's zurück.

Was nennt Ihr Glück?
Ducaten ängstlich wiegen
Im Bette schlaflos liegen;
Das nennt Ihr Glück?
Ich geb's zurück.

Was nennt Ihr Glück?
Mit krumm gebogenem Rücken
Sich vor den Großen bücken;
Das nennt Ihr Glück?
Ich geb's zurück.

Was nennt Ihr Glück?
Auf Eurem Rock die Sterne?
Drum bückt Ihr Euch so gerne —
Das nennt Ihr Glück?
Ich geb's zurück.

Kennt Ihr das Glück?
Es wohnt im trauten Kreise;
Dort sucht es nur der Weise
Und findet Glück
Im Freundes Blick.

Da wohnt das Glück,
Wo Häuslichkeit uns lachet,
Für's Kind die Mutter wachet
Mit frohem Blick,
Dort wohnt das Glück.

Dort wohnt das Glück,
Wo Kinder jubelnd springen
Ihr „Heil!" den Eltern singen
Mit frommen Blick,
Da wohnt das Glück.

Ehr' das Geschick,
Hast Du ein Weib errungen,
Wo Lieb' das Band geschlungen,
Dann bleibt Dein Glück,
Geht nicht zurück.

Dort herrscht das Glück
Wo Lieb' und Treue wohnen,
Nur sie allein, belohnen. —
Kein Mißgeschick
Raubt dann Dein Glück!

Lebensbeschreibung eines Erzschelms.

Trau, schau, wem — ist zwar ein sehr altes und bekanntes Sprichwort, die lieben Leute vergessen's aber sehr oft, hüten sich zwar fein vor den kleinen Spitzbuben, fallen aber desto mehr in die Hände der großen, welche recht dreist und keck auftreten und es nicht auf Kleinigkeiten, sondern auf etwas recht Großes abgesehen haben. Die nachstehende, actenmäßige Lebensbeschreibung mag unsern Lesern beweisen, wie weit es ein feiner Betrüger durch Verwegenheit, Unverschämtheit und das gutmüthige unkluge Vertrauen seiner Mitbürger bringen kann. Gott sei Dank, nimmt die Sache aber immer doch kein gut' Ende, sondern der hinkend

Bote kommt nach und der Galgen und das Spinnhaus lassen nicht mit sich scherzen.

Carl N... ist am 5. Juli 1806 zu Groß-Glogau in Schlesien geboren, woselbst sein Vater einen untergeordneten Posten verwaltete. Mit ziemlich guten Schulkenntnissen ausgerüstet, trat er in seinem dreizehnten Lebensjahre bei einem Kaufmann in die Lehre und wurde nach Beendigung seiner Lehrjahre in die fünfte Artillerie-Brigade zu Glogau aufgenommen. Hier avancirte er zwar in nicht langer Zeit zum Bombardier, wurde aber im Jahre 1828 wegen schlechter Aufführung entlassen. Er trat nunmehr zur Kriegsreserve über, machte dann eine Reise nach Polen, um dort ein Unterkommen zu suchen. Hier ging ihm das Geld aus und er begann seine verbrecherische Thätigkeit, indem er einen falschen Wechsel auf ein Breslauer Handlungshaus ausstellte. Die Sache wurde aber sehr bald entdeckt, N... wurde ergriffen, nach Berlin transportirt und hatte hier eine neunmonatliche Festungsstrafe zu erdulden. Hierdurch war unser Held aber keineswegs gebessert worden, sondern gleich nach seiner Freilassung wendete er sich nach Weimar, gab sich hier für einen Großherzoglich Mecklenburgischen Domainenrath Neumann aus und erschwindelte sich, indem er die Unterschrift des bekannten Schickler'schen Handlungshauses nachahmte, von dem Banquier Frege und Compagnie die Summe von 2000 Thalern. Mit diesen bedeutenden Mitteln ausgerüstet, wendete er sich nach Hamburg, trat hier sehr glänzend auf, ließ sich aber, als das Geld zu Ende ging, verleiten, nach Berlin zurückzukehren. Hier wurde er wegen des Weimarschen Wechsels verhaftet und zur Antretung der ihn erwartenden Strafe nach Küstrin transportirt. Leider gelang es ihm auf dem Transporte zu entspringen, indem er seine Wächter mit Branntwein berauschte. Er wendete sich hierauf nach Frankfurt a. d. O. und über Glogau nach Breslau, wo er sich für einen Studenten der Medicin, Namens Thiem, ausgab und sich von mehreren dort Studirenden baare Darlehne zu erschwindeln wußte. Endlich verschwand er dort mit einem Reitpferde, welches er sich zu einem Spazierritt geborgt hatte und reiste nach dem nächsten polnischen Grenzort Czenstochau, wo er in das Freicorps des Obristen Sandrowicz als Ulanen-Lieutenant unter dem Namen „Baron Emil von Grabow aus dem Großherzogthum Posen" eintrat, ohne daß irgend eine Legitimation von ihm gefordert wurde. In Czenstochau blieb das Freicorps drei Wochen stehen und marschirte dann nach Kalisch, wo es mit den Russen ins Gefecht kam. Es wurde aber geschlagen und zog sich nach der Weichsel in die Gegend von Krakau zurück, von wo es über die gallizische Grenze auf das östreichische Gebiet hinübergedrängt wurde. Hier wurde das Corps entwaffnet und die Mitglieder desselben, mit östreichischen Pässen versehen, nach ihrer Heimath geschickt. N... ging nun zunächst nach Frankfurt a. M., wo er von den zur Unterstützung der flüchtigen Polen gebildeten Comite's erhalten wurde. Reichlich mit Unterstützungen versehen, begab sich unser Held mit dem Dampfschiffe nach Mainz und von dort über Rotterdam nach London. Hier trat er mit dem Agenten des Don Pedro in Unterhandlung, indem er beabsichtigte in spanische Dienste zu gehen. Die Sache zerschlug sich jedoch und N... wurde nur dazu benutzt, um der Königin Donna Maria da Gloria, welche sich damals in Paris aufhielt, verschiedene Depeschen zu überbringen. Er kehrte, nachdem er diesen Auftrag erfüllt und in Paris mehrere falsche Wechsel ausgestellt hatte, unter denen sich namentlich einer über 4000 Frcs auf das Haus Gebhardt und Hauck zu Frankfurt a. M. befand, im Juni 1832 nach London zurück. Hier hatte er die gewiß seltene Frechheit an denjenigen Justizbeamten zu schreiben, welcher seine letzte Untersuchung in Berlin geführt hatte. Dieser Brief ist ein merkwürdiges Gewebe von Arroganz und Prahlerei und enthält namentlich folgende Worte:

„Lesen Sie die Zeitungen über das letzte Treffen bei Kalisch gegen die Generale Knor-

ring und Schilling und Sie werden wissen, wie ich jetzt heiße! Wie ich damals vom Schlachtfelde getragen worden bin, weiß der Himmel und meine Soldaten. Ja! für das Kreuz, was ich auf der Brust trage, trage ich acht Narben im Gesichte, auf dem Kopfe und im Arme. Daß ich keine zierliche Schrift Ihnen biete, hat seinen Grund in einen halben Daumen an der rechten Hand, indem sich die andere Hälfte ein russischer Dragoner ausgebeten hat. Daß wir nach Oestreich gehen mußten wird Ihnen bekannt sein. Weniger vielleicht aber, daß ich seit sechs Monaten mich in London als Capitain des Don-Pedro aufhalte, für diesen ein Partisanencorps werbe und in vierzehn Tage nach Oporto abgehe. Es ist noch Platz genug auf meiner Brust, mir neben dem polnischen das portugiesische Kreuz zu erwerben."

Von allen diesen Prahlereien ist natürlich kein Wort wahr. Da die englischen Gesetze die Fälschung sehr hart bestrafen, so fand N... den Aufenthalt in London nicht lange für angemessen und begab sich nach Hamburg, wo er sehr bald wegen Wechselfälschung in Untersuchung kam, sich aber nach einem vierwöchentlichen Arreste durchzuschwindeln wußte. Nach einem fehlgeschlagenen Versuche begab sich N... nach Göttingen, wo er mit einer jungen Schauspielerin in ein zärtliches Verhältniß trat und einen bedeutenden Aufwand machte, ohne daß es möglich gewesen ist, die Quelle seiner damaligen Subsistenz späterhin zu ermitteln. Bald darauf wendete sich N... nach Marburg, knüpfte hier ein freundschaftliches Verhältniß mit einem Studirenden Namens Tost an, indem er vorgab, sich immatriculiren lassen zu wollen und benutzte dieses, den Paß und die Baarschaft seines Freundes zu entwenden, da er sich unter seinem bisherigen Namen „von Grabow" nicht mehr für sicher hielt. Gleich darauf durchreisete er die Schweiz, führte hier zwar den Namen „Studiosus Tost" gab jedoch mehreren Personen im Vertrauen zu erkennen, daß er diesen Namen nur aus Familienrücksichten führe und eigentlich ein polnischer Flüchtling Graf Grabow von Grabowsky sei, der sehr bedeutende Güter besäße. Auf diese Weise gelang es ihm sogar einen höhern Beamten in Luzern zu täuschen, so daß dieser, nachdem N... abgereist war ohne seine Gasthausrechnung zu bezahlen, den Gastwirth mit den Worten tröstete:

„Schätzen Sie sich glücklich einen Mann
„von solchem Gewicht in Ihrem Hause zu
„haben. Er ist ein polnischer Graf, der
„sich gewiß Ihrer reichlich erinnern wird."

Dessenungeachtet erregten mehrere falsche Wechsel, welche er in der Schweiz ausgestellt hatte, Verdacht; er wurde verhaftet, durch einen Brief, welchen er unvorsichtiger Weise unter seinem wahren Namen in die Heimath geschrieben hatte, entlarvt und nach Erfurt an das dortige Inquisitoriat transportirt. Leider entwich er hier durch die Hülfe eines früheren polnischen Flüchtlings, welcher bei der Polizei arbeitete und wendete sich mit einem Paß auf den Namen Stud. medic. Conradi versehen, nach Strasburg. Hier gelang es ihm durch allerlei Vorspielungen und die Schwäche des dortigen Maire, einen Paß auf den Namen Graf Eugen von Ledochowsky zu erhalten, er ward aber zugleich angewiesen nach England zu gehen, weil Polnische Flüchtlinge damals nicht in Frankreich geduldet wurden. Durch neue von den Polen-Comite's erhaltene Subsidien bestritt er die Reise nach London und ernährte sich hier als deutscher Sprachlehrer und mit Handzeichnungen, in denen er einige Geschicklichkeit hatte. Da er es nicht wagte in England neue Betrügereien zu begehen und die auf ehrliche Weise erworbenen Einkünfte ihm nur eine nothdürftige Subsistenz gewährten, so begab er sich auf's Neue nach Frankreich zurück, um in die Algierische Fremdenlegion einzutreten. Eine fieberartige Krankheit, in welche er in Arras verfiel, hinderte diesen Entschluß und bewirkte vielmehr, daß er für den Militairdienst als unbrauchbar erachtet wurde. Er wendete sich nach seiner

Genesung nach Strasburg und begann von hier aus einen höhern Beamten in der badischen Grenzstadt K... auf merkwürdige Weise dahin zu mystificiren, daß es ihm durch dessen Vermittelung gelang, eine Supplik an den verstorbenen Staatsminister Winter abzusenden, in welcher er darum bat

„ihm auf einige Monate den Aufenthalt im Großherzogthume zu gestatten"

und in welcher es unter anderm heißt:

„Ich kannte die Verschwörung der Apriltage in Lyon; hätte der Herr Präfect sich hier nicht abstoßend gegen mich betragen, vielleicht hätte ich ihm solche vorher entdeckt und er seiner Regierung Millionen gerettet."

Die badischen Behörden gingen aber auf derartige Spiegelfechtereien nicht ein, sondern bewirkten seine Zurückweisung von dem französischen Grenzort nach Lyon. Dennoch ging er nicht dahin ab, sondern zunächst nach Baden-Baden, wo er sich durch glückliche Zufälle am Roulettetisch ernährte und eine Menge falscher Wechsel ausstellte. Da ihm die Polizei auf der Spur war, so ging er nach Frankfurt am Main und nahm seinen frühern Namen Grabow von Grabowsky wieder an. Hier verließ ihn das Glück, welches ihn bis dahin auffällig geschützt hatte. Er war so unvorsichtig den Marburger Studenten Tost, dem er, wie oben erwähnt, den Paß entwendet hatte und der sich dort aufhielt, einen Besuch abzustatten. Dieser verrieth seinen Aufenthalt an die Polizei; er wurde bei einer liederlichen Dirne verhaftet und über Coblenz nach Berlin transportirt.

N... büßt gegenwärtig seine Vergehen im Zuchthause. Gute Anlagen sind demselben nicht abzusprechen, schade, daß er sie so schlecht angewendet hat. Auf einem guten Wege hätte er vielleicht eben so Außerordentliches geleistet, als er solches auf dem Wege des Lasters gethan hat.

Die Verfertigung der Bleistifte.

Von W. Stieber.

Der Bleistift spielt in unserm häuslichen, wissenschaftlichen und politischen Leben eine sehr bedeutende Rolle. Mit ihm beginnt zwar der spielende Knabe unter der Hand des mürrischen Zeichenmeisters den ersten Anlauf in das Gebiet der schönen Künste, aber durch seine Kraft entwickelt auch der geniale Künstler und der schaffende Baumeister die ersten Risse seiner großartigen Schöpfungen, welche noch Jahrhunderte hindurch die Bewunderung der Nachwelt erregen sollen. Durch ein zierliches Bleistiftbilletchen vermag ferner der sehnsüchtige Liebhaber die hemmenden Schranken grausamer Väter und neidischer Tanten hinweg zu räumen und seinen Gedanken mit der harrenden Geliebten frei auszutauschen. In der Bleifeder findet endlich nicht nur der eilende Geschäftsmann einen stets bereiten Freund und treuen Gehülfen seines menschlich irrenden Gedächtnisses, sondern auch die waltende Hausfrau ein bequemes Werkzeug für ihre Wochenrechnungen und Wäschzettel, und oftmals hat sogar eine flüchtige Bleistiftbemerkung eines allgewaltigen Staatsmannes das Schicksal ganzer Völker und Nationen entschieden. Wir sagen daher gewiß nicht zu viel, wenn wir dem Bleistift gleich die nächste Stelle hinter dem den ganzen Erdball bezähmenden Gänsekiel einräumen.

Obwohl der Bleistift diesem gemäß als ein so wichtiges Instrument erscheint, und es sich daher wohl verlohnt die Bestandtheile desselben näher zu erforschen, so sind doch in der Regel ganz unrichtige Begriffe über denselben verbreitet und wir hoffen den Dank unserer verehrten Leser zu verdienen, wenn wir ihnen in dieser Beziehung einige Mittheilungen machen. Gewöhnlich glaubt man, verleitet durch den Namen des Bleistiftes, daß das Material desselben aus Blei

bestehe; es findet sich in ihm aber auch nicht die mindeste Spur dieses Metalles, vielmehr besteht derselbe aus einem eigenthümlichen, mineralischen Stoffe, dem Graphit, welcher in gediegenem Zustande nur reinen Kohlenstoff enthält, in der Regel aber bedeutend mit Eisentheilen vermischt ist. Dieses Mineral findet sich fast auf der ganzen Erde als ein mattglänzendes, stark abfärbendes, schuppenartiges Pulver von bleiartigem Ansehn und wird in vielen Bergwerken als ein Nebenprodukt gewonnen, wo man dasselbe, außer zur Bleistiftfabrikation, noch zur Verfertigung von Schmelztiegeln benutzt. Nur in einem einzigen Theile unserer Erde, nämlich in England, findet sich der Graphit nicht als ein loses Pulver, sondern in zusammenhängenden Stücken vor, und diesem Umstande haben eben die englischen Bleistifte ihre besondern Vorzüge zu verdanken, weil der Graphit der andern Länder erst durch Beimischung eines klebenden Stoffes zu festen Stücken vereinigt werden muß und hierdurch nothwendiger Weise einen bedeutenden Theil seiner färbenden Kraft und seines eigenthümlichen Schmelzes verliert. Die englischen Bleistifte sind daher in der Farbe viel schwärzer und nachgiebiger, dieselben geben beim Anspitzen nicht ein hartes knirschendes Pulver, sondern einen fast speckartigen Span, die mit demselben gezeichneten Striche erscheinen gleichsam fettig, ohne jedoch schmierig zu werden, und lassen sich dennoch mit Gummi fortnehmen. Diese eigenthümliche Art des Graphits kommt aber auch in England keineswegs häufig, sondern auch hier nur an einem einzigen Orte, zu Barrowdale in der Grafschaft Cumberland vor, weshalb die englischen Bleistifte eben so überaus theuer sind. In jener Gegend befindet sich ein etwa 10 Meilen langes Thal, welches größtentheils aus Porphyrgestein gebildet ist, in welchem der Graphit in einzelnen unregelmäßigen Haufen gefunden wird, von denen ein einziger zuweilen für 10,000 Thaler Graphit liefert. Früher brach man nur nach Bedürfniß, indem die Gruben alle zwei Jahr geöffnet, die nöthigen Massen herausgenommen und versiegelt nach den Niederlagen der Eigenthümer zu London versendet wurden, wo monatlich eine öffentliche Versteigerung statt fand, bis der vorhandene Vorrath erschöpft war. Jetzt aber, wo der Bedarf immer größer, die Menge des Erzes aber immer geringer wird, befinden sich die Gruben in unausgesetzter Thätigkeit, freilich aber nur von höchstens einem Dutzend Arbeitern betrieben, weil der vorhandene Vorrath fast erschöpft ist. Selbst die schlechtesten Qualitäten des in England gewonnenen Graphits, obwohl auch diese nur zum Poliren und zu Schmelztiegeln brauchbar sind, werden an Ort und Stelle das Pfund zu 10 Pence, die besseren aber zu 30 — 35 Schilling verkauft; große Stücke werden sogar das Pfund mit 10 bis 12 Thalern bezahlt, wobei Stücke von dem Umfange einer Faust, schon als bedeutende Seltenheiten erscheinen.

Die Verarbeitung des rohen Materials selbst erregt keine große Schwierigkeit, dasselbe wird gehörig sortirt, in besonderen Maschinen mit feinen Sägen zerschnitten und in die Holzröhren sauber eingefugt. Weil aber die Stücke in der Regel nicht lang genug sind und eine Zusammensetzung derselben nicht wohl bewirkt werden kann, überdies auch von dem kostbaren Stoffe nichts verloren gehen soll, werden so die Hölzer gewöhnlich nur halb gefüllt, wodurch andrerseits jedoch der Vortheil erwächst, daß man auch den kleinsten Theil des eingelegten Erzes ohne Hülfe einer Reißfeder benutzen kann. Die kleinsten Stücke werden mit besonderen künstlichen Werkzeugen zu kleinen Stiftchen für die Taschencrayons geschnitten. Zu den Holzröhren verwendet man in der Regel Cedernholz, welches mit Hobeln in der Art geschnitten wird, wie man jetzt die Schwefelhölzchen verfertigt. Man macht hierbei die Holzröhren entweder aus einem einzigen Stück mit einer sehr tiefen Rinne, welche mit der Erzmasse gehörig ausgefüllt und nachher mit einem feinen Holzspähnchen verklebt wird, oder aus zwei Stücken, wo die zur Aufnahme

des Minerals bestimmte Rinne in den größern Theil eingeschnitten und dann der kleine Theil nachher aufgeleimt wird. Zuletzt werden die Hölzer zusammengereiht und gleichmäßig beschnitten.

Der Ruf der englischen Bleistifte beschränkte sich früher auf zwei Handlungen Middleton und Comp. nebst Brookmann und Langdon, die frühern Besitzer beider Handlungen sind längst todt, die Firmen existiren noch. Jetzt hat sich die Zahl der Fabriken bedeutend vermehrt und dieselben liefern ein an Güte sehr verschiedenes Fabrikat. Bei Verfertigung der künstlichen Bleistifte hat sich besonders der baiersche und böhmische Graphit als brauchbar erwiesen, freilich wird auch dieser selbst durch die Abfälle des englischen Graphits weit übertroffen. Es kommt hier, wie wir bereits oben gesehen haben, Alles darauf an, den in Pulverform gewonnenen Graphit zu einer festen Masse zu verbinden. Gummi, Leim und ähnliche Stoffe sind hierzu nicht geeignet, denn die Masse würde durch dieselben brüchig werden, und nicht abfärben, es muß vielmehr ein Bindemittel sein, welches mehr dem Fette, als dem Wasser verwandt ist. Früher nahm man deshalb Schwefel, indem man den Graphit mit diesem zusammenschmolz; man erhielt aber auf solche Weise eine viel zu spröde und harte Masse, mit welcher man auch jetzt noch zuweilen getäuscht wird. Man kann aber diesen Betrug leicht entdecken, wenn man die Spitze eines solchen Bleistifts an ein Licht hält, indem es dann mit einer blauen Flamme brennt. Schellack und Colophonium geben ebenfalls kein genügendes Resultat, wenn man dieser Mischung auch noch Wachs oder Kienruß hinzusetzt. Dasjenige Material, welches sich nach langjährigen Versuchen als am meisten geeignet erwiesen hat und daher auch jetzt in allen Fabriken angewendet wird, ist der Thon, welchen unsere Töpfer brauchen. Derselbe muß jedoch weich und fett und von allen fremdartigen Stoffen, namentlich von Kalktheilen frei sein. Nachdem man den Graphit um denselben milder und zäher zu machen, in wohl verschlossenen Gefäßen ausgeglühet und den Thon gehörig geschlemmt hat, vermischt man beide Substanzen möglichst genau mit einander. Zu der hierbei erforderlichen Anfeuchtung des Thons darf aber durchaus kein Brunnen- und am wenigsten Salzwasser angewendet werden, weil dieses sich beim Trocknen crystallisirt und in dem Bleistift harte kratzende Stellen erzeugt. Man darf den Thon auch nicht zu naß halten, sonst reißen die Stifte beim Trocknen und es erzeugen sich sogenannte Endenbleie. Ist mit Berücksichtigung aller dieser Umstände die Graphitmasse gehörig zubereitet, so wird ein verschiedenes Verfahren beobachtet, je nachdem die Bleistifte in Holz gefaßt, oder sogenante Wiener Bleistifte ohne Holz erzeugt werden sollen. Im ersteren Falle drückt man nämlich die Masse in schmale metallne Ruthen ein, aus welchen dieselbe, wenn sie getrocknet ist, herausgenommen und in die Holzröhre eingeleimt wird; in letzterem Falle preßt man dieselbe durch weite runde Sieblöcher und giebt den auf solche Weise gebildeten cylinderförmigen Stiften nachher einen glänzenden Ueberzug. Die Holzröhren werden auf dieselbe Weise, wie bei den englischen Bleistiften angefertigt, man verwendet aber hier weniger kostbare Hölzer, gewöhnlich nur Tannen- und Lindenholz.

Am meisten haben sich in dieser Fabrikation die Pariser Handlungen ausgezeichnet. An Schwärze übertreffen die Produkte derselben das englische Fabrikat noch, aber es geht ihnen der gediegene Stoff und namentlich das eigenthümliche Lüstre ab, welches den mit englischen Bleistiften hervorgebrachten Zeichnungen ein so zartes und gefälliges Ansehen giebt. —

Der Kölner Dom

Der Dom zu Cöln.

Von W. Stieber.

(Hierzu der Stahlstich mit gleicher Unterschrift.)

Große und erhabene Bauwerke sind das schönste Denkmal, welches sich ein Volk zu setzen vermag. Die Pyramiden Aegyptens geben noch Jahrtausende hindurch von ihren Erbauern Zeugniß und die großartigen Bauwerke Italiens und Griechenlands werden noch heute als unerreichbare Schöpfungen bewundert. Die nördlichen Völker Europa's haben den südlichen an Größe und Erhabenheit ihrer Bauwerke früher bei weitem nachgestanden und zwar aus Ursachen, welche sich leicht erklären lassen. Theils war es die strenge Kälte des Winters, welche die nordischen Werkleute einen großen Theil des Jahres zu feiern zwang, theils war es die mindere Fruchtbarkeit des Bodens, welche fast alle Hände für den nährenden Ackerbau in Anspruch nahm. In neuerer Zeit, wo die südlichen Völker immer mehr erschlafft, die nördlichen aber desto mehr erstarkt sind und wo fast nur in den letzteren die mächtige Lebenskraft unseres Zeitalters wohnt, hat man aber alle diese Schwierigkeiten überwunden und es haben auch die nördlichen Völker eine Menge von Bauwerken geliefert, welche sich an Größe und Schönheit mit denen aller Zeitalter zu messen im Stande sind. Auch unser deutsches Vaterland ist hierin rüstig fortgeschritten. Aus dem Mittelalter her vermögen wir aber nur zwei Bauwerke anzuführen, welche einen weltberühmten Ruf erlangt haben, nämlich den Straßburger Münster und den Dom zu Cöln. Beide zeugen aber eher gegen, als für uns. Denn der Straßburger Münster ist unsern Händen seit Jahrhunderten entrissen, und der Dom zu Cöln ist nicht zur Vollendung gediehen. Jedenfalls ist es das alte Mißgeschick unseres Vaterlandes, nämlich die Zersplitterung des Grundbesitzes und seiner Interessen, gewesen, welches uns in früheren Zeiten an größeren Leistungen in der Baukunst verhindert hat, die allerdings nur durch ein mächtiges Zusammenwirken ganzer Völkerschaften erzielt werden können. Wir empfinden diesen Mangel um so schmerzlicher, als gerade in Deutschland die wahre Wiege der edlen gothischen Baukunst gewesen ist, durch welche unsere Nachbarvölker so herrliche Werke geliefert haben.

Gewiß hat eine Betrachtung hierüber, welche sich unserem Zeitalter mit Macht aufdrängt, und die Sehnsucht, endlich einmal ein Ziel für die gemeinsamen Bestrebungen aller deutschen Nationen zu besitzen, einen großen Antheil an der Begeisterung gehabt, mit welcher die Idee vom Fortbau des Cölner Doms von allen Seiten ergriffen worden ist. Hinzugekommen ist außerdem der Umstand, daß es sich hier um den gemeinsamen Bau eines Gotteshauses handelt, und daß durch einen solchen der erste Schritt gethan wird, um die hemmenden Schranken der verschiedenen Religionen hinwegzuräumen, welche so lange Jahre hindurch die Kraft und das Mark des deutschen Volkes verzehrt haben. Ganz abgesehen hiervon ist aber der Cölner Dom vor allen würdig, ein Gegenstand gemeinsamer Anstrengungen zu werden. Es wäre eine Schande für das deutsche Volk, wenn wir in den blühenden Zeiten des Friedens und des Glückes nicht das Werk fortsetzen wollten, an welchem unsere Vorfahren unter den ungünstigsten Verhältnissen Jahrhunderte hindurch mit unsäglicher Anstrengung gearbeitet haben. Es wäre eine Schmach für uns, wenn wir das theure Vermächtniß unserer Vorältern so schlecht bewahren und dasselbe dem Verderben Preis geben wollten. Der vollendete Dom wird ein ewiges Denkmal deutschen Ruhmes und deutscher Herrlichkeit sein auf welches wir alle stolz sein können; der unvollendete Dom aber wird mit seinen nackten Mauern einer düstern Brandstätte gleich, klagend in die Lüfte ragen, als ein höhnendes Wahrzeichen für die Ohnmacht unseres Vaterlandes

und als ein würdiges Seitenstück zu der Gleichgültigkeit, mit welcher der Deutsche oftmals seine heiligsten Interessen behandelt hat. Die Geschichte des Dombaues, welche wir unsern Lesern in den folgenden Zeilen liefern, wird uns gewiß zur Rechtfertigung dieses harten Ausspruches dienen.

Cöln ist eine der ältesten Städte Deutschlands und soll den Römern schon vor Christo Geburt als ein wichtiger Punkt für ihre Kriegsoperationen bekannt gewesen sein; deshalb gründeten dieselben auch dort ein befestigtes Lager, von welchem man noch heutigen Tages Spuren entdeckt haben will. Auch späterhin, als die Macht der Römer zu Ende ging und sich gerade in jenen Gegenden die Bekämpfer derselben, das Volk der Franken, erhob, diente Cöln den Fränkischen Fürsten als eine sogenannte Königspfalz, d. h. als ein Ort, an welchem sie zu bestimmten Zeiten erschienen und über die umliegenden Lande Gericht hielten. Auch gründeten diese Fürsten, als eifrige Bekenner des christlichen Glaubens, dort schon sehr früh eine christliche Kirche. Diese muß von bedeutendem Umfange gewesen sein, da ihrer in den Chroniken jener Zeit oftmals erwähnt wird und Kaiser Friedrich I. nach der Eroberung von Mailand, im Jahre 1160, derselben die Gebeine der heiligen drei Könige zum Geschenk machte, welche als eine unschätzbare Reliquie von allen Christen der damaligen Welt verehrt wurden. Als in Folge dieses Geschenkes der Andrang von gläubigen Pilgern, welche nach Cöln wallfahrteten, immer größer und Cöln auch der Sitz eines Erzbischofs wurde, da genügte das alte, durch Feuer und Schwert vielfach beschädigte Gotteshaus dem frommen Sinne unserer Vorfahren nicht ferner, und sie beschlossen in ihrer Stadt einen Dom zu bauen, welcher in Deutschland nicht seines Gleichen hätte. Zuerst soll der Erzbischof Engelbert, welcher etwa im Jahre 1220 lebte, diese Idee gefaßt und zur Ausführung derselben einen bedeutenden Fonds begründet haben. Die eigentliche Grundsteinlegung fand aber erst am 15. August 1248 unter den glänzendsten Feierlichkeiten statt. In den nächst folgenden Jahren wurde der Bau des Domes mit der größten Energie betrieben; von allen Seiten flossen reichliche Beiträge hinzu, selbst der König Heinrich III. von England ließ in seinem Lande für den Dombau sammeln und jeder deutsche Kaiser hielt es für eine heilige Pflicht, bei seiner Thronbesteigung eine bedeutende Spende nach Cöln zu opfern. Dennoch aber konnte man in den ersten Jahren an nichts denken, als an eine Herbeischaffung der Baumaterialien und die Legung des Fundaments. Dieses erstreckte sich über 50 Fuß unter die Erde, bildete dort ordentliche Straßen und wurde in tiefen Schachten bergmännisch bearbeitet. So trieb man es zehn Jahre hindurch mit dem besten Eifer, da gerieth die Stadt Cöln in eine Fehde mit ihrem Erzbischofe, in Folge dessen sie in den Bann gethan wurde. Nun verließ der Erzbischof mit der gesammten Geistlichkeit eiligst die entweihte Stadt und der Dombau blieb liegen. Erst 1298, also erst nach 40 Jahren, kehrte der Friede zurück und der neue Erzbischof setzte den Dombau fort. Dieser, Namens Wichbold, war ein Mann von seltener Kraft und Energie, er wußte das Unternehmen in dem Grade zu fördern, daß von allen Seiten die Gläubigen der höchsten Stände herbeieilten, um beim Baue des Domes hilfreiche Hand anzulegen, und daß selbst beim Scheine geweihter Fackeln und Kerzen und unter dem Absingen geistlicher Lieder des Nachts gearbeitet wurde. Zwar kamen wiederum von Zeit zu Zeit Unterbrechungen vor, diese wurden aber stets glücklich beseitigt und bereits im Jahre 1320 war der Bau so weit fortgeschritten, daß man den hintern Theil des Kirchschiffes, den sogenannten hohen Chor, mit einer Zwischenmauer einschließen und denselben zum Gottesdienste weihen konnte. Diese Einweihung geschah am 27. September 1321, also 73 Jahre nach der Grundsteinlegung und ebenfalls unter den pomphaftesten Feierlichkeiten. Kurze Zeit hierauf wurden aber die Zwistigkeiten zwischen den Bür-

gern von Cöln und ihrem Erzbischofe hartnäckiger denn jemals, und es übten diese einen ungemein hindernden Einfluß auf das Fortschreiten des Baues aus. Erst nach mehreren Jahren trat wiederum ein lebhafter Betrieb desselben ein, indem sich ein völlig organisirter Mönchsorden unter dem Namen der Brüderschaft des heiligen Petrus bildete, um zum Dombau beizusteuern und für solchen zu sammeln. Aber leider bekam das Unternehmen gerade durch diese Brüderschaft den Todesstoß. Unter dem Schutze derselben bereicherten sich nämlich viele Betrüger durch die Beiträge der frommen Gläubigen und das Unternehmen, welches nur durch die begeisterte Hingebung des ganzen Volkes gedeihen konnte, gerieth in Mißcredit.

Seit jener Zeit schritt der Bau nur langsam vor, und man begnügte sich, mehr für die Ausschmückung des inneren Theils der Kirche, als für den Bau der äußeren Mauern zu sorgen. Dennoch gingen von vielen Seiten noch immer bedeutende Beiträge ein, und man war daher im Stande, (1349) in dem Chore des Doms einen sehr kostbaren Altar von schwarzem Marmor nach dem Muster des in der Peterskirche zu Rom befindlichen zu errichten, die hohen Bogenfenster des Kirchschiffes mit herrlichen Glasmalereien zu schmücken und im Jahre 1437 auch die Glocken auf eine dauerhafte Weise zu befestigen. Aber diese Befestigung der Glokken war das Letzte was zur Förderung des Dombaues geschah; seit jenem Tage blieb er liegen und es wurde Jahrhunderte hindurch kein Stein zur Vollendung desselben gewälzt.

Fertig sind auf solche Weise nur folgende Theile des herrlichen Gebäudes geworden: zunächst das Fundament des gesammten Riesenbaues, dann die Hinterhälfte des Kirchschiffes, der hohe Chor, das Drittheil des einen Thurms und weniges Mauerwerk des anderen. Es fehlte hingegen noch der ganze mittlere Theil des Kirchschiffes, namentlich die Gewölbe und die Bedachung desselben, ferner der eine Thurm in seiner ganzen Höhe und zwei Drittheile des anderen. Obwohl aber erst ein so geringer Theil des ganzen Werkes vollendet ist, so erregt dasselbe dennoch die Bewunderung aller, denen es vergönnt war, solches zu schauen. Die Ausdehnung des gesammten Baues beträgt in die Länge nahe an 550, in die Breite nahe an 250 Fuß und die Bedachung des Kirchschiffes erhebt sich zu einer Höhe von dritthalbhundert Fuß. Es könnten deshalb in den inneren Raum des Doms ganz bequem mehrere unserer Kirchen hineingesetzt werden. Trotz dieser ungeheuren Dimensionen sind aber alle Theile des Doms mit einer Zierlichkeit und einer Sauberkeit gearbeitet, welche nicht ihres Gleichen hat. Bis in die höchste, dem Auge fast unerreichbaren, Höhe thürmen sich Spitzsäulen auf Spitzsäulen, durchsichtig gearbeitetes Laubwerk auf Laubwerk und nach allen Seiten hin zertheilen sich die Säulen, welche, obwohl viele derselben bis 40 Fuß Umfang haben, dennoch schlank erscheinen, in eine reiche Krone von Aesten und Gewölben, so daß das Auge, welches ihnen in schwindelnder Höhe zu folgen strebt, fast geblendet wird. Das ganze Gebäude gleicht deshalb auch, obwohl es bis in seinen kleinsten Theilen nur aus hartem Sand- oder Granitstein besteht, eher einem kühnen Spiele der Phantasie, als einem von Menschenhand gethürmten Felsen. Und wenn, fragen wir gewiß mit Recht, schon die Bruchstücke des Gebäudes einen solchen Eindruck hervorbringen, wie müßte derselbe beschaffen sein, wenn der Dom in seiner ganzen Herrlichkeit und Vollendung dastände!

Man ist in neuerer Zeit so glücklich gewesen, auf dem Boden eines Gasthofes in Darmstadt, in welchem nach den Unruhen der französischen Revolution die Cölner Archive ausgewechselt und viele anscheinend unwichtige Stücke derselben fortgeworfen worden waren, den Originalriß des Domes aufzufinden. Nach ihm waren die Thürme auf eine Höhe von 530 Fuß berechnet und bis in die höchsten Spitzen derselben sollten sich die herrlichen gothischen Verzierungen, welche gleichsam einen Mantel des

ganzen Gebäudes bilden, erstrecken. Der eigentliche Baumeister des Doms ist nicht mehr zu ermitteln gewesen, aber was würde er gesagt haben, wenn er sein Werk gesehen hätte, wie es vier Jahrhunderte hindurch allen Unbilden der Elemente Preis gegeben war und dem Ruine entgegeneilte!

Doch endlich sollte die Stunde der Erlösung für das Werk des großen Meisters schlagen. Der jetzige König von Preußen nahm auf einer Reise, welche er im Jahre 1815 noch als Kronprinz durch die Rheinprovinzen machte, auch den Cölner Dom in Augenschein, und derselbe machte einen mächtigen Eindruck auf ihn. Von hoher Begeisterung für die erhabene Schöpfung hingerissen, beschloß der edle Königssohn das Werk unserer Vorfahren zu vollenden. Und er ist seinem Entschlusse getreulich nachgekommen. Bereits im Jahre 1824 begann nach mannigfachen Vorbereitungen die wirkliche Fortsetzung des Dombaues, und seit dieser Zeit ist ununterbrochen an demselben gearbeitet worden. Mehrere Jahre hindurch hatte man jedoch nur mit der Ergänzung und Befestigung der bereits vorhandenen, aber vielfach verwitterten äußeren Bauwerke und mit der Reparatur der wankenden Bedachungen zu thun. Auch flossen Anfangs die Beiträge nur spärlich und was geschah, wurde fast nur durch Beiträge der Regierung vollbracht, so daß ein eigentlich erheblicher Fortschritt in dem äußeren Anblicke des Gebäudes noch nicht sichtbar ist. Aber in neuerer Zeit hat sich ein immer regerer Sinn für die gute Sache entwickelt. Es haben sich in allen Gegenden Deutschlands Dombauvereine gebildet, eine Dombauzeitnng wird herausgegeben und von allen Seiten fließen Beiträge hinzu, so daß wir uns der Hoffnung hingeben können, endlich einmal das große Werk vollendet zu sehen. Freilich sind noch nahe an 3 Millionen zur Bestreitung der nothwendigsten Baukosten erforderlich; aber wo ein ganzes Volk von 30 Millionen Menschen betheiligt ist, da erscheint eine solche Summe nur gering.

Auch wir rufen unsern Lesern die Worte zu, mit welchen ein in Cöln erschienenes, den Domban betreffendes Prachtwerk die seinigen anredet: Deutschland hat über 30 Millionen Einwohner! — Nur einen Silbergroschen von jedem ein für alle Mal, nur einen Pfennig von jedem 12 Jahre hintereinander und das Werk wird vollbracht, die deutsche Gottesburg wird vollendet, offen stehend für Jeden wie jetzt, und groß genug, um Jeden, wie auch sein Bekenntniß lauten möge, ein zur Andacht geeignetes Plätzchen darzubieten, wo er ungestört und unbeachtet in seiner Weise dem Vater im Himmel und allen guten Geistern und Gedanken sein Herz erschließen kann. — Der Hausfreund würde sich unendlich glücklich schätzen, wenn diese Zeilen auch nur dazu beigetragen haben sollten, einen einzigen Stein zum Dombau zu fördern. Derselbe behält sich vor, seinen Lesern bei einer andern Gelegenheit noch einiges über die herrlichen Gemälde und die übrigen Kunstschätze des Cölner Doms mitzutheilen.

Maria von Baiern,

oder

Verblendung und Rachsucht.

(Erzählung von K. Grumbach.)

Auf dem herzoglichen Schlosse zu Donauwörth herrschte hoher Jubel; die prachtvoll geschmückten Zimmer, die von dem Reichthume seiner Besitzer einen sattsamen Beweis gaben, waren mit Gästen aller Art und jeglichen Standes, meistens aber von Rittern, Höflingen und

Damen im reizendsten Putze erfüllt; deren erstere, an Schenktischen eng gelagert und mit Leeren voller Pocale beschäftigt, in lauten oft lärmenden Gesprächen sich ergingen; deren letztere dagegen dem Vergnügen des Tanzes sich ergaben. An einem von der großen Tafel etwas entfernteren Tische, hinter einer mächtigen Säule versteckt, hatte sich, von keinem seiner Diener umgeben, der eigentliche Herr des Hauses, Ludwig, Herzog von Oberbaiern und Pfalzgraf am Rhein niedergelassen. Sein Gesicht war furchtbar geröthet und krampfhaft zusammengezogen; aus den großen leuchtenden Augen flammte ein unheimliches Feuer, und es schien, als ob er, die finstern Blicke nach dem Saale, in welchem getanzt ward, unablässig richtend, das Gefühl des Grolls und des Mißmuths, welches ihn sichtlich durchdrang, nur noch mehr nähren wollte. Endlich der innern Aufregung nicht mehr Herr, sprang er von seinem Sitze empor und eilte durch die dichten Schaaren der Zechenden und Wandelnden, die ihm erschrocken Platz machten, dem Tanzsaale zu. Hier, an eine der hohen Säulen, die den Saal trugen, gelehnt, schweifte sein flammender Blick über die dichtgedrängten Gruppen der tanzenden Paare, bis es ihm gelungen war, den rechten Gegenstand unter denselben zu finden. Dieser war kein andrer als die junge schöne Pfalzgräfin, seine Gemahlin, die dieses Fest in der Abwesenheit ihres Gemahls veranstaltet hatte, und den Freuden des Tanzes, den sie leidenschaftlich liebte, hingegeben, am Arme des glänzenden Rangrafen Heinrich, eines entfernten Verwandten des Hauses, durch die dichtgeschaarten Reihen, einem Zephir gleich, zu Jedermanns Entzücken dahinflog.

Ein Wink des gestrengen Gebieters rief alsbald einen der vielen Pagen, die geschäftig die Säle durchkreuzten, herbei, dem Ludwig einige Worte zuflüsterte. Sogleich sah man den Schnellfüßigen mit vieler Mühe einen Weg durch die Schaaren der Zuschauenden und Tanzenden bis zu dem Platze sich bahnen, auf welchem die Pfalzgräfin, mit vor Freude gerötheten Wangen und strahlenden Augen, an der Hand des edlen Tänzers sich befand. Wie ein Donnerschlag berührte sie das Wort, das voll Ehrfurcht, der Page ihr überbrachte; ihre zarte Hand glitt sogleich aus der ihres Tänzers, zu dem sie nur wenige Worte sprach, und von dem sie sich dann erschrocken dahin geleiten ließ, wo der Pfalzgraf sie erwartend ihren Arm ergriff, und alsbald mit ihr durch eines der vielen Nebengemächer entschwand.

Ludwig war der Sohn Otto's des Erlauchten, zu einer Zeit (um das Jahr 1253) wo im ganzen deutschen Reiche Zügellosigkeit und der rohe, ungebändigte Geist arger Zwietracht und Befehdung unter den Herren und Vasallen desselben herrschte, da es an einem gemeinsamen Oberhaupte fehlte, das mit kräftiger und starker Hand die Zügel des Reiches hielt und lenkte. — Die Wildheit, Ungebundenheit und Rohheit des Ganzen wirkte wie natürlich auch auf die einzelnen Fürsten und Regenten der Länder mit widrigem Einflusse zurück, und verbreitete in den meisten der deutschen Gauen Gesetzlosigkeit und Willkühr. Auch Ludwig, sonst nicht ohne Thätigkeit und Energie, auch zu manchen Zeiten edlen Gefühlen nicht ganz unzugänglich, ward von den herrschenden Fehlern des Zeitalters ergriffen und in ihre reißende Wirbel hinabgezogen. Immer mit der Außenwelt im Kampfe, immer mit feindlichen Gewalten ringend, konnte er kaum zu dem wahren Frieden mit sich selbst gelangen, und durfte er, um den ungestörten Besitz seiner weitläuftigen Ländergebiete zu sichern, sich nimmer weder Rast noch Ruhe gönnen. Dadurch büßte sein Character nach und nach alle diejenigen edlen und weichen Empfindungen ein, die kein Mensch zu seinem und andrer Glücke entbehren kann, und die auch den tapfersten Krieger noch ehren; und auch die Liebe zu seinem sonst so anspruchslosen Bruder hielt ihn davon nicht ab, sich mit demselben in einzelne Befehdungen einzulassen, die oft mit vielem Blutvergießen endeten.

Da lernte er Maria, Prinzessin v. Brabant,

Tochter Heinrich II., Herzogs v. Brabant, kennen und faßte eine Zuneigung zu ihr, wie er sie noch nie gegen irgend eine fürstliche Jungfrau gefaßt zu haben meinte; denn jene reine, heilige, dem Himmel verwandte Liebe war es nicht, die von dem hohen, herrlichen Kleinod, das sie errungen, überzeugt und durchdrungen, Alles für den Besitz desselben opfert, Alles gern dahingiebt. Maria war eines von jenen immer heitern sorglosen Wesen, die, unschuldsvoll und ohne alle Ansprüche, sich der schönen genußreichen Gegenwart von ganzem Herzen erfreuen, jedes Blümchen, das am Wege steht, pflücken, an seinem Dufte und seiner Schöne sich höchlich ergötzen, und mit unbewachtem Sinne über die eckigen Formen der Convenienz hinwegschlüpfen. So kam sie an den pfalzbaierschen Hof und so ward sie Ludwigs Gemahlin und diese sorglose Heiterkeit vermochte selbst die bedächtige, in der Schule herber Leiden vielfach gereifte Schwester Ludwigs, die unglückliche Elisabeth, nicht ganz einzuschränken, die an des Bruders Hofe ihr einziges Söhnlein, den nachher so unglücklich endenden Königssohn Konradin, den letzten der Hohenstauffen, mit hingebender Zärtlichkeit erzog.

Die ersten Monate verflossen so ziemlich in Einigkeit und zu gegenseitiger Zufriedenheit des fürstlichen Paares, da mannigfache Feste Beide in höchst angenehme Kreise zogen und die Aufmerksamkeit des Pfalzgrafen späterhin von einer sehr blutigen Fehde ganz in Anspruch genommen ward. Dann aber litt die junge reizende Fürstin oft viel von den herben Launen und der sich unverstellt kundgebenden Eifersucht ihres Gemahls, der unausgesetzt ihre heitre sorglose Laune tadelte, immerfort an ihrem Betragen etwas auszusetzen hatte, und da, wo ihr zu Ehren von den mächtigsten und reichsten seiner Vasallen fröhliche und glänzende Feste gegeben wurden, sie davon zurückhielt und ihr die Freude daran untersagte. So kam es denn, daß Maria, obwohl sie eine der bedeutendsten Fürstinnen Deutschlands war, dennoch recht einsame freudlose Tage verlebte, und oft gern mit dem niedrig Gebornen aber harmlos des Lebens sich freuenden Landmädchen hätte tauschen mögen.

Die meiste Erholung verschaffte ihr noch der Umgang mit einem ihrer Hoffräuleins, Helika von Prennberg, die aus einem der ältesten Geschlechter des Landes, mit einer für die damalige Zeit seltenen Bildung, auch die höchste Herzensgüte und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre Gebieterin verband, welche ihr nicht eine solche, sondern eine treue wahre Freundin war. Oft legte die junge Fürstin in diese verwandte Brust ihren Schmerz nieder, oft klagte sie der treuen Freundin das verschwiegene Leid und suchte an Helika's trostreichen, empfindungsvollen Worten sich wieder zu erheben und emporzurichten, wann des Gemahls grundlose und ungerechte Beschuldigungen und seine rachsüchtigen Aeußerungen ihr Herz zu zerreißen drohten.

Auch des geistreichen, ihr wohlwollenden Verwandten, Heinrichs ernste Zusprache und sein tröstendes Wort that ihr wohl, und ein Briefwechsel, welchen die Pfalzgräfin (freilich nicht ganz besonnen) mit dem jungen Helden begann, und worin er ihr mannigfachen Rath zu ertheilen suchte, gehörte mit dazu, in ihr freudloses Dasein einzelne Strahlen der Freude zu bringen.

Ein wichtiges Geschäft hatte den Pfalzgrafen Ludwig in die rheinische Pfalz gerufen, wo mit ihm auch der Raugraf verkehrte, und da er mehrere Monate von seinem baierschen Lande entfernt bleiben mußte, so hatte er seiner Gemahlin den Befehl hinterlassen, ihm brieflich über einzelne Angelegenheiten Nachricht zu ertheilen. Dies that sie auch treulich und schrieb recht oft; da es ihn zu erfreuen schien, und er gern Gehorsam liebte.

Eines Tages erschien ebenfalls, wie dies schon häufig der Fall gewesen, ein Bote vor ihm mit einem Briefe dessen Aufschrift, von Mariens Hand geschrieben, nicht an ihn, sondern an den ihm verhaßten Raugrafen Heinrich gerichtet war. Ein eisiger Schauer drang ihm von der Sohle bis zu dem Herzen; wie ein Fieber schlugen seine Zähne an einander; heftig, daß sie bluteten, biß

er die Lippen zusammen und vermochte nun erst nach einiger Zeit den zehnmal in seiner Hand zerknitterteten Brief endlich zu erbrechen und zu lesen. Derselbe enthielt nun zwar nichts, was auf Liebe oder auf ein geheimes Einverständniß, wohl aber auf gewisse Verabredungen hindeutete, die aber nicht klar ausgesprochen waren. Dennoch schien dies für den mißtrauischen, argwöhnischen Sinn Ludwigs hinlänglich, zu glauben, daß die Pfalzgräfin das Gelübde ehelicher Treue auf eine schändliche Art gebrochen und seine und ihre Ehre auf eine beispiellose Weise befleckt habe.

Das verzehrende Feuer einer an Wahnsinn gränzenden Wuth, durchtobte des Fürsten ohnedem zur Rachsucht nur zu geneigtes Herz; ohne Jemand noch vorher zu sehn, ohne irgend einen Befehl zurückzulassen, besteigt er sein Roß, und allein nur mit dem Gedanken sich zu rächen vertraut, steht er nach wenigen Tagen, vor den Thoren von Donauwörth. Die Erste, welche in der Burg ihm entgegentritt, ist... o! wehe der Armen! die alte würdige Oberhofmeisterin, die er, ohne sie anzuhören, mit dem Schimpfnamen einer Kupplerin belegt und dann ohne Untersuchung und Gericht, von der Höhe des Schlosses herabstürzen läßt. Die Zweite, die vertraute Freundin der unglücklichen Pfalzgräfin, die schuldlose Helika von Premberg fällt unter den Stößen seines Dolches. Die Fürstin selbst, offen und arglos, wie immer, nicht ahnend die wuthschnaubende Verblendung ihres Gemahls, eilte, als ihr der Page dessen Ankunft meldete, mit offenen Armen und heitren Angesichts ihm entgegen; er riß sie mit sich hinfort und ein wüthender Stoß seiner Hand warf sie zu Boden, dann ergriff er sie bei den langen, seidenen Haaren, und schleppte sie in den Kerker, um bald das Todesurtheil an ihr vollziehen zu lassen.

Ohne auf das herzzerreißende Wimmern der unglücklichen von ihm Mißhandelten, noch auf ihre rührenden Bitten, ihre Schuld ihr zu enthüllen, nur im Geringsten zu achten, ohne die Warnungen und Vorstellungen der eignen Schwester zu beherzigen, die es ihm zu verstehn gab, wie er unmöglich ohne Grund und Fug, Marien, eine geborne Herzogin, aus einem der ältesten Fürstenhäuser ungehört verdammen und als schuldig hinrichten könne, ließ er, taub gegen alle Stimmen der Liebe und Natur, sich weidend an den Qualen seines Opfers, die Schuldlose an dem blutenden Leichname ihrer eben so unseligen Freundin vorüber, nach der Höhe des Schlosses schleppen, und daselbst die schon halb Bewußtlose unter des Scharfrichters Händen ihr junges Leben verbluten.

Kaum hatte der edle Raugraf die entsetzliche Kunde von der Hinrichtung Mariens, wie deren Ursache erfahren, als er mit dem tiefsten Gefühl des Abscheues gegen den Thäter, sogleich in schnellster Eile das Gebiet des Pfalzgrafen verließ und auf fremden Boden einen Aufruf an denselben ergehen ließ, in welchem er die Unschuld der Hingerichteten, so wie überall die seinige auf das Bündigste darthat, Ludwig mit dem Namen eines Mörders belegte, und ihn vor den Richterstuhl Gottes und des Kaisers ladete.

Dies, und noch mehr die innere Stimme seines Gewissens, die mit brennender Marterflamme sein Herz durchwühlte, bewog den Pfalzgrafen, an den Papst sich zu wenden, und von diesem irgend eine recht auffallende Buße zur Sühnung der Gemordeten, zu erflehn. Dieser legte ihm nun auf: ein reich zu dotirendes Kloster zu stiften, dort an Mariens Grabe durch häufiges Gebet von dieser Blutschuld sich selbst zu reinigen und dann immerwährende Messe darin lesen zu lassen.

Diesem Gebote kam der wirklich reuevolle Fürst auf das Genaueste nach; das prächtige Kloster Fürstenfeld stieg nach nicht eben so langer Zeit hier empor; in dasselbe ließ er Mariens Gebeine bringen, über ihrem Grabe täglich Messe lesen und verordnete zugleich, daß man seinen Leichnam einst selbst neben dem ihrigen beisetzen solle!

Alles dies ist in der Folge geschehn. Doch, ob das unschuldig vergossene Blut der Gemor-

deten dadurch vollkommen gesühnt, ob dem Herzen des Thäters selbst damit Ruhe und Frieden zugekommen? wer möchte dies mit Grund der Wahrheit behaupten; wer den Büßer gänzlich frei von allem innern Wehe sich denken können!

Eine schwere Liebesprobe.

Ein Ehemann, der von seiner Reise zurückkehrte, wollte seine Frau prüfen, wie weit ihre Anfopferung für ihn ginge. Er stellte sich düster und sagte endlich, auf eindringliches Bitten seiner Frau, ihr die Ursache seines Kummers mitzutheilen: „Ihm sei durch den Todesengel sein Ende prophezeit, und die nächste Nacht, als der Zeitpunkt, bezeichnet worden, in welchem ihn derselbe abholen werde. Morgen müsse er also die Welt verlassen, wenn nicht jemand anders für ihn einstehen würde, was der Todesengel als einzige Bedingung seiner Erhaltung gemacht habe.“ Die Frau, mochte sie nun an der Wahrheit der Erzählung glauben, oder die Sache für eine Grille ihres Mannes halten, umarmte diesen zärtlich und bot sich als Stellvertreterin an. — Nach einem scheinbaren Widerstande nahm der Mann das Anerbieten seiner Frau, für ihn sterben zu wollen, an, und die beiden Eheleute, deren Schlafkammern an einander stießen, wechselten für diese verhängnißvolle Nacht die Betten. Endlich Nachts um 12 Uhr ging die Thüre auf, und es näherte sich langsam in kurzen, pickenden Tönen dem Bette. Anfangs war die junge Frau ziemlich standhaft geblieben, dann aber erwachte die Liebe zum Leben, und sie rief ganz leise: „in der andern Kammer liegt er.“ Als sich jedoch der Ton immer näher hören ließ, wiederholte die Frau immer öfter und deutlicher ihre Worte, und zuletzt schrie sie so laut, daß ihr Mann lachend aus der Nebenkammer herbeieilte und sie zu ihrer Beschämung beim Lichte nun erkannte, daß der Geist nichts anders als ein Haushahn war, der einem zu ihrem Bette führenden Streifen Hafer pickend folgte

St.

Benjamin Franklin.

Von K. Grumbach.

Unter diejenigen Menschen, die man mit vollem Fug und Recht zu den sogenannten Volksmännern zählen kann, Menschen, die durch das Folgerechte ihres Lebens und Wirkens, so wie durch das, was sie gethan und gewirkt, dem Volke als ein lebendiges Vorbild erschienen sind, gehört ganz besonders auch Benjamin Franklin.

Derselbe erblickte das Licht der Welt am 17. Januar 1706 zu Boston, in Nordamerika, wo sein Vater ein Seifensieder und Lichtzieher war. In diesem nicht immer ganz saubern Geschäfte mußte der Sohn, nolens volens, ihm häufig an die Hand gehen, dennoch aber wußte er noch Zeit zu finden, die Bücher, die sein Vater besaß, zu durchlesen und wie wenige deren auch waren, dadurch sich Kenntnisse in einzelnen Fächern des Wissens zu erwerben.

Er hatte kaum das zwölfte Jahr angetreten, als sein Bruder Jacob, aus England zurückkehrend, ihn in seiner Buchdruckerei als Lehrling

anstellte. Benjamin that, was er zu thun vermochte, doch immer zog ihn seine Lieblingsneigung, Bücherlesen, wieder an sich und er wendete sogar manche Stunden der Nacht dazu an. Bald liebte er auch, Verse zu machen, fertigte einige Balladen aus der Zeitgeschichte, druckte sie und trug sie zum Verkauf herum, wo sie sehr gefielen und ihn gewiß zu weitern Versuchen der Art bewogen haben würden, hätte nicht sein Vater, ganz unzufrieden darüber geäußert: „Bleib' mir mit Dichten vom Leibe; ein Dichter bleibt immer arm!"

Bald gründete sein Bruder eine Zeitung, die auch unterhaltende Aufsätze enthielt, und nun legte Benjamin, seine Hand verstellend, einen Aufsatz der Art vor die Thür der Druckerei. Welch' eine Freude, als er diesen bald darauf darin gedruckt fand! Er entdeckte sich endlich dem Bruder und lieferte von jetzt an mehrere dergleichen und zwar mit gleichem Beifalle. Er verließ jedoch, da sein Bruder ihn als eine melkende Kuh zu betrachten schien, Boston, und ging nach Philadelphia, sich dort noch weiter auszubilden. Auf die Ermunterung William Keith's, des Gouverneurs der Provinz, der durch einen seiner Aufsätze ihn kennen und schätzen gelernt hatte, beschloß Franklin, eine eigene Buchdruckerei anzulegen und reiste zu dem Ende, da der Lord ihm die dazu nöthigen Summen vorschoß, nach England, um dort die Materialien dazu einzukaufen. Vorher verlobte er sich noch mit Miß Read, bei deren Vater er wohnte und deren Geist und Schönheit er liebgewonnen hatte. In England lebte er eine Zeitlang nicht ganz regelmäßig, bis er im Jahre 1726 nach Philadelphia wieder zurückkehrte. Auf der Reise dahin lernte er einen Kaufmann, Namens Denham kennen, der ihn als Buchhalter anstellte. Nach dem baldigen Tode desselben griff er wieder nach seinem Berufe, errichtete aber doch, von einigen Freunden unterstützt, eine eigene Buchdruckerei. Die politischen Schriften, die er von jetzt an herausgab, wurden mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen.

Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt Englands hatte sich, da seine Briefe an die ehemalige Verlobte selten und nur kalt waren, dieselbe verheirathet, lebte aber, wie er bei der Heimkehr nach Amerika vernahm, sehr unglücklich. Sein Unrecht wieder gut zu machen, bewirkte er ihre Scheidung und heirathete sie dann selbst. (1730)

Von da an hob sich sein Ruf als politischer Schriftsteller immer mehr. Seine pensylvanische Zeitung und der von ihm mehrere Jahre hindurch fortgesetzte Almanach zeugten von seinen großen Einsichten und ächtem Patriotismus, und bald ernannte man ihn zum Secretair der Generalversammlung von Pensylvanien, dann, als er von London zurückkehrte, zum Generalpostmeister aller englisch amerikanischen Kolonieen, welcher Posten noch dazu mit ansehnlichen Einkünften verbunden war. Doch weder Ehre, Ansehn noch Geld machten ihn blind gegen die Gebrechen der Zeit, oder taub gegen die Klagen derselben über das Mutterland. Vor die Schranken des englischen Unterhauses trat er (1767) muthvoll und kühn und vertheidigte Amerika's Unabhängigkeit. England zeigte sich in dieser großen Sache, zu seinem eignen Nachtheil, trotzig und hart, und nun (1776) erklärten sich die 13 vereinigten Provinzen für unabhängig von England.

Was Franklin dabei wirkte, war bedeutend, auch ging er, da Frankreich für die Amerikaner sich erklärte, (1776) nach Paris, wo er Anfangs nur im Geheimen wirkte, dann aber, als der unglückliche Ludwig XVI. die Sache der Amerikaner öffentlich behandelte, als bevollmächtigter Minister seines Vaterlandes selbst erschien. Sein Auftreten in Paris wirkte auf die ganze Nation wie ein Zauber; man riß sich um ihn, doch der einfache, ehrwürdige Greis bemerkte dies kaum und schritt ruhig auf seinem Wege dem Ziele entgegen.

Dies Ziel erreichte er endlich auch, nämlich die Erklärung der völligen Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten. Als er (1785) wieder

nach Amerika zurückkehrte, glich sein Zug durch die Staaten einem wahren Triumphzuge. Man ernannte ihn noch in seinem hohen Alter zum Präsidenten des pensylvanischen Kongresses, in welchem er bis an seinen Tod, der den 17. April 1790 erfolgte, auf das Thätigste gewirkt hat. Merkwürdig wie der ganze Mann, ist auch die Grabschrift, die er sich selbst gemacht hat. Sie lautet:

„Hier ruhet der Leib Benjamin Franklin's eines Buchdruckers, wie der Einband eines alten Buches, dessen Titel und Vergoldung verwischt sind, eine Speise für die Würmer. Aber das Werk selbst wird nicht verloren sein, sondern (wie er glaubt) dermaleinst erscheinen in einer neuen, schönen Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser."

Seine Erfindungen, die, wenn er auch das, was er für sein Vaterland gethan hat, nicht gethan hätte, ihm dennoch die Unsterblichkeit gesichert haben würden, da sie tief und sicher in das Leben und Wirken der Menschheit eingreifen, sind: 1) der Blitzableiter und der elektrische Drache; 2) die Glockenharmonika, jenes himmlische Instrument, dessen Töne, vom Himmel gekommen, zum Himmel wieder führen.

Der neue Rock.

(Der alte Hans vor der Hausthür und der Hausfreund.)

Hausfreund. Guten Abend, Hans!

Hans. Schönen Dank, Hausfreund!

Hausf. Seid Ihr noch immer so betrübt, Hans?

Hans. Ja, ich muß wohl; es wird nicht lange mehr mit mir währen.

Hausf. Da will ich Euch was erzählen, das macht Euch vielleicht wieder munter.

Hans. Munter? — Was sollte denn das sein?

Hausf. Denkt einmal, mein Fritz weint schon die ganze Woche. Er ist ganz abgerissen, da habe ich ihm einen neuen Rock anmessen lassen und nun weint er.

Hans. Ja, er wird ungeduldig darüber sein, daß der Schneider so lange daran arbeitet.

Hausf. Konträr, Alter! Er weint, weil er sich vor dem neuen Rock fürchtet, und doch friert er in dem alten, und er ist ihm zu eng und zu weit.

Hans. Ha, ha! Das ist ja ein närrischer Junge, Euer Fritz! Ja, er ist noch ein Kind! Sieben Jahr, nicht wahr?

Hausf. Künftigen Sonntag. Wie alt seid Ihr denn?

Hans. Achtundsiebenzig Jahr.

Hausf. Achtundsiebenzig Jahre? Hans, und Ihr seid doch noch um kein halbes gescheidter geworden als mein närrischer Junge?

Hans. Wie soll ich das verstehen, Hausfreund?

Hausf. Warum bekümmert Ihr Euch denn, Hans? Ist nicht Euer ganzer Leib ein alter, zerrissener, abgeschossener Rock, zu eng und zu weit, an dem kein Stich mehr halten will? Und nun weint Ihr, daß Euch der liebe Gott das neue, dichte, warme, hellglänzende, himmlische Kleid angemessen hat, und seid bange es möchte bald fertig werden.

Hans. Hausfreund, vergelt's Euch Gott! Ihr habt mich getroffen, sanft und freundlich getroffen. Kommt herein und erzählt mir noch recht viel von dem neuen Rocke, den der liebe Gott für mich in der Arbeit hat. Er wird, will's Gott, sauber und schön werden.

Hausf. Gewiß, guter Hans, sauber und

schön! Denn Ihr habt den da nicht in Wirthshäusern, noch im Balgen und Lumpenstreichen, sondern in saurer nützlicher Arbeit und in der Furcht des Herrn zerrissen! —

Seltsamer Eheprozeß.

Zu Paris lebten zwei Kaufleute viele Jahre lang in enger freundschaftlicher Verbindung. Sie trieben einerlei Handel, und da beide in ihren Geschäften glücklich waren und ein ansehnliches Vermögen besaßen, so störte nichts ihre Harmonie. Einer von ihnen hatte einen Sohn, der andere eine Tochter, beide von gleichem Alter. Die freundschaftlichen Gesinnungen der Alten gingen auf die Kinder über, und, als sie heranwuchsen, verwandelte sich dieselbe in die zärtlichste Liebe. Die Eltern sahen es und freuten sich darüber. Schon war man im Begriff die jungen Liebenden durch das Band der Ehe auf immer mit einander zu vereinigen, als ein reicher Finanzpächter eine Neigung zu dem jungen Frauenzimmer faßte und es zur Ehe verlangte. Der Anschein von einem glänzenden Glücke verführte die Eltern des Mädchens, welches, alles Widerstrebens ungeachtet, genöthigt wurde, den Finanzpächter zu heirathen.

So groß die Zärtlichkeit war, mit der die Unglückliche auch nach ihrer Verheirathung an ihren ehemaligen Liebhaber dachte, so beschloß sie dennoch, die eheliche Treue auf keine Weise zu verletzen, sondern so viel als möglich sein Bild aus ihrer Seele zu verbannen. Die Traurigkeit, worin sie dieser Entschluß stürzte, zog ihr nach einiger Zeit eine Krankheit zu, in der sie ihr Bewußtsein so ganz verlor, daß man sie für todt hielt und begrub. Der Liebhaber, welcher von diesem traurigen Schicksale seiner ehemaligen Geliebten Nachricht erhielt und sich erinnerte, daß sie schon ehedem einmal einen heftigen Anfall von Schlafsucht gehabt hatte, schmeichelte sich, daß sie sich vielleicht auch jetzt noch am Leben befinden könnte. Dieser Gedanke milderte in etwas seinen Schmerz; er bestach den Todtengräber, grub sie mit dessen Beistande des Nachts aus und trug sie nach Hause. Er wendete daselbst alle möglichen Mittel an, sie wieder in's Leben zu rufen und hatte endlich die Freude zu sehen daß seine Bemühungen nicht vergeblich waren. Man kann sich vorstellen, wie groß das Erstaunen der Wiederaufgelebten war, da sie sich in einem fremden Hause und in den Armen ihres ehemaligen Liebhabers erblickte, welcher ihr alles erzählte, was sich mit ihr zugetragen hätte. Sie erfuhr wie viel sie ihrem Befreier schuldig war, und die Liebe, welche ihre Pflicht gegen ihren Gatten überstimmte, gab ihr den Gedanken ein, sich nach ihrer völligen Genesung mit ihrem Geliebten nach England zu flüchten; hier lebten beide mehrere Jahre hindurch in der glücklichsten Verbindung mit einander. Endlich nach Verlauf von zehn Jahren bekamen Beide ein Verlangen, wieder nach Frankreich zurück zu kehren. Sie langten auch glücklich zu Paris an und brauchten, in der gewissen Meinung, daß niemand einen Verdacht schöpfen, der den Zusammenhang der Geschichte enträthseln werde, gar keine Vorsicht sich zu verbergen. Zufälliger Weise aber begegnete der Finanzpächter auf einem öffentlichen Spaziergange seiner ehemaligen Frau. Dieser Anblick machte einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß auch die gewisse Ueberzeugung von ihrem Tode denselben nicht auszulöschen vermochte. Er suchte sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen und verließ sie, ungeachtet sie ihre Sprache veränderte, um ihn irre zu machen, in der völligen Ueberzeugung, daß er sich nicht geirrt habe. Das Wunderbare dieses Zufalls gab unstreitig diesem Frauenzimmer in seinen Augen einen größern Werth, als es bei seiner Verheirathung gehabt hatte. Er entdeckte aller Vorsicht ungeach-

tet, womit sich die beiden Liebenden nunmehr zu verbergen suchten, endlich doch ihre Wohnung und forderte seine ehemalige Frau gerichtlich wieder zurück.

Vergebens suchte der Liebhaber die Ansprüche gültig zu machen, welche ihm seine Bemühungen, das Frauenzimmer wieder zum Leben zu bringen, auf dasselbe gegeben hatte. Vergebens stellte er vor, daß sein Gegner durch ihre Beerdigung sich alles Rechts auf ihre Person begeben hätte; vergebens führte er noch mehrere andere und sinnreiche Gründe an, welche ihm die Liebe eingab. Er merkte dennoch, daß der richterliche Ausspruch nicht günstig für ihn ausfallen würde und hielt es daher nicht der Klugheit gemäß, einen entscheidenden Ausspruch abzuwarten, sondern begab sich mit seiner Geliebten außer Landes, wo sie den übrigen Theil ihres Lebens ruhig zubrachten.

Ein gutes Recept.

Kaiser Franz in Wien war ein weiser und wohlthätiger Fürst, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal Doctor gewesen ist und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Kindlein: „Kind, hole mir einen Doctor, sonst kann ich's nicht lange mehr aushalten vor Schmerzen." Das Kind lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Kranken einen Gulden, und der Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er nun zu dem dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser sei und dachte: Ich will es versuchen. „Lieber Herr," sagte er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der macht's kurz und denkt, wenn ich den Gulden mit einmal bekomme, so brauche ich nicht sechszigmal um einen Kreuzer zu betteln!" „Thut es ein Halber- oder ein Viertel-Gulden nicht auch?" fragte der Kaiser. Das Kind sagte: „Nein" und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne, und während das Kind zu einem dritten Doctor läuft, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser nach ihrer Wohnung und verhüllt sich in seinem Mantel, daß ihn nicht recht erkennen konnte wer ihn nicht gerade darauf ansah. Als er aber zu der kranken Frau in die Stube trat, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es sei der Doctor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könnte. Darauf sagte der Kaiser: „Ich will Euch jetzt ein Recept verschreiben," und sie zeigte ihm, wo des Kindes Schreibzeug wäre. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind zu Hause käme und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihren Sohn gewartet. Als nun der Doctor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was er für einen Trank oder Pulver verordnet habe, erstaunte auch er nicht wenig und sagte: „Frau, Ihr seid einem guten Arzte

in die Hände gefallen, denn er hat Euch dreißig Dukaten verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und darunter steht Kaiser Franz. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe hätte ich Euch nicht verschreiben können!" Da that die Frau einen Blick gen Himmel und konnte nichts sagen vor Freude und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausbezahlt. Der Doctor aber verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme.

Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben trotz ihres vielen Geldes doch auch manchmal allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, Gottlob! der arme Mann gar nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Kissen und seidenen Betten, wie jener reiche Mann in Amsterdam ein Wort davon reden kann. Der saß den ganzen Vormittag im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder er sah auch wohl zur Abwechselung zum Fenster hinaus; aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, so daß die Nachbarn oftmals fragten: „Stürmt's draußen oder schlingt der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Warmes, bald etwas Kaltes, bis an den Abend, alles ohne Hunger und Appetit, bloß aus lauter langer Weile, also, daß man bei ihm nicht recht sagen konnte, wo das Abendessen anfing. Nach dem Abendessen legte er sich dann in's Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken, dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Mehlsack. Essen und Schlaf wollten ihn nicht mehr schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man ihn aber selber hörte, so hatte er dreihundertfünfundsechszig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam waren, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Eimer voll Medizin und ganze Scheffel von Pulver und Pillen, wie Enteneier so groß und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzeneien halfen ihn nichts: denn er folgte dem nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich wie ein Hund leben soll, und der Arzt für mein Geld mich nicht gesund machen will?"

Endlich hörte er von einem Arzte, der 100 Stunden weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßt er ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegnng, und sagte: „Warte, dich will ich bald kuriren!" Deswegen schrieb er ihm einen Brief folgenden Inhalts:

„Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erste dürft Ihr nicht fahren, noch reiten, sondern müßt zu Fuße kommen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ganz entzwei, sieben Därme auf einmal. Für's Andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen

Teller voll Gemüse, Mittags eine kleine Bratwurst dazu und am Morgen eine Milchsuppe. Wenn Ihr mehr esset, so wird der Lindwurm größer, also, daß er Euch die Leber erdrückt, und dann hat der Schneider Euch nicht viel mehr anzumessen, wohl aber der Tischler. Dies ist mein Rath; und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im nächsten Frühjahr den Kuckuk nicht wieder. Thut was Ihr wollt!"

Als der Kranke so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel schmieren und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein; und wer ihm grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel lange nicht so lieblich gesungen hätten, als heute, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornblumen im Felde so schön, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er selber auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging immer leichter dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt, wo der Arzt wohnte, ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte doch zu keiner verkehrteren Zeit gesund werden können, als gerade jetzt, wo ich beim Doctor bin. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder sonst irgendwo etwas weh thäte!"

Als er nun zum Arzte kam, nahm der ihn bei der Hand und sagte zu ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts; und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so soll mich's herzlich freuen." Der Arzt sprach: „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rathe gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt ausgetrieben. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe, deßwegen müßt Ihr wieder zu Fuß nach Hause gehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als wozu der Hunger Euch antreibt, damit die Jungen nicht aus den Eiern schlüpfen; dann könnt Ihr ein alter Mann werden," und dazu lächelte der Doctor. Der reiche Mann aus Amsterdam aber sagte: „Herr Doctor, ich versteh' Euch wohl," und er hat nachher den Rath befolgt, ist 87 Jahre, 4 Monate und 10 Tage alt geworden und immer so gesund wie ein Fisch im Wasser geblieben.

Alle Neujahr aber hat er auch dem Arzte ein schön Stück Geld zum Neujahrsgruß geschickt.

Poulailler.

Ein zweiter Cartouche.

In den Jahren 1740 — 1755, als der berüchtigte Räuber Cartouche noch im frischen Andenken und kaum erst vom Schauplatze abgetreten war, trieb in Paris schon wieder ein anderer Gauner sein Wesen, der zwar nicht, wie Jener, seinen besonderen Geschichtsschreiber gefunden hat, der ihm aber dennoch in nichts weiter nachstehen dürfte, als in dem geringeren Zeitraum, der zwischen seinem Auftauchen und seinem Untergange liegt. Sein Name ist Poulailler.

Noch grausamer, als Cartouche, ja als alle später bekannt gewordenen Gauner und Banditen, besaß er dessen Schlauheit und noch mehr dessen Kühnheit, zwei Talente, die ihn fast unglaubliche Thaten unter den Augen der Polizei und im Schooße des volkreichen Paris verrichten ließen. Seine Geschichte, mit vielfachen, ab-

wechselnd mit blutigen und komischen Abenthenern durchflochten, würde, wenn sich ein Schriftsteller daran verewigen wollte, unzweifelhaft als Roman erscheinen, so merkwürdig sind die Begebenheiten derselben.

Hérault, welcher damals Polizeilieutenant von Paris war, setzte vergeblich Alles, was Polizei heißt, in Bewegung, um des verwegenen Räubers habhaft zu werden, der die Sicherheit auf den Straßen, in den Häusern und selbst in den Palästen der Königlichen Familie in gleichem Grade gefährdete, der in den verschiedenartigsten Gestaltungen, als ein echter Romanheld, in die höchsten Kreise sich drängte, galante Abentüren bestand und heute einem Grafen stahl, was er morgen oft großmüthig an einen Bettler wieder wegschenkte.

Die Gefährlichkeit dieses Menschen schien so groß, daß der Polizeilieutenant sich endlich veranlaßt sah, eine Belohnung von 100 Pistolen und außerdem eine lebenslängliche Rente demjenigen zu versprechen, der ihn lebend einfangen und zur Conciergerie abliefern würde. Auch dies hatte indessen keinen Erfolg, da von seiner Bande ihn Niemand zu verrathen wagte, denn Poulailler hatte strenge Exempel statuirt; jeden Schein von Verdacht strafte er mit dem Tode, den überführten Verräther aber ließ er lebendig einmauern.

Die Rache, welche Poulailler für jene ihm unbehagliche Verfügung an dem Polizeilieutenant nahm, ist ein seltenes Beispiel von Frechheit, gegen welches man Zweifel erheben könnte, ob es sich wirklich zugetragen, wenn die Wahrheit nicht als verbürgt erschiene.

Herr Hérault saß nämlich in seinem Arbeitszimmer, als man ihm den Grafen v. Villeneuf meldete. Diesen Namen tragen in Frankreich vorzugsweise zwei angesehene Familien in der Provence und Languedoc. Herr Hérault ging in sein Cabinet. Hier fand er einen Mann von sehr gefälligem Ansehen und mit eben so viel Luxus als Geschmack gekleidet. Der Fremde bat um eine geheime Unterredung. Der Polizeilieutenant ertheilte den Befehl, daß Niemand hereinkommen sollte, bis er klingeln würde.

„Nun, Herr Graf," fragte der Polzeilieutenant, als sie allein waren, was wünschen Sie?"

„O nicht viel; ich will nur 1000 Pistolen aus Ihrer Kasse nehmen, die ich dort sehe, um dadurch die 1000 Livres und den Jahrgehalt der Stelle zu ersetzen, welche Sie dem versprochen haben, der Poulailler vor Sie bringt; Poulailler bin ich — und ich tödte Sie mit diesem vergifteten Dolche, wenn sie die Stimme erheben oder sich zu vertheidigen suchen. Bedenken Sie, daß der kleinste Riß tödtlich ist."

Nachdem der verwegene Mensch diese Anrede mit einem Tone gehalten hatte, welcher deutlich zeigte, daß er nicht scherze, zog er feine, doch feste Schnüre aus der Tasche und band den Polizeilieutenant an den Thürknopf. Dann durchsuchte er gemächlich dessen Secretair, steckte alles Geld, welches er darin fand, ein, machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich sehr langsam, indem er Herrn Hérault spöttisch bat, sich mit seiner Begleitung nicht zu incommodiren.

Erst eine Stunde später entschloß man sich, zu dem Polizeilieutenant hineinzugehen, denn dieser war über sein Abenthener so beschämt, daß er nach der Entfernung des Banditen, statt zu rufen, die Bande mit den Zähnen durchzunagen versucht hatte. Unglücklicher Weise waren aber die Schnüre von ungewöhnlich vortrefflicher Arbeit. Man kann sich einen Begriff davon machen, in welche Wuth Herr Hérault über diesen verwegenen Diebstahl gerieth, da überdies Epigramme und Witze aller Art auf ihn herab regneten. Er wagte es nicht, sich in Gesellschaften blicken zu lassen, denn er war überzeugt, überall zur Zielscheibe des Witzes zu dienen.

Als Poulailler einstmals nach Cambrai fuhr, war sein Reisegefährte ein Dechant eines Kapitels in Belgien. Ueberall sprach man damals von Poulailler, und so lenkte sich auch hier das Gespräch bald auf diesen Helden des Tages Der Dechant äußerte unverholen einen glühenden

Haß gegen denselben, nannte ihn einen nichtswürdigen und schändlichen Räuber und sagte, daß er bei seiner baldigen Reise nach Paris den Polizeilieutenant aufsuchen würde, um ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er so wenig Eifer anwende, sich dieses Schurken zu bemächtigen. Poulailler war sogleich entschlossen, den Dechanten für seine lieblosen Aeußerungen zu züchtigen und die Art und Weise, wie er es that, giebt ihm das Zeugniß, daß er kein gewöhnlicher Gaudieb war.

Ungefähr einen Monat nach diesem Rencontre, erhielt der Polizeilieutenant einen Brief, worin ihm Folgendes mitgetheilt wurde:

Herr von Potter, Dechant des edeln Capitels zu Brüssel, sei den vergangenen Tag von dem Räuber Poulailler ausgeplündert und ermordet worden, und dieser habe sich der Kleider und Papiere seines Opfers bemächtigt und wolle durch das Thor von St. Martin nach Paris kommen.

Einer von der Bande des Räuberhauptmanns machte diese Anzeige um in Folge derselben seine Begnadigung zu erhalten.

Man denke sich die Freude des Herrn Hérault, der endlich seine Rache befriedigen zu können hoffte. Ein ganzer Schwarm von Häschern legte sich an den Thoren, besonders an dem bezeichneten, im Hinterhalt. In der That langte gegen Abend die Landkutsche von Lille an. Man umringte und begleitete sie bis nach dem Posthause. In dem Augenblicke, als hier die Reisenden ausstiegen, bemächtigte man sich des verkleideten Ungeheuers, das in seinen Zügen, seinem Körper, seiner Kleidung, dem Signalement glich, welches der Brief von ihm gegeben hatte.

Man kann sich den Schrecken, den Zorn, den Widerstand des Dechanten vorstellen, der nach dem Polizeigebäude transportirt wurde, wo ihn außer dem Herrn Hérault auch noch zwei Brüsseler erwarteten, welche vertraute Freunde des Verstorbenen gewesen waren, und das Verbrechen Poulailler's an dem würdigen Geistlichen, dessen Verlust sie beweinten, erhärten sollten. Aber wie groß war einerseits ihre Freude und andrerseits der Aerger des Polizeilieutenants, als sie in dem vorgeblichen Banditen den wirklichen und wahren Dechanten von Potter erkannten. Die üble Laune Aller wurde noch durch ein Billet erhöht, welches der Dechant erhielt und in welchem Poulailler ihn an seine Aeußerungen erinnerte, gleich nach seiner Ankunft zu dem Polizeilieutenant zu gehen, um ihn gegen einen Menschen anzuspornen, der ihm persönlich nie etwas zu Leide gethan hätte. — Die Lehre war derb.

Poulailler war fünf Mal verhaftet worden und eben so oft auch wieder ausgebrochen. Seine endliche Festnehmung erfolgte auf Veranlassung seiner Geliebten, der Tochter eines Barons, deren Liebe er sich, als Marquis Petrucci, erworben hatte und die in leidenschaftlicher Verblendung ihr Geschick auch von dem des Räubers nicht trennen wollte. Sie verrieth ihn, weil sie sich für so viel Aufopferungen von ihm vernachlässigt sah.

So viel Unheil Poulaillier im Leben angerichtet hatte, so schrecklich war sein Ende. Er versuchte vergeblich, dasselbe zu verschieben, um Zeit zu einer abermaligen Flucht zu finden, indem er wichtige Entdeckungen zu machen versprach. Nachdem man ihn auf eine unmenschliche Weise gefoltert hatte, wurde er lebendig gerädert und sodann noch lebend, auf den Scheiterhaufen geworfen.

Die Zahl der durch ihn oder seiner Bande ermordeten Personen wird auf mehr als 150 angegeben, was einigermaßen glaubhaft wird, wenn man vernimmt, daß er einmal in einem Dorfe, bei Gelegenheit eines Raubanfalls, allein 10 Personen — eine ganze Familie — ermorden ließ.

Wenn wir solche Entsetzlichkeiten betrachten, so können wir, 100 Jahre später, wie es scheint, immer noch mit unserer Zeit zufrieden sein; die wenn auch zahllose Gauner und Diebe, doch nicht solche Scheusale mehr erzeugt.

Pelleoranda pinx. Ed. Schiller sculp.

JAN SÖHNE EDUARDS

Die Söhne Eduard's IV.

(Hierzu der Stahlstich mit der gleichlautenden Unterschrift.)

Die Geschichte des Mittelalters ist besonders reich an gewaltsamen Auftritten aller Art. Es ist, als wenn die gesammte Menschheit durch eine heftige Gährung hätte zu der Vollkommenheit geführt werden sollen, welche erst die neuere Geschichte durch eine gleichmäßige Feststellung der einzelnen Völkerkräfte gewährt hat. In der ganzen Geschichte des Mittelalters zeichnet sich aber wiederum England durch die schauderhaftesten Gewaltthaten am meisten aus, denn während in andern Staaten sich nur die untergeordneten Massen des Volks oder einzelne höher gestellte Personen entgegenstanden, kämpften hier gerade die vornehmsten Personen des Reichs und namentlich die Prinzen des königlichen Hauses Jahrhunderte hindurch mit der gräßlichsten Erbitterung gegen einander und riefen einen Zustand der Grausamkeit und des Elendes hervor, wie er kaum gedacht werden kann. Meuchelmord, Verrath, Raub und Meineid sehen wir hier in bunter Reihe täglich abwechseln. Könige und Königssöhne werden bald jubelnd auf den Thron erhoben, bald schmählich von solchem herabgestoßen, bald jauchzend empfangen, bald höhnend gemartert, und wir sehen ganze Generationen der edelsten Fürsten durch heimlichen und offenen Mord hinsterben. Selbst der unschuldigen Kinder wurde von ihren nächsten Verwandten nicht geschont, weil sie, zu Männern herangereift, Ansprüche auf den Thron erheben könnten, welchen jeder, und geschehe es auch durch die Verletzung der heiligsten Bande, besitzen wollte.

Die Hauptepoche dieser gräßlichen Bürgerkriege wird in der Geschichte unter dem Namen des Kampfes der weißen mit der rothen Rose bezeichnet. Es hatte nämlich der König Eduard III. bei seinem im Jahre 1377 erfolgten Tode vier Söhne hinterlassen, von denen die beiden ältesten durch keinen geeigneten Thronerben vertreten wurden, so daß die Krone auf die Nachkommen des dritten Sohnes überging. Diesen wurde solche aber durch die Nachkommen des vierten Sohnes auf das hartnäckigste streitig gemacht. Da die Streitkräfte beider Königsstämme bei der damaligen großen Wandelbarkeit des Volkes sich fast beständig gleich blieben, und bald die eine bald die andere Parthei die Oberhand behielt, so nahm der traurige Bruderkrieg lange Zeit kein Ende. Während desselben bediente sich die Parthei des vierten Sohnes Eduard's III. einer weißen, die des dritten Sohnes einer rothen Rose als Abzeichens, gerade als ob man durch das Bild dieser nur der Freude und dem Frieden geweihten Blume dem gräßlichsten aller Partheienkämpfe hätte eine freundliche Deutung beilegen wollen.

Die Scene, welche unser Bild darstellt, ist dieser traurigen Zeit ebenfalls entnommen. Nach mannigfachen harten Kämpfen hatte nämlich ein Sprosse des vierten Sohnes Königs Eduards's III., Eduard IV., sich auf dem Throne befestigt; aber er suchte seine Stärke und Sicherheit hauptsächlich in der grausamsten Verfolgung derjenigen, welche ihm während seiner früheren Laufbahn irgendwie übelgewollt hatten Da es unter den damaligen Zeitverhältnissen an derartigen Leuten niemals fehlte, so gab es fortwährend Hinrichtungen und Einkerkerungen aller Art. Ja Eduard ging so weit, daß er seines eigenen Bruders, des Herzogs von Clarence nicht schonte. Als Vorwand hierzu diente ein ganz unscheinbarer Vorfall. John Stacey, einer der Diener des Herzogs von Clarence war nämlich der Zauberei angeklagt worden und gab auf der Folter den Lord Burdet, einen Freund seines Herrn, als Mitschuldigen an. Beide wurden vor Gericht gestellt und nach kurzer Procedur enthauptet. Der Herzog von Clarence sprach, wie es wohl ganz natürlich war,

laut gegen die Ungerechtigkeit des stattgehabten Verfahrens und behauptete die Unschuld seines Freundes. Als der König Eduard IV. dies erfuhr, ließ er seinen Bruder gefänglich einziehen und vor Gericht stellen. Aus mühsam aufgefangenen und verdrehten Reden spann man eine mächtige Anklage gegen den Herzog aus, und die jämmerlichen Richter desselben säumten nicht, ihn nach dem Willen des Königs zum Tode zu verurtheilen. Die einzige Gnade, welche dem Delinquenten von seinem königlichen Bruder zu Theil wurde, war die, daß ihm die Wahl der Todesart selbst überlassen ward. Der Herzog hatte Kraft genug, sich auch in diese schreckliche Lage mit seiner gewöhnlichen Laune und Heiterkeit zu schicken. Er wünschte nämlich, da er Malvasierwein vorzüglich gern trank, in einem Fasse dieses köstlichen Getränkes ersäuft zu werden. Diese Wohlthat wurde ihm auch am 18. Februar 1478 zu Theil, und die Rohheit seiner Mörder kann nicht besser bezeichnet werden, als durch die Ueberlieferung der Geschichte: solche hätten sich den Wein, welcher den Henkersdienst vertreten, gar wohl schmecken lassen. Gewiß würde Eduard IV. noch mit sehr hartnäckigen und langwierigen Kriegen zu kämpfen gehabt haben, wenn er nicht einige Jahre darauf gestorben wäre.

Bei seinem Tode zählte sein ältester Sohn Eduard V. erst dreizehn, der jüngste, Richard, erst sieben Jahre. Es war, als wenn die Sünden des Vaters an diesen unschuldigen Kindern hätten heimgesucht werden sollen, denn das Ende derselben steht fast einzig in der Geschichte da. Während der Minderjährigkeit derselben hoffte ihre Mutter Elisabeth in Gemeinschaft mit ihrem Bruder, dem Grafen von Rivers, zu regieren. Aber ein jüngerer Bruder ihres Vaters, der Herzog Richard von Gloceſter, hatte schon längst beschlossen, sich um jeden Preis der Regierung zu bemächtigen. Richard war eines der scheußlichsten Ungeheuer, welches die Welt jemals gesehen. Von kleiner, verwachsener Gestalt und widrigem stechenden Blicke war sein Körper seiner Seele völlig würdig gebildet. Ihm war nichts, auch nicht das Heiligste, zu theuer, um seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht zu fröhnen. Zunächst begann er seinen wohldurchdachten Plan damit, daß er dem jungen Könige, welcher sich beim Tode seines Vaters in Ludlow an der Grenze von Wales befand, entgegenging, und die königliche Familie mit der größten Auszeichnung bewillkommnete. Am nächsten Morgen aber schon beschuldigte er plötzlich die männlichen Verwandten seines Neffen, daß diese ihm die Zuneigung des Königs entzogen hätten, und er ließ sie deshalb gefangen nehmen. Dessenungeachtet begab er sich zu dem dreizehnjährigen Könige, beugte das Knie vor ihm und versicherte ihn seiner treuesten Ergebenheit. Zugleich befahl er aber dem Gefolge und den Dienern des Königs bei Todesstrafe, auseinander zu gehen, und sich nie wieder blicken zu lassen. Hierdurch erschreckt und von allen seinen Vertrauten verlassen, weinte der junge König bittere Thränen. Doch Gloceſter beschwor ihn, sich zu beruhigen, da nur die Treulosigkeit seiner Verwandten solche Vorsicht nöthig mache. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen flüchtete die verwittwete Königin Elisabeth, welche den bösartigen Charakter des Gloceſter längst gefürchtet hatte, mit ihrem zweiten Sohne Richard und ihren Töchtern in ein Kloster. Der Herzog von Gloceſter zog unterdessen mit seinem Neffen, der mehr sein Gefangener als sein König war, nach London, wo er sich von den anwesenden hohen Adeligen sofort zum Verwalter des Reichs während der Minderjährigkeit des jungen Königs ernennen ließ. Hiermit war aber der herrschsüchtige Gloceſter noch keineswegs zufrieden. Zunächst brachte er den König unter dem Vorwande, daß man solchem nach dem Leben trachte, und daß deshalb besondere Sicherheitsmaaßregeln nöthig würden, in den Tower, das Staatsgefängniß zu London. Wenige Tage hierauf ließ er plötzlich, um sich der mächtigen Anhänger des jungen Königs zu entledigen, den Lord Hastings, als dieser sich in der Rathsversammlnug befand

unter dem Vorwande, er sei von solchem behext worden, greifen und ihm den Kopf abschlagen. Zugleich nahm er den Lord Stanley, welcher bei dieser Gelegenheit tödtlich verwundet worden, mit dem Erzbischofe von York und dem Bischofe von Ely gefangen und brachte dieselben in strengen Gewahrsam. Während dieses Alles in London geschah, hatte sich Ratcliffe, der saubere Genosse des Gloceſter nach Pontefract begeben und dort die Enthauptung des Bruders der Königin Elisabeth, des Grafen Rivers und des jüngeren Sohnes erster Ehe derselben, des Lord Gray, veranstaltet. So hatte also der Herzog von Gloceſter seine Gegner theils in seiner Gewalt, theils bei Seite geschafft, und um den letzten entscheidenden Schlag auszuführen, durfte er sich nur noch des Prinzen Richard, des jüngeren Bruders des Königs, welcher sich mit seiner Mutter noch immer im Kloster aufhielt, bemeistern. Von zahlreichen Bewaffneten begleitet, begab er sich dorthin und zwang die Königin, welcher alle Mittel fehlten, der Gewalt der Waffen zu widerstehen, ihm den jungen Prinzen auszuliefern. Unter heißen Thränen entließ die schwergeprüfte Mutter, welcher bereits der Bruder und der älteste Sohn gemordet waren, ihr geliebtes Kind, denn sie fühlte wohl, daß sie dasselbe nicht wiedersehen würde. In den Tower gebracht, freuten sich die Knaben ihres Wiedersehens und ihr froher kindlicher Sinn wurde durch keine Ahnung des ihnen bevorstehenden traurigen Schicksals getrübt. Der Herzog von Gloceſter verfolgte unterdessen seinen Plan mit dem größten Eifer. Eine Hinrichtung trieb die andere; jeder Tag brachte eine neue Schandthat mit sich. Ja zuletzt scheute sich der Herzog nicht, seine eigene Mutter des Ehebruchs für schuldig zu erklären, und seine beiden älteren Brüder, den verstorbenen König Eduard IV. und den Herzog von Clarence als Bastarde, sich aber als den einzigen rechtmäßigen Thronerben zu bezeichnen. Er war so schaamlos, diese Behauptungen selbst von den Kanzeln herab öffentlich verkünden zu lassen. Der Herzog von Buckingham ein eifriger Anhänger des Gloceſter, der seinen Meister an Schlechtigkeit fast noch übertraf, benutzte diesen Vorwand, um einen Theil der damals so leicht erregbaren Bürger zu der Bitte zu bewegen, der Herzog möge sich des hart bedrängten Reiches annehmen und die Krone nicht ausschlagen. Dieser fügte sich natürlich diesem Antrage sehr gern und so erfolgte in kurzer Zeit seine Krönung.

Nun hatte der Herzog sein Ziel erreicht, denn er durfte seine Neffen, die ihm später sehr hinderlich werden konnten, ohne besondere Gefahr aus der Welt schaffen. Wenige Tage nach der Krönung erhielt deshalb der Commandant des Towers, Sir Robert Brackenbury den Befehl, den jungen König in Gemeinschaft mit seinem Bruder heimlich erwürgen zu lassen. Aber Brackenbury war ein Ehrenmann, wie es damals leider nur wenige gab. Er erklärte, ohne die Rache des Tyrannen zu scheuen, bestimmt, daß eine solche Handlung seiner unwürdig sei, und daß er sich um keinen Preis als Henker seines Königs würde brauchen lassen. Gloceſter wurde durch diese Sprache zwar erschreckt, ja, man möchte sagen eingeschüchtert, da er dem Brackenbury späterhin auch niemals zu nahe getreten ist; aber nicht gebessert. Denn wenige Wochen später langte Jacob Tyrel, der Stallmeister des nunmehrigen Königs, im Tower an und überbrachte dem Brackenbury den Befehl, daß ihm auf vier und zwanzig Stunden das Commando des Towers übergeben werden solle. In der Nacht begab sich Tyrel mit Foreſt, einem berüchtigten Banditen jener Zeit und mit Slater und Dighton, seinen Reitknechten, in das Schlafgemach der Prinzen. Mit scharfen Dolchen versehen, schlichen die Mörder an das Bett der arglos schlummernden Knaben. Mit verschlungenen Armen hatten sich dieselben nach einem traurig durchweinten Abende und voll heißer Sehnsucht nach der geliebten Mutter der süßen Ruhe hingegeben. Ein sanftes Lächeln schwebte auf ihren Lippen und kindliche Unschuld malte sich in ihren Zügen, welche von der Am-

pel des Schlafgemachs nur spärlich erleuchtet wurden. Gewiß würde Jeder, in dessen Busen ein menschliches Herz geschlagen, durch diesen Anblick von heiliger Scheu oder wenigstens von Mitleiden erfüllt worden sein. Aber die Scheusale, deren sich Gloceſter zur Verübung seiner Schandthat bediente, wurden hierdurch nur zur Wuth gereizt. Denn anstatt dem jungen Könige und seinem Bruder wenigstens ein schnelles Ende zu bereiten, erwürgten sie dieselben aus reiner Mordlust mit ihren Händen und erstickten namentlich den König mit Kissen und Betten. Die nackten Leichname wurden in den Gewölben des Towers unter dem Schutte verscharrt, und weniges Gerölle bedeckte den Leichnam des jungen Königs von England.

Richard hat die Früchte seines Frevels nicht lange genossen. Von Furcht und Gewissensbissen gequält und in kurzer Zeit durch seine Grausamkeit selbst seinen Freunden verhaßt, war er beständigen Verfolgungen ausgesetzt. Der Herzog von Buckingham, welcher ihn am eifrigsten zum Throne verholfen hatte, fiel zunächst als ein Opfer seiner eigenen Schandthaten, denn Gloceſter ließ ihn enthaupten, weil er seine Schlauheit und Ueberlegenheit fürchtete. Mit Buckingham starb noch mancher Andere den wohlverdienten Tod. Hierdurch gewann aber die Parthei des untergegangenen Königshauses gewichtige Anhänger und es brach in kurzer Zeit ein offener Aufstand aus, in welchem Gloceſter bei einem Reitergefechte in Stücke gehauen wurde. *)

Das tragiſche Ende der Söhne Eduards hat zu mancherlei poetiſchen Bearbeitungen Veranlassung gegeben. Wir besitzen mehrere sehr treffliche Schauspiele, Gedichte und Erzählungen dieses Namens; namentlich aber ist diese Begegenstand von dem berühmten Maler Hildebrandt zum Gegenstand eines Gemäldes gemacht worden, welches mit Recht zu den vortrefflichſten Gemälden der neueren Zeit gezählt wird.

*) Der beſchränkte Raum dieſer Zeilen hat uns nur einen sehr kurzen Abriß derjenigen Begebenheiten verſtattet, unter welchen der Tod der Söhne Eduard's IV. erfolgte. Sollten jedoch, wie wohl zu erwarten ſteht, einzelne unſerer Leſer noch eine genauere Auskunft über dieſes gewiß höchſt denkwürdige Ereigniß wünſchen, ſo verweiſen wir dieſelben auf eine aus der Jugend-Bibliothek von Nieritz beſonders abgedruckte höchſt treffliche und lehrreiche Erzählung, welche unter dem Titel: „Die Söhne Eduard's oder das fünfte Gebot" in allen guten Buchhandlungen für den geringen Preis von 10 Sgr. zu haben iſt. Gewiß wird Niemand dieſes Büchelchen unbefriedigt aus der Hand legen.

Allerlei Curiosa.

Das stärkſte Thier der ganzen Welt iſt nicht der Elephant, ſondern — der Floh, denn er ſpringt, obwohl er nur einen Gran wiegt, anderthalb Zoll weit. Nach demſelben Verhältniß müßte der Menſch, da er gewöhnlich 150 Pfund wiegt, mit einem Satz 12,800 engliſche Meilen, alſo von Europa nach Amerika fortſpringen und mit zwei Sätzen rund um die Welt herum gelangen können.

Die Sonnen- und Mondfinſterniſſe bilden ein ſehr bequemes Mittel, um mancherlei Thatſachen der grauesten Vorzeit auf Tag und Stunde feſtzuſtellen. Man vermag nämlich dieſe Naturereigniſſe nicht nur für die Zukunft, ſondern auch für die Vergangenheit ſelbſt bis auf Secunden zu berechnen. Wird nun in den alten Geſchichtsbüchern, bei irgend einer Thatſache einer ſolchen Finſterniß erwähnt, ſo wiſſen unſere Aſtronom n ſogleich die Zeit anzugeben, um welche es ſich dabei handelt. Auf ſolche Weiſe hat z. B. der Profeſſor Ideler zu Berlin den Todestag Al xanders des Großen auf den 30. Mai des Jahres 323 vor Chriſti Geburt berechnet.

Der berühmte Lavater empfiehlt allen Lehrern und Eltern fünf Hauptregeln für die Erziehung ihrer Kinder:

1. dieselben stets in guter Laune halten, 2. sie an Ordnung gewöhnen, 3. unerlaubte Dinge bestimmt abschlagen und die Bitten um dieselben gar nicht dulden, 4. erlaubte Dinge hingegen so viel als möglich gestatten und nicht am Verbieten Freude haben, 5. die Kinder stets in Beschäftigung erhalten und selbst das Spiel mit einer ersprießlichen Thätigkeit verbinden.

Der Mann hat so Unrecht nicht, und wir wollen diese goldenen Regeln unsern Lesern bestens empfohlen haben.

Das Osterfest fällt, wie bekannt ist, nicht immer auf einen bestimmten Tag, sondern richtet sich nach dem Mondwechsel eines jeden Jahres. Hiernach stellt sich die Zeit des Osterfestes bis zum Jahre 1860 wie folgt heraus. Dasselbe fällt

1843	auf den 16. April.	1852	auf den 11. April.
1844	= = 7. April.	1853	= = 27. März.
1845	= = 23. März.	1854	= = 10. April.
1846	= = 12. April.	1855	= = 8. April.
1847	= = 4. April.	1856	= = 23. März.
1848	= = 23. April.	1857	= = 12. April.
1849	= = 8. April.	1858	= = 4. April.
1850	= = 31. März.	1859	= = 24. April.
1851	= = 20. April.	1860	= = 8. April.

Wenn man alles Silber, welches seit der Entdeckung Amerika's in diesem Lande gewonnen worden, von allen fremdartigen Theilen reinigen und zusammenschmelzen wollte, so würde man hierdurch eine Kugel erhalten, welche 70 Fuß im Durchmesser hält.

Eine Billion, das heißt: eine Million mal eine Million, kann man, selbst wenn man Tag und Nacht zählt, noch nicht in 19,000 Jahren zählen.

Vier und zwanzig Personen saßen zu Tische und konnten sich über ihre Plätze nicht einigen. Da schlug einer vor, man wolle solche so oft wechseln, als es nur immer möglich wäre, damit jedesmal eine andere Reihenfolge der Gäste stattfinde. Darauf fingen sie an zu wechseln und wechselten immerfort, kamen aber schwerlich zu Ende, denn nach genauen Berechnungen können 24 Personen ihre Plätze

1,391,724,288,287,252,699,425,428,493,402,200

mal verwechseln.

In der Schlacht bei Zorndorf tödtete nach der Erzählung des sächsischen Artillerie-Hauptmanns Sielke, der bei der russischen Armee diente, eine einzige Kanonenkugel — 42 Mann.

Regelmäßige Posteinrichtungen finden sich zuerst 1516 in Deutschland vor und zwar damals nur, um die Communication zwischen Wien und Burgund zu erleichtern.

Rußland ist wegen seiner reichhaltigen Bergwerke das reichhaltigste Land der Erde. Es gewann z. B. im Jahre 1828:

an Gold 22,256 Mark
im Werth von 4,896,000 Pr. Thlrn.
an Silber 76,498 Mark
im Werth von 1,071,000 Pr. Thlrn.
an Platina 6,570 Mark
im Werth von 5,967,000 Pr. Thlrn.

in Summa also: 11,934,000 Pr. Thaler.

wobei der Werth der übrigen unedlen Metalle, als: Eisen, Queckſilber, Blei, Kupfer ꝛc. noch gar nicht in Anschlag gebracht ist.

In London bleiben jährlich 100,000 schulfähige Kinder ohne Unterricht; da ist's doch in Deutschland anders.

In der Schlacht bei Crecy am 24. August 1346 wurden zuerst, und zwar von den Engländern, Kanonen im offenen Felde gebraucht.

In Ostpreußen bestand früher, und zwar noch gar nicht vor sehr langer Zeit, die Gewohnheit, daß ein Frauenzimmer sich einen zum Tode verurtheilten Verbrecher losbitten konnte, sobald sie sich erbot, ihn zu heirathen. In unsern Zeiten würde es da wohl nie zu Hinrichtungen kommen!

Heidelberg ist die erste deutsche Universität und zwar im Jahre 1340 gestiftet.

In der Vorrede zur 3. Ausgabe des Werks des bekannten Hans Sachs, welche in den Jahren 1612—1616 zu Kempten durch Christian Krause in fünf großen Quartbänden gedruckt wurde, heißt es:

„daß diese Ausgabe bequemer wäre, als „die früheren, sie daher auch über Feld zum „Spazierengehen und zum Reisen zu gebrauchen."

Das muß sich schön gemacht haben, wenn so ein Altdeutscher mit den fünf Quartbänden auf dem Felde umhergelaufen ist!

Der erste gedruckte Meßkatalog erschien 1554; die erste deutsche Grammatik verfaßte ein Zeitgenosse Luther's, Valentin Ickelhammer. Das Buch besteht aus 5 Bogen in Octav, ohne Jahreszahl und Druckort.

Berlin kam 1323 in den Bann des Bischofs von Brandenburg, weil Berlin's Einwohner den Probst Nikolaus aus Bernau vor der St. Marienkirche erschlagen, alsdann den Leichnam bis in die Spandauerstraße getragen und endlich auf dem neuen Markt verbrannt hatten.

Verfasserin des bekannten Liedes: „Jesus, meine Zuversicht", ist die Kurfürstin Louise Henriette, erste Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg, geborene Prinzessin von Oranien. Sie starb am 6. Juni 1667.

Das Stricken überhaupt ist schon eine alte Erfindung; aber das Stricken mit eisernen Nadeln kennt man erst seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Dasselbe soll in Spanien erfunden, sodann nach Italien und 1560 nach England gebracht worden sein. Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe wurden von Heinrich II. in Frankreich 1547 und in England von der berühmten Königin Elisabeth 1561 getragen. In Deutschland nannte man die ersten Strumpfwirker Hosenstricker, weil nach alter Sitte Hosen und Strümpfe ein Ganzes ausmachten. In Berlin gab es schon 1590 mehrere Hosenstricker.

Das Kartenspiel ist höchst wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer und durch die Zigeuner und Saracenen den Europäern mitgetheilt worden. Bei diesen finden sich die ältesten historischen Spuren vom Gebrauch der Karten, 1299 in Italien und Spanien, späterhin auch in Deutschland und Frankreich. Die ersten Karten waren sehr theuer, da sie sämmtlich höchst sauber gemalt wurden. Die Kunst, Karten zu drucken, ward zwischen 1350 und 1360 von den Deutschen erfunden, welche noch späterhin mancherlei Verbesserungen mit denselben vornahmen und insbesondere die Namen und Zeichen, Schellen, Eicheln, Herz, Grün, großen und kleinen Wenzel und das Landsknechtspiel in Aufnahme brachten. Von den Deutschen gingen die Karten nach Frankreich hinüber, wo sie zuerst 1361 vorkommen, indem sich insbesondere der damalige König Carl VI. während seiner Krankheit an demselben höchlichst ergötzt haben soll. In Spanien artete das Kartenspiel sehr bald in dem Grade aus, daß schon 1387 der König von Castilien Johann I. ein Verbot gegen dasselbe ergehen ließ.

Der nachstehende Brief ist Wort für Wort im Jahr 1815 von einem Pantoffelmachergesellen in Berlin an den damaligen Criminal-Director Schlechtendahl gerichtet worden:

Wohlaffectionirter, bester Herr König und Stadtgerichts-Director, Gnädigster Herr Criminale.

Ihro Excellenz werden mir meine allergnädigste Bitte gewiß nicht abschläglich abschlagen, denn ich bin der Pantoffelmachergeselle Schmiedeberg. Ich bin um nichts und wieder nichts in's Loch gestochen, weil ich gestohlen. Dies ist aber nicht wahr, da ich unschuldig; ich habe dem Posamentiermeister Lummert 6 Ellen Band entfernt wegen Betrunkenheit, weil ich der Zeit besoffen gewesen und mich nicht mächtig. Diesen Diebstahl, den ich als ehrlicher Mann unternommen, kann ich nicht so mit ansehen, denn Ihro Majestät der Herr Regierungsrath wollen doch keinen Bürger in dem Staat zu nahe treten, der unschuldig leidet und aus Versehen gestohlen, weil er besoffen. Ich habe 17 Tage in dem mörderischen Kerker geschmachtet, daß mich das Fleisch von die Ribben fällt, und es einen Hund hätte rühren müssen, geschweige meinen allergnädigsten König und Herrn. Nun, da sie mich also gedemüthigt, sind sie auf das Criminale noch nicht content; nein, sie dictiren mich vor mein unschuldig Leiden von wegen des gestohlenen Packets 30 Stück Hiebe, und der Affendar meint, ich würde sie auf die Maschinerie erhalten. Dies ist mich zu viel und verlange ich gar nichts, wie mich auch bei meiner Unschuldigkeit zukommt.

Dero Excellenz Herr Schlechtendahl geht also meine Bitte mir wegen Euer Königlichen Majestät beliebten Einmarsch vom 23. Dezember dieses Monats, Ew. Wohlgeboren Gnaden zufließen zu lassen, zu befreien und mir von allen Spitzbübereien frei zu halten, wie mein gnädigster König, der Herr Regierungsrath auch an anderen Kanaljen verübt haben.

In Verantwortung einer Hochlöblichen Erhörung verbleibe ich mit verehrungswürdigem Respekt Ihro Herrn Hochwohlgeboren

allergnädigster Diener Rosenstraße 17.
Der Pantoffelmachergeselle Schmiedeberg.

Aehnlicher Art ist der nachstehende Brief, welchen der Schauspiel-Director Cerf in Berlin etwa um dieselbe Zeit von einem Bäckergesellen erhielt, welcher zur Bühne übergehen wollte.

Guter Herr Director!

Noch bin ich keiner, aber ich möchte, weil mich gar zu viel daran liegt, gerne einer seind; ich bin immer lustig, auch ist meine Lust ganz nach ihrem Wunsch, denn sie wünschen sich welche, und ich möchte gerne einer werden. Ich bin von chemischer Geburt, denn mein Vater war ein verheiratheter Apothekergeselle, der mich aber just erzog, wie eine Mutter, die zu früh für mir starb, weshalb ich gewiß ein Bäckergesell wurde. Sechs Jahre war ich stehend in Commission und ging erst in's siebente Jahr, weil ein Vetter von mich in Hamburg logirte, der, wie er mich sah, auch gleich starb. Ich war nun 20 Jahr und noch eine unversorgte Waise, das sehr betrübt für mir war, doch weil meine Natur viel lustige Temperamente hat, ging ich auf die See nach England, und da war mein Unglück gebacken. Ohne mich selber hatte ich Keinen in England und bin lange da gewesen, nachdem ich schon ganz zu Grunde ging; und war fast immer, wenn ich kein Geld hatte, im Gefängniß — wo ich sehr lustig war und kam los, weil ich aus England als Bettler wegmußte und wieder auf die See ging. Einen so schlechten Wind haben sie auf die See noch gar nicht gehabt, als da ich darauf war und war meine Gesundheit eine Qual, denn 14 Tage kam der Wind zur Chikane, bis ich ausgestrichen wurde und an's Land ging. Holländischer Grund brachte mich gleich nach Berlin, weil ich hörte, daß sich der König noch ein Comödienhaus wünschte und man nicht könnte Comödianten genug kriegen, und weil ich nun immer lustig bin und nichts habe, gehöre ich auch dazu wozu ich mir auch anbiete, weil die andern doch jetzt nur traurige Schauspieler sind, der ich nicht werden will unter Graf Brühl, son-

dern ein lustiger unter Sie. — Ich bin derweile Werkmeister, weil er krank ist und das Fieber hat, bis er wieder Werkmeister ist und in Condition bei dem Bäckermeister W**** als Werkmeister; als solcher bitte ich auch um Antwort. Derweile Werkmeister.

Friedrich G***

Das theuerste Glas Wasser.

Das Wasser der Newa bei St. Petersburg ist nach der Meinung der Russen das hellste und beste Wasser, was es geben kann. Allein sechs Monate des Jahres wird dies hochgepriesene Wasser unter einer dicken Decke von Eis und Schnee verborgen gehalten. Wenn aber Anfangs April die Atmosphäre genügende Wärme erlangt hat, um die winterlichen Fesseln des Stroms zu lösen, dann sehen die Einwohner mit eifriger Erwartung dem Momente entgegen, in welchem ihre geliebte Newa die Ketten sprengt und wieder frei und majestätisch zwischen den Ufern dahinwogt. Sobald sich die Eismasse in Bewegung gesetzt hat, wird dies freudige Ereigniß der harrenden Hauptstadt durch die Kanonen der Citadelle verkündigt. Zugleich begiebt sich in dem Augenblicke nun, sei es bei Tage oder bei Nacht, wo sich ein offener Raum zwischen den schwimmenden Eismassen zeigt, der Gouverneur der Citadelle in einem Boote in des Kaisers Pallast und präsentirt Sr. Majestät einen crystallnen Becher voll Newawasser als erste Gabe des wiederkehrenden Frühlings, und diesen Becher trinkt der Kaiser auf das Wohlergehen und Gedeihen seiner lieben Hauptstadt aus. Nun war es während der letzten Jahre gebräuchlich, daß der Kaiser den leeren Becher wieder mit Gold füllte und so dem Gouverneur zurückgab; allein man bemerkte, daß der Becher alle Jahre größer und weiter ward, so daß es alljährlich schwieriger wurde, denselben auf einen Zug zu leeren, während andrerseits alle Jahre eine immer größere Zahl von Ducaten erfordert wurde, um ihn so hoch mit Golde auszufüllen, als er es vorher mit Wasser war. Daher traf Sr. Majestät die Einschränkung, das übliche Geschenk an den Gouverneur zu reduciren, der gegenwärtig 200 Ducaten für seinen nicht berauschenden Trank bekommt. Obgleich diese Summe geringer ist, als die, welche seine Vorgänger häufig empfingen, so ist sie doch wohl noch etwas höher, als man sonstwo für ein Glas Wasser zu bezahlen pflegt.

Das menschliche Leben.

Das menschliche Leben ist zwar schon im Ganzen unendlich kurz; zerlegt man dasselbe aber in seine einzelnen Theile, so bleibt von ihm wahrlich fast gar nichts übrig. Man denke nur, daß der Mensch wenigstens ein Drittheil seines Lebens verschläft, also, selbst wenn er 70 Jahr alt wird, etwa nur 47 Jahre gelebt hat. Zum Essen braucht der Mensch täglich wenigstens eine Stunde, also während eines 70jährigen Lebens etwa 3 Jahre, so daß sich dasselbe hierdurch schon auf 44 Jahre reducirt. Zur täglichen Reinigung und für Putz und Zier verwendet man auch täglich gewiß eine Stunde, und sonach bleiben nur noch etwa 41 Jahre übrig. Krankheiten, Unfälle und Reisen nehmen auch jährlich einen Monat, also den zwölften Theil des Lebens hinweg und bringen ein 70jähriges Alter auf 35 Jahre herab. Vergnügungen, Spaziergänge, Besuche, Concerte u. s. w. rauben uns auch alle Woche wenigstens einen halben Tag, also den vierzehnten Theil des Lebens d. h. fünf Jahre, und reduciren dasselbe auf 30 Jahre. Verwendet man nun noch täglich eine Stunde hindurch zum Lesen von Zeitungen und

anderen unterhaltenden Schriften und eben so viel für eine Liebhaberei, so gehen wiederum 6 Jahre verloren. Wer 70 Jahre alt wird und täglich nur 8 Stunden schläft, nur alle Wochen einen halben Tag spazieren gehet, und eine Stunde täglich für das Essen, und nur eben so viel für seine Liebhabereien braucht, wer also ein hohes Alter erreicht und im Ganzen mäßig lebt, dem bleiben für die eigentlichen Zwecke des Lebens, für sein und seiner Mitmenschen Wohl nur 24 Jahre übrig.

Wie lange hat nun aber ein Mensch gelebt, der nur 40 Jahr alt wird, täglich 3—4 Stunden zu Tische sitzt, eben so lange Zeit den Vergnügungen widmet, mehrere Stunden sich mit seinen Hunden, Pferden, Tauben und Katzen beschäftigt, sehr oft krank ist und statt 8 Stunden 10 Stunden schläft? Ich glaube, da bleibt vom ganzen Leben wenig oder gar nichts für die Werke der Liebe zu Gott und den Menschen übrig. Lieber Leser, das mögest Du beherzigen und Dir das nachstehende nette Gedichtchen, welches die Sache freilich etwas übertreibt, recht merken:

Kommt es hoch, so lebest Du
Sechs und neunzig Jahre; — —
Gönn' einer Drittheil Deiner Ruh'
Zwei und dreißig Jahre, — —
Krankheit, Reisen, Unfall, Streit,
Rauben bis zur Bahre
Dir ein Viertheil Deiner Zeit
Vier und zwanzig Jahre — —
Nur zwei Stunden jeden Tag
Musen auch, acht Jahre — —
Schwerer Sorg' und Ungemach
Viere; sechszehn Jahre — —
Eine halbe kosten Dir
Varia *) zwei Jahre — —
Bart und Putz und andere Zier
Cinq quarts d'heure **) fünf Jahre — —
Und zwei Stunden kosten auch
Speis' und Trank, acht Jahre — —
Dies addirt nach Rechner Brauch
Fünf und neunzig Jahre. — —
Ach! ein Jahr noch bleibt Dir nun
Auf dem Erdenrunde,
Für die Liebe täglich nur
Eine Viertelstunde. —

*) Varia, d. h. allerlei verschiedene Dinge.
**) Fünf Viertelstunden täglich.

Ein probates Mittel wider die Trunksucht.

Der englische General-Major Doyle schaffte in seinem Regimente die Prügelstrafe für das Vergehen der Trunkenheit ab, und doch war in kurzer Zeit unter der ganzen Mannschaft kein Trunkenbold mehr zu finden. Das Mittel, welches er anwendete und wodurch er eine solche Radicalkur bewirkte, bestand darin: er ließ dem Trunkenen ein Blasenpflaster auf den Rücken legen, und denselben 8 Tage lang eine strenge Diät beobachten.

Ein Offizier in Guernsey hatte von diesem Mittel gehört und beschloß, das Experiment bei seinem Regimente zu wiederholen. Als das erste Mal ein Mann betrunken war, ging der Oberst, in Begleitung eines Chirurgen auf die Wache; dieser fühlte an den Puls des Betrunkenen und erklärte, wie vorher verabredet war, daß der Mann am Fieber leide. Vier Soldaten mußten nun den Mann in eine wollene Decke wickeln und in das Lazareth tragen. Diese aber, wie alle übrigen Soldaten lachten und konnten sich nicht genug verwundern, daß man ihrem Kameraden eine so große Sorgfalt widmete. Kaum war der Patient im Lazareth angelangt, so wurde ihm ein großes spanisches Fliegenpflaster zwischen die Schultern gelegt; er erhielt 8 Tage

lang eine Viertelportion und wurde dann als geheilt entlassen.

Bei der nächsten Parade gratulirte der Oberst ihm sehr ernst zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, und seine Kameraden lachten ihn tüchtig aus. Aber vielen von diesen Lachern erging es bald ebenso; denn sie hatten keine Ahnung, daß es auf Heilung der Trunkenheit abgesehen war, sondern meinten wirklich, daß der Chirurgus sich versehen habe. Der Spaß war vortrefflich für die Umstehenden, doch empfanden die Patienten ihn allzusehr. Denn das Brennen des Pflasters und die achttägige strenge Diät, dann, daß sie kein Mitleiden, sondern Verspottung fanden, bewirkte, daß in kurzer Zeit für ein solches Vergehen im Regimente die Prügelstrafe abgeschafft war, denn Niemand betrank sich mehr.

Der Werth eines guten Weibes.

(Eine alte jüdische Sage.)

„Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen Schatz, größer als köstliche Perlen."

Und einen solchen Schatz hatte der berühmte Lehrer, Rabbi Meir, gefunden. Einst saß er den ganzen Sabbath in der Synagoge und unterrichtete das Volk. Aber während er von Hause abwesend war, starben seine zwei Söhne die beide von ungewöhnlicher Schönheit und des Gesetzes kundig waren. Sein Weib trug sie in ihr Schlafgemach und legte sie auf ihr Ehebett und deckte ein weißes Tuch über die Leichname. Gegen Abend kam Rabbi Meir nach Hause.

„Wo sind meine geliebten Söhne", sagte er, „daß ich ihnen meinen Segen geben kann?"

Sie sind in die Synagoge gegangen, war die Antwort.

„Ich schaute mehr als einmal rings herum in der Schule und sah sie nicht!" erwiederte der Rabbi.

Das Weib brachte ihm einen Becher und er lobte den Herrn, denn der Sabbath ging zu Ende. Dann trank er und fragte wiederum: „Wo sind meine Söhne, daß sie trinken aus dem gesegneten Becher?"

Sie werden nicht mehr fern sein! sprach das Weib und trug Speise vor ihm auf, daß er essen möchte.

Er aber war fröhlich und wohlgemuth, und als er nach dem Mahle gebetet hatte, sagte sie zu ihm: Rabbi, so Du es erlaubst, möchte ich wohl eine Frage an Dich thun.

„So frage nur meine Liebe!" antwortete er.

Vor einigen Tagen gab mir Jemand etliche Kleinodien aufzubewahren und nun fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm zurückgeben?

„Diese Frage an mich zu thun, sollte mein Weib nicht für nöthig gehalten haben!" sprach Rabbi Meir. „Wie! Wolltest Du anstehen oder unwillig irgend Jemandem sein Eigenthum zurückerstatten?"

Nein! erwiederte sie. Aber doch hielt ich es für das Beste, sie nicht zurückzugeben, bis Du davon unterrichtet seiest!

Und sie führte ihn hinauf in's Schlafgemach und trat zum Bette und nahm das weiße Tuch von den Leichnamen weg.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!" jammerte da der Vater laut. „Meine Söhne. Das Licht meiner Augen, die Leuchte meines Verstandes! Ich war euer Vater, aber ihr lehrtet mich das Gesetz."

Da drehte sich die Mutter hinweg und weinte bitterlich. Endlich nahm sie ihres Gatten Hand und sagte: Rabbi, hast Du mich nicht gelehrt, nicht mit Unwillen das, was uns nur anver-

traut war, zurück zu geben? Siehe, der Herr hat sie gegeben und hat sie genommen. Der Name des Herrn sei gelobt!

„Der Name des Herrn sei gelobt!" erwiederte Rabbi Meir, „und gelobt sei sein Name auch um Deinetwillen. Denn es steht geschrieben: Wer ein tugendhaft Weib fand, hat einen größern Schatz, als köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist köstliche Lehre!"

Eine Lustfahrt in Amerika.

So schön auch viele unserer heimathlichen Gegenden sind, und so sehr wir beim Anblick derselben in ein freudiges Entzücken versetzt werden, so sind doch alle diese Erscheinungen kaum zu vergleichen mit den Reizen und Wundern, welche die Natur zum Schmucke der heißen Zone so reichlich verschwendet hat. Ganz besonders bieten die brasilianischen Urwälder einen Anblick dar, bei welchem man sich in ein Feenreich versetzt wähnt.

Die seltensten Früchte und Blumen, welche wir hier nur in verkleinerter Gestalt in Treibhäusern und Ziergärten zu finden gewohnt sind, umgeben uns dort, wild wachsend, in üppiger Fülle und in einer Farbenpracht, welche das Auge fast blendet. Wir finden Blumen, welche bequem zu Kopfbedeckungen dienen können, und Blätter, von denen ein einziges genügt, gegen die Witterung Schutz zu verleihen. Die Bäume übertreffen die unseren bei weitem an Größe und Schönheit und gewähren, durchwebt mit den prachtvollsten Schlingpflanzen, eine Abwechselung und einen Schmelz der Farben, von dem wir kein Beispiel aufzuweisen haben. Die Vögel übertreffen durch die Pracht und die Schönheit ihres Gefieders den Glanz der Edelsteine und auch die übrigen Thiere wetteifern mit einander an Mannigfaltigkeit und Größe der Gestalten.

Das nachstehende Bruchstück aus dem Reisebuche eines unserer Landsleute möge unsern Lesern ein schwaches Bild von dem Zauber jener Gegenden gewähren. Zugleich mögen dieselben aber aus solchem entnehmen, daß jene Gegenden eben so viele Plagen und Gefahren, als Schönheiten darbieten. Ueberschwemmt von reissenden und giftigen Thieren aller Art, von unterirdischen Feuern untergraben und durchtobt und mit ungesunden Luftarten erfüllt, setzen sie das Leben und die Gesundheit der Einwohner in stete Gefahr. Am gefährlichsten sind dieselben aber den fremden Reisenden, welche, an das dortige Klima nicht gewöhnt, sehr häufig eine Beute des Todes werden.

Wir haben daher keine Ursache, dem allgütigen Schöpfer zu zürnen, daß er uns die Reize jener Gegenden entzogen hat, vielmehr können wir demselben beim Hinblick auf dieselbe nur danken für die Sicherheit und den Frieden, welchen er unseren heimathlichen Fluren verliehen.

Eine Gesellschaft von Freunden speiste auf der Geanes Pflanzung, unfern der Mündung des Corantin, zu Mittag. Unter ihnen war ein schottischer Arzt, Dr. Gordon, der von Berlice herübergekommen war, um eine Lustfahrt auf dem Corantin zu machen. Er wollte die Windungen dieses Flusses näher beobachten und, wenn möglich, eine Ansiedlung deutscher Missionaire besuchen, welche seit Jahren in diesen wilden und undurchdringlichen Wäldern wohnten, um die wilden und wandernden Indianer mit den Lehren Christi bekannt zu machen. Er bemühte sich, Reisegenossen zu finden und ich schloß mich freudig der Gesellschaft an. Der Verwalter der Pflanzung bot uns seinen kleinen Schooner an, in dessen Cajüte wir einen ziemlichen Vorrath von Lebensmitteln und einiges Spielwerk für die

Indianer brachten. Unserer waren sechs rüstige Gesellen, jedem gefahrvollen Unternehmen gewachsen und entschlossen, so weit vorzudringen, als es die Jahreszeit nur erlaubte.

Der Anker wurde endlich gelichtet und unser Steuermann, Mungo, ein Sclave von der Geanes-Pflanzung, wendete, nachdem wir eine zeitlang die flache Küste hinauf gesegelt waren, gerade in die See hinaus. Unversehens drehte sich der Wind, und wir hatten mit schweren Wellen zu kämpfen. Als wir weit genug in der See waren, um die Mündung des Corantin bei der nächsten Wendung zu erreichen, setzte der Wind um und wir gingen um eilf Uhr Nachts bei der Pflanzung eines Engländers vor Anker, der uns gastfrei aufnahm. Wir sahen hier zu beiden Seiten nichts als wilde, undurchdringliche Waldung und den ruhigen Strom des Corantin, der hier ungefähr fünf Stunden breit und mit reichbewaldeten Inseln schön geschmückt ist.

Erhitzt und unerquickt erhob ich mich mit dem ersten Sonnenstrahle wieder; die zahllose Menge von Mosquito's, welche mich gebissen und mit ihrem trompetenartigen Summen bis zum Morgen gequält hatten, ließen mich keinen Augenblick ruhen. Als ich meine Hängmatte verließ, waren meine Augen furchtbar geschwollen, und alle Glieder mit kleinen wässrigen Blattern, Folgen der Stiche dieses Thierchens, bedeckt. Auch die Hitze wurde unerträglich, da das Haus auf der östlichen oder Windseite, mit Buschwerk und hohen Bäumen umgeben war, welche den Morgenwind abhielten, der in diesem Klima so erquickend ist.

Die Wasser strömen in diesen Flüssen mit furchtbarer Gewalt nieder, so daß es kaum möglich ist, stroman zu schiffen. Dieser Umstand verzögerte unsere Abfahrt. Um 12 Uhr begünstigte die Fluth endlich unsere Weiterreise und wir begaben uns schnell an Bord und nahmen den Anker ein. Wir waren jedoch kaum unter Segel, als ein Sturm, von einem furchtbaren Regen gefolgt, losbrach und uns in die kleine Kajüte trieb, in welcher kaum zwei Personen bequem liegen konnten. —

Ehe ich meinen Bericht fortsetze, muß ich der Colibri's gedenken, die wir diesen Morgen vor unserm Einschiffen zu Tausenden sahen. Obgleich der kleinste Vogel, berechtigt ihn die Schönheit seines Gefieders zum ersten Range unter den Vögeln der neuen Welt. Bald sieht man ihn schnell, wie der Gedanke, durch die Luft schießen, bald den Silberthau einsaugen, und, wie eine Biene, von Blume zu Blume flattern; wenn die Sonnenstrahlen auf sein schönes Gefieder fallen, glänzen alle Farben des Regenbogens wider. Es ist unmöglich, eine richtige Beschreibung von diesem „geflügelten Edelstein der Natur" zu geben, da er gleichermaßen die Farben des Rubins, des Smaragds, des Topas und der schönsten andern Steine in blankes Gold gefaßt, widerspiegelt. Es giebt unzählige Arten dieses Vogels, deren kleinste nicht größer ist, als eine Hummel; die größte ist die schönste, ihr Gefieder ist von dem prachtvollsten Roth, das in Grün und Gold schillert. Vor Tagesanbruch verläßt dieser Vogel die Wälder und sucht Insekten in der Nähe des Wassers. Fern von dem Geräusche der Menschen baut er sein Nestchen auf dem Ende eines Zweigs, der an einem unbesuchten Bache über dem Wasser hängt. —

Die Wolken theilten sich bald, und die Sonne brach in ihrer ganzen Glorie eben zeitig genug heraus, um uns noch die erste Insel sehen zu lassen, die fast eine Stunde lang und bis an den Saum des Wassers dicht bewaldet ist. Die Aussicht wurde immer wilder nnd schöner. Gruppen von kleinen Inseln, welche an üppigem Reize mit einander zu wetteifern schienen und deren Laubwerk und Farben jede Beschreibung hinter sich lassen, überraschten uns jeden Augenblick. Dann und wann hoben Palmen ihre gefiederten Häupter weit über die stolzen Wipfel der Mana und anderer Bäume, welche sich bis zum Saum des Wassers drängten und jeden Zugang unmöglich machten.

Gegen Abend kamen eine große Menge von Affen auf die Aeste der Bäume, welche den

Wald begränzten, um uns zu sehen und man macht sich schwerlich eine Vorstellung von dem abscheulichen Lärm und Geheul dieser Thiere. Ueber uns hin flogen Aras und Papageien, und erhöhten die Schönheit der Scene ungemein, da die letzten Strahlen der Sonne auf ihr schönes und buntes Gefieder schienen. Alle Aras, welche wir diesen Abend sahen, waren hellblau und gelb, die Papageien meistens grün, jene flogen stets paarweise, diese in kleinen Zügen.

Die Sonne ging jetzt unter und unser Fahrzeug bewegte sich kaum weiter, da Wind und Fluth uns nicht mehr zu Statten kamen. Gegen acht Uhr mußte man Anker werfen. Alles war jetzt still wie das Grab; kein Laut störte die Ruhe der Natur, die in tiefem Schlafe zu liegen schien. Wir saßen heiter beisammen und freuten uns der Neuheit unserer Lage, als plötzlich der Wind eisig um uns zu pfeifen anfing, und der Regen in Strömen niedergoß.

Für den Europäer ist nichts gefährlicher in diesem Klima, als der Nässe ausgesetzt zu sein, ohne die nassen Kleider sogleich wechseln zu können. Wir eilten alle in die Cajüte, um uns zu schützen. Welche Scene!

Die eine Seite dieser erbärmlichen Zuflucht war zu einer Schlafstätte eingerichtet; einer von uns schlüpfte hinein, denn man mußte auf Händen und Füßen hineinkriechen, so niedrig war sie. Die andere Seite bot eine hölzerne Bank dar, auf welcher die übrigen fünf sich mühsam und ächzend zusammendrängen mußten. Der übrige Raum enthielt unsre Vorräthe, und namentlich gesalzene Fische, welche eben keinen angenehmen Geruch verbreiteten. Der Regen fuhr fort, mit großer Heftigkeit niederzustürzen, und wir waren, um ihn abzuhalten, genöthigt, das Thürchen der Cajüte zu verschließen. In kürzester Zeit wurde die Hitze unerträglich, und wir waren bald so durchnäßt, als wenn wir der größten Wuth des Wetters ausgesetzt wären. Wir hatten aber keine Wahl, denn die Gewalt des Sturmes wurde immer heftiger. Der einzige Trost, den wir hatten, bestand darin, daß wir abwechselnd das Gesicht an die Oeffnung der Thür hielten, durch welche ein wenig frische Luft eindrang. Um zwölf Uhr erreichte unser Elend den höchsten Grad, wir schnappten im wörtlichen Sinne nach Athem; der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit nieder. Einer von uns, der dem Verdursten nahe war, rief, man möchte Wasser bringen, allein Niemand kam — unsre drei Neger waren in ein Loch an dem Vordertheile des Fahrzeugs gekrochen und hüteten sich wohl, ihren Schlupfwinkel zu verlassen. Der Durstende konnte es nicht mehr aushalten, er riß die Thür auf und brachte, trotz aller Stürme und aller Fieber in der Welt, die Nacht auf dem Verdecke zu.

Um drei Uhr legte sich der Regen und wir eilten in's Freie, wo wir unsern Freund bis auf die Haut durchnäßt und von Frost durchschauert fanden. Dr. Gordon schickte ihn augenblicklich in die Cajüte, wo er die Kleider wechseln und ein Glas Branntwein trinken mußte und so von einem ernstlichen Krankheitsanfall befreit blieb.

Die ganze Natur war noch in Schlummer versenkt, düstere Nacht lag auf Wald und Strom. Wir breiteten unsere Mäntel auf dem Verdeck aus und vergaßen bald in einem gesunden Schlafe aller Sorgen und Leiden.

Als die Sonnenstrahlen in den Wipfeln der höchsten Bäume spielten und alles um uns her in neue Pracht kleideten, erwachte ich. Die hellen Töne des Hanoqua, eines zu dem Pfauengeschlechte gehörenden Vogels und die sanften Laute des Houtu erregten meine Aufmerksamkeit. Wer diesen prachtvollen Vogel sehen will, muß ihn beim ersten Anbruch des Morgens im Walde aufsuchen, denn er scheut die Gesellschaft der Menschen. Die Pflanzungen und die bebauten Gegenden sind für diesen Waldbewohner zu belebt und die dichten und dicksten Waldpartieen sind sein Lieblingsaufenthalt; in diesen weit ausgedehnten Wildnissen hört man ihn mit Tagesanbruch mit lauter klarer Stimme, in einem fast klagenden Tone „Houtu" rufen und in der

Stille der frühen Stunde lauscht das Ohr diesen Lauten mit wahrem Entzücken.

Bald belebte das heisere Schreien der Aras und das Getöse der Affen die Einsamkeit um uns her, und wir machten Anstalten zur Weiterreise. Eine Menge kleiner schöner Inseln tauchten aus dem Strome auf, während wir langsam dahin fuhren. Um neun Uhr ließ die Fluth nach, und wir landeten dicht an einer kleinen Insel, welche uns einzuladen schien, unter ihren kühlen und schattigen Bäumen Schutz vor der Sonne zu suchen. Wir nahmen an dieser lieblichen Stelle unser Frühstück ein und freuten uns des Anblicks vieler prachtvollen Schmetterlinge von den schönsten glühendsten Farben, die durch das frische Laubgrün dahin gaukelten; die Hauptfarbe der meisten war ein lichtes Blau. Sie sind ungemein scheu und trotz aller angewandten List konnten wir keinen fangen. Am andern Tage erreichten wir glücklich das Ziel unserer Reise.

Das Erdbeben von Caracas.

Caracas ist die Hauptstadt der Provinz Caracas oder Venezuela, die ehemals zu dem spanischen Süd-Amerika gehörte, nunmehr aber eine Republik bildet. Was die Stadt Caracas betrifft, so war sie eine lebhafte, schöne Stadt, die 40 bis 50,000 Einwohner hatte, bis sie im Jahre 1812 durch ein Erdbeben in weniger als einer halben Minute in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Dieses schreckliche Naturereigniß begrub einen großen Theil ihrer Einwohner, auch fanden über 20,000 Menschen in der Provinz Venezuela beinahe in demselben Augenblicke den Tod, viele wurden verstümmelt und verwundet, und die Uebergebliebenen waren theils dem Schmerz und der Trauer um die Ihrigen preisgegeben.

Bereits im December 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinahe drei volle Monate vergingen, ohne daß die geringste Erschütterung erfolgt wäre. Endlich ging die Sonne am 26. März 1812 über Caracas auf, es sollte aber den Untergang nicht mehr sehen. Der Tag kündigte sich sehr heiß an, die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Es war der grüne Donnerstag, das Volk strömte haufenweis zu den Gotteshäusern. Nichts schien den Betern ihr nahes Ende zu verkünden. Es war vier Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die Glocken; es war Gottes-, nicht Menschenhand, die sie zum Grabgeläute zwang. Eine zehn bis zwölf Secunden lange Erschütterung schreckte das Volk; die Erde schien flüssig und kochend. Man glaubte, die Gefahr sei vorüber, als sich plötzlich der heftigste unterirdische Donner hören ließ, aber stärker und anhaltender als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit. Unmittelbar auf dieses Gewitter folgte eine senkrechte, drei bis vier Secunden anhaltende Bewegung, welche zu gleicher Zeit von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet war. Diese Stöße erfolgten in zwei sich durchkreuzenden Richtungen von Norden gegen Süden und von Osten nach Westen. Diesen gleichzeitigen Bewegungen von unten nach oben und sich durchkreuzend konnte nichts mehr widerstehen, in einer Viertelminute war Caracas ein Schutthaufen, der 9 bis 10,000 seiner Einwohner begraben hatte. Noch hatte die Prozession den Umgang nicht eröffnet; aber das Hinzuströmen zur Kirche war so groß, daß gegen 3 bis 4000 Einwohner unter dem Einsturze ihrer Gewölbe begraben wurden.

Die Explosion war an der Nordseite der Stadt am heftigsten gewesen. Die Kirchen der Dreifaltigkeit und der Alta Gratia, die mehr

als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiff durch zwölf bis funfzehn Fuß dicke Pfeiler getragen ward, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, der nicht höher als fünf bis sechs Fuß war, und die Zermalmung des Schuttes war so beträchtlich, daß von den Pfeilern und Säulen auch keine Spur mehr kenntlich geblieben ist. Die Caserne San Carlos war beinahe verschwunden. Es stand darin ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich eben zur Procession begeben sollte; von diesen retteten sich nur wenige einzelne, die andern lagen unter dem Schutte vergraben, in den sich das große Gebäude so plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der schönen Stadt Caracas waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbebens im südlichen und westlichen Theile der Stadt zwischen dem großen Platze und dem Hohlwege von Caragnata. Hier blieb die Kathedral-Kirche aufrecht stehen. Wenn man erzählt, daß 9 bis 10,000 Menschen durch die Trümmer der Stadt Caracas erschlagen worden seien, so scheint man damit nur den glücklichen Theil der Bewohner bezeichnet zu haben, die plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen, den Leiden entnommen wurden, welche die andern Mitbürger trafen. Man gedenke nun aber der Menge dieser Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert noch Monate lang zum Theil die Ihrigen überleben mußten, und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen. Die Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag bot den Anblick eines grenzenlosen Elendes dar. Beim Einsturze der Stadt hatte sich eine finstere, dicke Staubwolke erhoben und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verfinstert. Gegen Abend schlug sich der Staub zur Erde nieder, und die Luft wurde wieder rein, die Erde war wieder fest und ruhig, und die Nacht so stille und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond leuchtete, und die ruhige heitere Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Menschen. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder in's Leben zu bringen. Jammernde Haushaltungen durchzogen die Schutthaufen, die am Morgen noch eine Stadt waren, reich, blühend, belebt, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war, und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Alles Unglück, welches in den großen Jammerscenen von Lissabon, Messina, Lima und Riombamba war erlebt worden, wiederholte sich an dem Schreckenstage des 26. März 1812.

Die unter dem Schutte begrabenen Verwundeten riefen die Vorbeigehenden laut flehend um Hilfe an; über 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid sich rührender und erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen welche gemacht wurden, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, zu Hilfe zu eilen. Es mangelte gänzlich an Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes, sie waren mit verschüttet, man mußte sich also der Hände zur Hervorgrabung der Unglücklichen bedienen. Die Verwundeten sowohl, als die aus den Hospitälern Geretteten wurden an's Gestade des kleinen Guayarafluſſes gelagert. Hier konnte der Schatten der Bäume allein dem Menschen Obdach gewähren. Die Betten, die Leinwand zum Verbande der Wunden, chirurgische Werkzeuge, Arzeneien, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren unter dem Schutte begraben. In den ersten Tagen mangelte Alles, sogar Nahrungsmittel. Auch das Wasser war im Innern der Stadt selten geworden, die Erdstöße hatten theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingestürzte Erdreich die Quellen verstopft. Um Wasser zu bekommen, mußte man an den Guayarafluß hinabsteigen, wo es wieder an Gefäßen zum Schöpfen fehlte.

Die Bestattung der Todten war sowohl durch Religion, als durch die Sorge für die Gesundheit geboten. Es war jedoch unmöglich, so viele Tausende zu bestatten und deshalb wurden Commissarien verordnet, die für die Verbrennung zu sorgen hatten. Mitten zwischen dem Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für Todte errichtet, und dieses traurige Geschäft dauerte mehrere Tage. Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen sie am ehesten den Zorn des Himmels zu besänftigen hofften. Einige stellten feierliche Processionen an, bei welchen sie Leichengesänge ertönen ließen. Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Es ereignete sich in Caracas, was in der Provinz Quito nach dem schrecklichen Erdbeben vom 4. Februar geschehen war. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte; Familien, die lange in Feindseligkeit mit einander gelebt hatten, versöhnten sich im Gefühle gemeinsamen Unglücks. Kurz, es schien für Caracas der jüngste Tag gekommen zu sein.

Einfluß des Mondes auf die Pflanzen.

Der vielfach bestrittene Einfluß des Mondes auf die Pflanzen ist in neuerer Zeit außer Zweifel gesetzt, jedoch auch dahin berichtigt worden, daß der Mond nur einen theilweisen und untergeordneten Einfluß äußert. Weil nun aber dieser Einfluß seiner Stärke nach nicht so genau bestimmt werden kann, so ist es nöthig, viele Beobachtungen zu besitzen, um aus diesen eine Folgerung ziehen und die Ergebnisse bei landwirthschaftlichen Verrichtungen als Regeln beobachten zu können. Die bis jetzt ziemlich bestätigten Erscheinungen sind ungefähr folgende: 1. In Westindien hat man längst die Bemerkung gemacht, daß Holz zur Zeit des Vollmondes gefällt, viel leichter springe, faule und als Nutz- und Bauholz überhaupt schlechter sei, als zu andern Zeiten gehauenes. Gleiches hat man in unsern Gegenden beobachtet. Bau- und Nutzholz soll man 2 bis 3 Tage vor dem Neumonde, also bei sogenanntem kleinen Monde fällen, indem es zu dieser Zeit am wenigsten Saft besitzt, was auch mit der Beobachtung übereinstimmt, daß zwischen dem letzten Viertel und Neumonde im Durchschnitt am wenigsten Regen fällt. Eichenbauholz soll man vor Gallus (16. Oktober) bei kleinem Monde fällen, weil alles Holz, was nicht nach diesen Regeln gehauen wird, leichter durch Wurmfraß und Schwamm zerstört wird. — 2. In Ostindien hat man ebenfalls einen entschiedenen Einfluß des Mondes auf die Pflanzen bemerkt. Pflanzen, welche durch Entziehung des Lichts verbleicht waren, sollen durch das Mondlicht wieder grün geworden sein; Früchte, die dem Mondlicht ausgesetzt sind, sollen eher reifen; todte Thiere im Mondlichte schneller verwesen. — 3. Es wird auch bei uns vom Landmann angenommen, daß gewisse Pflanzen bei zunehmendem Monde gesäet, besser gedeihen, als wenn sie bei abnehmendem gesäet werden. Dahin gehören: grüne Gewächse, Salate und alle Pflanzen, welche ihre Früchte in der Luft entwickeln. Wurzelgewächse sollen dagegen besser in abnehmendem Monde gesäet werden. Soorzonerwurzeln, bei abnehmendem Monde ausgegraben, sollen eher hohl und trocken werden, als wenn sie bei zunehmendem Monde zum Aufbewahren eingeerntet werden. Pfropfen und Oculiren der Bäume soll man nur bei zunehmendem Monde vornehmen. Gurken und Melonen, in zunehmendem Monde gesäet, blühen lange, setzen aber wenige Früchte an. Die in zunehmendem Monde gesäeten Zierpflanzen blühen später und länger, als die in abnehmendem gesäeten.

Bendemann del. Leutner sc.

Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem

oder:

Die Wiederkehr des Schmerzes.

Erzählung von Wilhelm Müller.

Vor dem herrlichen Gemälde „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem" stand ein alter Mann, dessen Haupt- und Barthaar bereits tief ergraut war und starrte auf die Trauergruppen des Bildes nieder. Wohl traten mehrere der Neugierigen zu dem Gemälde heran, aber der Mann bemerkte ihr Nahen und ihre Entfernung nicht, bemerkte nicht, wie er schon durch seine fremdartige Kleidung, durch das lange, wallende Gewand des Morgenlandes die Aufmerksamkeit erregte; er wandte nicht die Blicke von dem Gemälde, seine hagere Wange wurde immer bleicher, in seinen Augen zuckte es seltsam und ein tiefer Schmerz, eine unendliche Trauer, zeigte sich in allen seinen Zügen.

Da trat der Jude Moses Meier, sein Führer, leise zu ihm heran, legte sanft seine Hand auf die Schultern des im schmerzlichen Schauen Versunkenen und flüsterte: Abraham Ben David was ist Dir? schon seit einer halben Stunde starrst Du auf das Gemälde wie geistesabwesend. Du bemerkst nicht, wie die hier Versammelten nicht mehr auf die herrlichen Gegenstände um sie her, sondern nur auf dich blicken. Komm, laß uns von dannen gehn, um nicht noch mehr die Aufmerksamkeit der Müßiggänger zu erregen.

Laß uns von dannen gehen, wiederholte Abraham, der Fremdling, aber noch einmal wandte er sich dem Gemälde zu und rief, fast Alles um sich vergessend: Wahrlich, wer so wahr und treu den Schmerz unsers tief getretenen Volkes zeichnen konnte, muß der Sprosse unseres Stammes sein.

So ist es auch, entgegnete Moses Meier; der Künstler, welcher dieses Bild malte, ist der Sohn des Banquiers Bendemann.

Also doch, flüsterte der Fremdling wie zu sich selbst, und er hat wiedergegeben die graue Vergangenheit, und er hat gezeichnet, was ich vor beinahe fünfzig Jahren zum erstenmale erschaute in jüngst vergangener Zeit. Seltsam, wunderbar!

Was ist seltsam und wunderbar, fragte Moses.

Komm, komm, drängte der Fremde, führe mich von hier, an einen Ort, wo uns Niemand belauscht, dort will ich Dir vertrauen.

Die beiden Männer saßen nach einer halben Stunde in der dichten Laube eines Gartens beisammen. Abraham war noch recht bleich, und tief erschüttert, endlich schreckte er aus seinem Sinnen empor, legte beide Hände in die seines Begleiters und sprach mit unendlicher Rührung: Moses, Du bist ein guter Mensch, Du sondertest Dich nie von mir ab, weil ich ein Karaite bin und Du den Talmud anerkennst; Du zürntest mir niemals, weil ich nicht betete in eurer Synagoge; wo unsere Lebenswege sich einten, wandelten wir zusammen wie zwei Brüder mit gleichen Herzen, und die verschiedenen Ansichten des Glaubens entzweiten uns nicht. Doch wirst Du mich vielleicht einen alten Narren mit ergrauten Haaren nennen, wenn ich Dir sage, daß ich jenes Bild, welches mich so sehr erschütterte, schon sah in den Frühtagen meines Lebens.

Unmöglich, rief Moses, das Gemälde malte der Künstler vor ungefähr sechs Jahren.*)

Und doch, doch wiederholte Abraham, sah ich dasselbe schon, wohl mit etwas veränderten Gestalten, es war derselbe Schmerz, dasselbe Wehe! Aber mehr noch, fuhr er mit bebender Stimme fort, ich sah nicht allein jenes Bild,

*) 1837.

ich selbst erlebte auch den Jammer, den es zeichnet, einmal, zweimal und so hinauf alle meine Vorfahren bis zu jenen Urzeiten, wo die heilige Stadt zertrümmert worden.

Keiner Frage mächtig blickte der schlichte Moses Meier seinen Gefährten an.

Dieser hatte das Haupt gesenkt, seine Blicke hafteten am Boden und seine hageren Hände waren in den Schoos gesunken, so begann er leise in weicher Erinnerung.

Siehe, ich war ein Knabe von ohngefähr acht Jahren und man zählte nach der Rechnung der Christen das Jahr eintausend siebenhundert und fünf und neunzig, da zog nach blutiger Schlacht der furchtbare Aga Mahomed, damals der Gebieter von Persien durch die Thore von Tiflis ein. Seine wilden Schaaren wollten rächen den Tod ihrer Gefährten, die auf der Wahlstätte im Kampfe gefallen, denn die Georgier hatten muthig für die Erhaltung ihrer Stadt gekämpft bis zu jenem unseligen Augenblicke, wo sie von dem Hilfsheere der Emeritier verrätherisch verlassen wurden.

Darum gaben die Sieger kein Erbarmen, übten keine Gnade, kein Mitleid; und kein Geschlecht, kein Alter wurde geschont. Die Flamme des Mordbrandes fraß die Häuser, die Tempel und die Hütten, und die Waffe des Kriegers schlug das Kind wie den Greis nieder. Die Erde Gottes wurde mit Blut getränkt und es geschahen Gräuel so sündenreich und schauervoll, daß man ob ihrer Schuld nicht wagen konnte, den Herrn der Herren um Vergebung zu bitten.

Und nachdem funfzehntausend Gefangene von dannen geführt worden, ruhten endlich die Würger und Verwüster, nicht aus Mitleid und Erbarmen, sondern weil nichts mehr zu vernichten war, denn die ganze Stätte war eine Brandwüste, ein blutiges Leichenfeld.

Und am Morgen des zehnten Tages saßen wir auf dem Aschenhaufen unseres ehemaligen Hauses. Keiner sprach, Keiner klagte, zu groß war der Schmerz für einen Menschenlaut, das Auge selbst hatte keine Thräne mehr. Und zu uns gesellten sich noch andere Unglückliche, uns unbekannt, uns nur durch das gemeinsame Unglück verbunden; da saß eine bleiche Mutter, die Maale des beginnenden Wahnsinnes auf ihrem Antlitz, in ihren Armen ein todtes Kind pressend, noch immer hoffend, es würde erwachen, es würde in das verfinsterte Leben zurückkehren; und an der anderen Seite saß ein noch jugendlicher Mann, das Haupt niedergesenkt, die Hände erschlafft zum Boden niederhängend, ich glaubte ihn fest schlafend, aber ich weiß nicht wie es kam, daß mich sein Schlummer beängstigte; ich faßte ihn deshalb in kindischer Theilnahme an das Kinn und wollte ihn wecken aus bösen Träumen, aber wie ich ihn berührte, grauste mich starre Kälte an: der Mann war todt.

Das innere Beben, welches der Mensch bei dem ersten Anblick eines Todten empfindet, trieb mich von der Seite des Entschlafenen. Ich wandelte unter dem Schutt und der Verheerung umher, und zog aus einem Trümmerhaufen eine schwere Rolle hervor, die ich dem Großohm brachte. Und wie ich es aufrollte und dem Greise entgegenhielt und er nun den Blick vom Boden emporhob, schauderte er entsetzt zusammen und rief: Jerusalem, du Gefallene! Abermals und abermals ist dein Untergang auf Erden unserem unglückseligen Stamme zurückgekehrt!

Das Bild war alt, die Farben erblichen, an manchen Stellen war es fleckigt und beschädigt; aber dennoch von seltsamer Wirkung; mir um so furchtbarer, da das Gemälde unser Leid wiederspiegelte, und somit unser Trauergeschick nur die Wiederkehr eines längst vergangenen Schmerzes war. Alles, alles nur Wiederholung der grauenvollen Vergangenheit! Wie auf dem alten Gemälde der heilige Seher, saß hier mein greiser Großohm, und wie dort um den heiligen Propheten, reihten sich auch hier um den Jahrbelasteten die Unglücklichen, jeder seiner eignen Welt des Leides verfallen.

In den freundlichen Tagen der Kindheit hat selbst das furchtbarste Geschick keinen nach-

hallenden Schmerz, und so hätte ich auch wohl die Zerstörung meiner Geburtsstätte vergessen, aber das alte Bild erinnerte mich immerfort an das Geschehene, und wenn ich vor diesem Gemälde stand und unser noch schmerzendes Wehe mit jenem verwechselte, das aus nebelferner Vergangenheit zu uns herüberstarrte, war es mir als ob alle meine Lebensblüthen gebrochen wären und ich nie wieder von Herzen wahrhaft froh sein könnte.

Wie jenes Bild zu uns gekommen, wie alt es sei, wer es gemalt, wußte Niemand von meinen Blutsverwandten mit Gewißheit zu sagen. Zwar herrschte in unserem Geschlechte darüber eine dunkle Sage, aber sie klang so thöricht und sonderbar, daß sie keinen Glauben errang.

Es wird Dir auch wohl bekannt sein, daß bei der Zerstörung Jerusalems viele der Bewohner nach Georgien flüchteten und nach Mzcheta, damals die Hauptstadt des Landes, kamen, dort baten sie den Landverweser um die Erlaubniß, weilen und gegen Zins und Abgabe nach ihrem Glauben leben zu dürfen, und der Mamaßachli, welches so viel wie Hausvater bedeutet, welcher der erste und höchste Mann in Dedakhalaschi oder der Mutterstadt war, bewilligte ihr Begehren und es wurde ihnen an dem Aragwi, unweit dem Bache Suabi, Land eingeräumt, das nunmehr der Abgabe wegen, welche die Uriani, wie wir alldort heißen, zahlen, Cherk genannt ward.

Und andere Flüchtlinge zogen näher dem tief liegenden Meere zu, in die Gebirge, wo sich damals die eisernen Mauern, deren mächtige Trümmer man noch in unsern Tagen gewahrt, befanden. Dort siedelten sie in der Nähe der alten Stadt Derbend, und ihre Nachkommen leben hier noch bis zur Stunde. Diese Flüchtlinge rühmten sich von dem Stamme Benjamin zu sein und sollen aus Jerusalem viele heilige Urkunden und Schriften, welche ein gar tiefes Wissen enthielten, gerettet haben, weshalb diese Ansiedler von allen Glaubensbrüdern in der Ferne hochgeachtet und geehrt wurden.

Unter diesen Flüchlingen waren auch meine Vorfahren und bei ihnen fand sich auch jenes uralte Bild vor; es war auf festem Pergament, wahrscheinlich aus einer unbekannten Thierhaut gemacht, gemalt. Die Reue soll es erschaffen haben, denn als mein Vorfahr Ezechiel auszog aus der heiligen Stadt, war er vielleicht der einzige Glückliche, der nichts verloren hatte; ihm war kein Vater, keine Mutter erschlagen, denn er war ohne Blutsfreunde, unbeweibt in rüstiger Jugendkraft und trug seine reiche Habe unverkleinert in köstlichen Kleinodien und seltenen Edelsteinen bei sich. Und wie er nun so wohlgemuth von dannen zog, kam er zu der Stätte, wo der heilige Seher auf den Trümmern in seinem Schmerze, in seiner namenlosen Trauer in der Mitte der Beraubten saß; und in selbstsüchtigem Uebermuthe spottete er des Unglücks, welches zwar sein Auge erblickte, aber nicht sein Herz theilte. Der Prophet hob nur das Auge zu dem fühllosen Glückbethörten empor; es lag in diesem Blick kein Groll, kein Vorwurf, nur ein inniges Mitleid, aber dennoch wurde der Hartherzige von demselben tief erschüttert und mit gebrochenem Muthe und mit zagender Seele wandelte er weiter. Und siehe! es war nahe im Angesicht der Stätte, wo er gesündigt und gefrevelt hatte, da faßten ihn wilde Kriegsschergen, rissen ihm das Gewand vom Leibe, fanden seine verborgenen Schätze, mißhandelten ihn und schlugen ihm tiefe und schmerzliche Wunden; somit war er nun zugesellt den Unglücklichen, verbrüdert den Jammernden, die heimathlos, ohne Obdach umherwankten; und dennoch war dieses dunkle Geschick eine Wohlthat Gottes, eine Reinigung seines befleckten Herzens, denn seit dieser Zeit war er theilnehmend und milde mit dem Leide jedes Mitmenschen.

Und wie er nun in der neuen Heimath, in der stillen Bergschlucht sich eine kleine Hütte erbaut, einen Heerd gegründet hatte, malte er jenes Bild. Wohl muß er ein großer Künstler gewesen sein, wohl mag er in der Farbenmischung seltene Geheimnisse besessen haben, denn wohl

veraltet, aber nicht zerstört ist das Gemälde, welches durch Jahrtausende zu uns spricht.

Und es war nach jener Flucht aus dem heiligen Lande beinahe ein Jahrhundert entflohen, denn Ezechiel war nunmehr ein lebensmüder Greis und sehnte sich nach des Grabes Ruhe, da brachen die wilden Bergbewohner in das friedliche Thal, warfen den Brand in die Hütten; schlugen die Bewohner mit ihren schweren Steinkeulen nieder und vernichteten in blinder Wuth noch mehr als sie zu rauben vermochten, denn damals mag es wohl geschehen sein, daß jene unschätzbaren Schriften, welche die Flüchtlinge aus Jerusalem retteten, verloren gingen, und von jener Trauerzeit begann auch wohl die Verarmung jenes Stammes, denn ihre jetzigen Nachkommen müssen sich nähren und mühen im Schweiße ihres Angesichtes um ein elendes Dasein elend zu fristen und es ist ihnen von der Vergangenheit nichts als eine schmerzliche Erinnerung geblieben.

An dem Morgen, wo die Horden der Vernichter von dannen gezogen waren, brach die Sonne über die Gebirge so freundlich hervor, daß die Felsgipfel aufleuchteten im Purpurlichte und wie die Hochwachten des Himmels emporstrahlten; und das Thal mit seinen Trümmern und Leichen nur einem durch Menschen Unthaten entweihten Tempel glich.

Und Ezechiel saß nun auf dem Schutt- und Trümmerhaufen seiner ehemaligen Besitzungen, mitten unter den Unglücklichen und Verarmten und er der Hundertjährige mit dem gebeugten Nacken, mit dem schmerzgefurchten Antlitz, mit der erloschenen Sehkraft des Auges war nun das Bild des klagenden Sehers in Jerusalem. Wohl mochte er das selbst empfinden, denn es war mehr als Schmerz, es war die tiefste Reue, welche sich in seinen Zügen zeigte. Doch wie die Sonne nun strahlend am Himmelsbogen empor stieg, leuchtete auch über sein Antlitz ein heller Lichtschimmer auf, er erhob sich, als sei er mit neuer Lebenskraft beseelt, breitete die Arme anbetend zum Himmel empor und rief: Lobet den Herrn der Herren, denn er ist gnädig und milde immerdar. Auch mir ist die Sünde verziehen worden und an das Strafgericht wird sich das Gnadenzeichen Gottes anreihen und so wird es sein und bleiben durch den Lauf ferner Jahrhunderte. Du aber, er wandte sich zu seinem Sohne, sollst, sobald meine Stunde gekommen und ich heimgekehrt bin zu den Vätern, Dein Gewand gürten, den Reisestab zur Hand nehmen und hinauswandern mit Weib und Kind und all den Deinen. Und so Deinen Nachkommen widerfährt, was hier geschehen, sollen auch sie die Stätte meiden und nach einem anderen Lande wandern; aber sie sollen nicht verzagen in der dunklen Prüfungsstunde, denn wie der Herr unser Volk in schwerer Schmach und Trauer durch eine lange Nacht zum Lichte wandeln läßt, so wird auch jedes Erdenweh nur der Verkünder seiner unendlichen Gnade sein.

Und wie er so gesprochen, sank er wieder auf seinen Sitz zurück, bleicher und erschöpfter denn jemals und seine Blicke hafteten wieder auf das Bild, welches er einst zur Buße in früheren Tagen gemalt. Der Sohn unterstützte den Ermatteten, aber der Greis ward schwerer und schwerer und eine eisige Kälte schauerte von ihm empor. Und da seine kleine Enkeltochter die Hand auf seine Brust legte, schlug in derselben kein Herz mehr.

Er war heimgegangen!

Wie nun der Sohn den Vater gebahrt hatte, war er auch gehorsam dessen letztem Befehle. Er gürtete sein Kleid, nahm den Wanderstab zur Hand und pilgerte mit allen seinen Lieben von dannen. Doch wie sie bereits am Ausgange des Dorfes waren, fanden sie auf der Landstraße einen jener Gemißhandelten liegen, dessen offene Wunden nicht verbunden waren, sondern in der Hitze der Sonne glühten, dessen Lippen dorrten, ohne daß ihm Jemand eine Labung reichte und dem Niemand Trost und Muth in der schweren Stunde des Sterbens zusprach. Da zwang das heilige Mitleid die Pilger zur Rast; Alle, sonder Ausnahme beeilten

sich dem Leidenden beizustehen und seine Schmerzen zu lindern; die Frauen verbanden ihm mit weicher Hand und weichem Herzen die tiefen Wunden, die Kinder, so Knaben als Mädchen, trugen in Schaalen und Krügen kühlendes Wasser herbei, um seinen Durst zu stillen und in dem Schooße Manasse's, der Sohn Ezechiels, ruhte das Haupt des Sterbenden und die Tochter trocknete ihm den Todesschweiß von der Stirne; da erheiterten sich die Züge des Scheidenden und er stammelte: Ihr habt mir wohl gethan in den letzten Augenblicken meines Lebens, somit will ich euch vergelten. Erloschen ist mein Stamm, erschlagen auf der Brandstätte liegen meine Kinder, ich bin der letzte meines Geschlechtes, somit mögt ihr mich beerben. Er zog aus seinem Busen ein kleines Kästchen von duftendem Cederholz, reichte dasselbe dem Sohne Ezechiels hin und flüsterte immer leiser und leiser in gebrochenen Sterbelauten: Nimm dies hin, es ist übergenug um Dich und die Deinen wohlhabend zu machen. Möge die Gabe euch Allen Gedeihen und Segen bringen!

Und wie er dies gesprochen, war er nicht mehr.

Seltsame Wege der Vorsehung! Dieses Kästchen war — wie Ezechiel es seinen Kindern und Enkeln so oft beschrieben — dasselbe, welches ihm einst in Jerusalem die Krieger Nebukadnezar's nahmen und in demselben befanden sich alle Edelsteine und Kleinodien, welche Ezechiel einst besaß. Aber es war noch mehr, es war zugleich das verheißene Gnadenzeichen, welches ihnen die Lippen des Sterbenden vorher verkündet hatten.

Und mit dem rückerworbenen Eigenthume zogen sie nun zu ihren Glaubensbrüdern nach Georgien und später nach dessen Hauptstadt Tiflis. Dort lebten sie zufrieden und glücklich bis in der furchtbaren Verwüstung von Tiflis auch uns die Wiederkehr der Schmerzen erschien. Wohl war die Sage, welche ich Dir eben mittheilte, von Enkel zu Enkel hinübergewandert, wohl kannten wir auch Ezechiels Verheißung, daß dem Trübsale wieder die Gnade folgen solle, aber der Mensch ist ein schwaches, gebrechliches Wesen; auf dem Schutthaufen unseres niedergebrannten Hauses, unter den Trümmern unserer ehemaligen Habe glaubten und hofften wir nicht mehr und wähnten uns völlig verarmt. Wir hatten uns ja ohnehin nur mühsam und dürftig ernährt; zwar war mein Großvater als reicher Mann bekannt, aber er starb plötzlich fern von Weib und Kindern auf der Reise, und da mein Vater nun das Erbe antrat, fand sich an Geld und Geldeswerth, wie auch er und die Seinen forschten und suchten nichts Bedeutendes im Hause. Somit mußten wir nun zuletzt wähnen, er habe seine ganze Habe mit sich genommen und dieselbe sei nach seinem Tode unrechtlichen Fremdlingen zur Beute geworden. Mich aber trieb die Unruhe der Jugend wieder auf dem Trümmer- und Aschenhügel rastlos umher, da gewahrte ich denn wie die Gibelspitze unsers Hauses bei ihrem Einsturze sich tief in die Erde eingebohrt hatte; unter derselben ragte eine mit schwerem Eisen beschlagene Truhe hervor; als wir nun diese näher untersuchten, fanden wir die vermißten Schätze des Großvaters und das Gnadenzeichen Gottes war auch uns geworden!!

Und wir zogen nun insgesammt den Willen unseres Vorfahren befolgend nach einer andern Stätte und siedelten nun in Kasan, einst die berühmte Hauptstadt des tartarischen Reiches. Dort lebten wir in stiller, ruhiger Thätigkeit. Mein Vater wurde mit den Jahren schwach und kränklich, somit war ich des Hauses einzige Stütze. Aber das Glück war mir nicht hold, wie ich auch arbeitete und mich mühte, ein Verlust, ein Mißgeschick drängte das andere; da setzte ich wie ein verwegener Spieler Alles auf einen Würfel; ich befrachtete zwei Schiffe mit dem letzten Rest meines Vermögens; sie schwammen auf dem kaspischen Meere und ich hoffte von ihrem Handel großen Vortheil und Gewinn. Da aber kam die Kunde, sie seien eine Beute der räuberischen Truchmenen geworden. Es war ein harter Schlag, aber Du weißt ja, wie wir, die Kinder eines schwergeprüften Volkes an den

Wandel des Geschickes gewöhnt sind; darum fügten wir uns und Jeder mühte sich durch Fleiß und Thätigkeit das Verlorene zu ersetzen. So zog auch mein Sohn, die Freude und der Trost seiner Eltern, in die Gebirge um Handel zu treiben, und wie wir sehnend auf seine Wiederkehr hofften, kam die Schreckensnachricht, er sei von den Bergbewohnern gefangen und von dannen geführt. O, das war mehr als Geld und Gut, mehr als die irdische Habe! gegen diesen Verlust hatten wir keine Ermuthigung, keinen Trost. Wo athmete unser Kind, wo sollten wir es suchen, in Kaukasiens Felsenhöhen, am Strande des schwarzen Meeres, in den Steppen Chiwa's, in Asiens unbekannten Wüsten, wer konnte uns sagen, daß er noch athmete, noch nicht geendet hatte unter der Geissel der grausamen Menschenverkäufer.

Und wie wir noch so trauerten, brach die Flamme über Kasan empor und vernichtete siegreich die Werke der Menschenhand. Furchtbar muß die Feuersbrunst eurer reichen Elbstadt Hamburg gewesen sein, aber glaube mir, im Verhältniß war die unsrige dennoch furchtbarer. Anders baut der Orientale seine luftigen, leichten Häuser als ihr in euren Landen, da hält kein festes Gemäuer, keine Steinmassen das vernichtende Element auf, so ward Kasan zu einem unabsehbaren Flammenmeere, selbst der Boden brannte, denn die Straßen waren hier statt des Steinpflasters mit Brettern gebrückt, welche von den Gluthen ergriffen, hoch aufloderten.

Und wie die Flamme endlich in der eignen Vernichtung erstarb, hatte jenes verhängnißvolle Bild: „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem" wieder Leben bekommen. Wir saßen wieder auf dem Schutt und Aschenhaufen unserer niedergebrannten Habe; mein alter, kranker Vater war nun der gebeugte Seher und wir die Unglücklichen um ihn her. Und dennoch war dieses Ereigniß minder schreckensreich als jenes aus meinen Kindheittagen, denn nur die Elemente hatten in Kasan vernichtet und verheert; der Mensch hatte nicht wie damals in Tiflis Gräuel geübt und schwerer Blutschuld sich strafbar gemacht. Aber dennoch war der Jammer der Verarmten und Obdachlosen groß und auch wir saßen da, betäubt im Geiste, mit der tiefen Trauer im Herzen und Keiner von uns gedachte wohl der Verheißung, welche da kündete, daß an das Strafgericht sich die Gnade knüpfen sollte. Da aber kam die Kunde, daß meine beiden Schiffe, welche ich in der Gewalt der Truchmenen glaubte, reich beladen und wohl geborgen am Ausfluße der Wolga ankerten. Und wie wir nun auftaumelten in Zweifel und Hoffnung und eilen wollten uns selbst zu überzeugen, umfaßte Jemand meine Knie und mein Sohn lag zu meinen Füßen, an meinem Herzen!

Gnädig und groß ist der Herr immerdar und nimmer sollte der Staubgeborene an seiner Güte zweifeln! —

Sieh, fuhr der Karaite ruhiger fort, indem er dem Bekenner des Talmuds freundlich die Hand zum Abschiede reichte, darum ergriff mich jenes Bild so sehr, denn wahrlich der Künstler, der es malte war auch ein Geweihter, sein Blick schaute zurück durch das Dunkel von mehr als zwei Jahrtausenden und er zeichnete das, was ich in Tiflis und an der Kasanka erlebte.

Sie schieden!

Die Kasse der großen Armee.

Langsam, ein riesiger Leichenzug, schleppten sich in dem ewigen Winter von 1812 die Trümmer der großen Armee heim von dem unwirthbaren Moskau zu Wilna's gastlichen Mauern. Waffenlos, entäußert alles dessen, was das Leben bedarf, über ihnen und unter ihnen Eis, über ihnen und um sie der Leichenvogel und der Kosack, wie schwarze, dämonische Wolken sie

begleitend, kauften sie dem Himmel und der Erde jeden Athemzug, jeden Schritt mit einem Leben ab. Demoralisation, des Krieges fürchterlichster Feind, zerriß die letzten innersten Bande ihres militairischen Daseins. Getrieben von der bis zur Verzweiflung gesteigerten Noth, durch Hunger und den kecken Feind, der sie bis in die Vorstädte verfolgte, wie der Stoßvogel sein Beutethier bis in das Nest, warfen sie sich in wirren Massen, nur zum Thore hinstarrend vorwärts, zerstießen und zertraten sich theilnahmlos, so daß die sie empfangende Garnison kaum die Todten fortzuschaffen vermochte, um den Lebenden den Weg zu bahnen. Wilna schien Allen ein gelobtes Land und Kameradenleben kein zu theurer Preis dafür. Hier hofften sie Rasttage, ein Stück Brod, ein erwärmendes Feuer, ein Bett — doch ihr Kaiser wollte es nicht. Er war ihnen vorangeeilt und hatte befohlen, daß die Verwaltungsbehörden sofort die Stadt räumen, und nur die allernothwendigsten Sanitätsbeamten zurückbleiben sollten, wegen der unermeßlichen Zahl Kranker und Verwundeter, die man doch nicht so offiziell verlassen und des Trostes berauben wollte, unter den Händen der „Herren von der Kunst" zu sterben.

Kaum hörten sie dies, so mordete man sich von Neuem, um zur andern Seite wieder hinauszukommen; immer vorwärts fort auf die Straße hin nach Kowno, dem Niemen zu.

Weit vor ihnen, unter starkem Truppengeleite zogen die schweren Geldwagen der Kasse des grand quartier — général der Armee. Man hatte sie schon die Nacht vorher ausgehen lassen, und der Berechnung nach mußten sie einige Tage früher als der gros des Heeres die preussischen Lande erreichen.

Ihre Fahrt war bis dahin ziemlich, die Wagen fest und die Bespannung gut. Trafen sie eine schlimme Stelle, so verdoppelte die Trainmannschaft ihren Eifer und die Fuhrleute ihre Peitschenhiebe, selbst die Männer der Eskorte griffen abtheilungsweise in die Radspeichen, bis ihre Kasse wieder flott war. „Sie muß durch!" hieß es. Gold flößt unter allen Umständen Respekt ein.

Einige Werste von Wilna führt die Straße über eine Höhe, jedem Soldaten des russischen Feldzuges als „die Rampe von Wilna" bekannt. Der Weg darüber war derzeit durch Eislagen und durch Last- und Geschützwagen unfahrbar geworden. Als der Zug an den Fuß dieser Höhe kam, blieben die Gespanne stehen. Man schrie, man trieb an — vergebens; die Gaule wollten nicht weiter. Man legte Vorspann vor und alle Peitschen waren in der Luft — vergebens. So viel Hände heran kommen konnten, legten Hand an, hoben und schoben, — alles vergebens. Die Räder schienen wie in den Boden genietet und immer tiefer sanken sie in das Geleis. Die General- und Special-Kriegszahlmeister, alle Ober- und Unter-Kassenbeamten sahen sich mit stummen Schrecken an. Der Kaiser wußte, daß das Geld nicht in Feindes Hand gerathen war. Man berathschlagte hin und her, wiederholte die letzten Versuche der Menschenkraft — es blieb und blieb vergebens! Die Pferde zogen nicht an, als hätte sie plötzlich eine unsichtbare Macht entnervt; bewegten die Wagen sich einmal, so kamen sie mehr zurück als vorwärts.

Die unglücklichen Geldmänner waren in Verzweiflung, sie sahen sich überall nach Hilfe um, aber überall gähnte sie die trostlose weisse Oede an. Da endlich! flog eine Reisekalesche auf einen Schlitten gebunden, herbei. Man hält sie an, ein General sitzt darin. Der erste Kriegszahlmeister rapportirt:

„Mein General, es ist die Hauptkasse der Armee, wir bringen sie nicht weiter."

„Nicht weiter?" schrie der General und steckte die Nase aus einer ungeheuern moskowitischen Wildschur. „Die Kasse muß weiter! Was würden Se. Majestät, der Kaiser dazu sagen! — Lassen Sie die Pferde nur anpeitschen! —" Und „Vorwärts!" rief er seinem Kutscher zu, die Nase zurückziehend.

Alle stehen da, entmuthigter als vorher, se-

hen sich wieder an, und erwärmen sich am eigenen Athem.

In dem Augenblick wird ein Reserve-Artillerie-Park signalisirt, mit trefflicher Bespannung. Es war einer der glücklichen, die nie über Wilna hinausgekommen waren. —

Die rathlosen Kassenmänner fassen wieder Muth, und der Kriegszahlmeister wendet sich von neuem zum General, der so eben davon will.

„Pardon, General, es gilt, die Kasse zu retten. Wie wär's? — ein Theil der Artillerie-Bespannung —"

„Artillerie?" unterbricht ihn der General, und risquirt noch einmal die Nase.

„Ja, mein General, zu was noch Kanonen?"

Der Vorschlag findet Approbation. „Befehlen Sie, daß die Pferde sofort zu Ihrer Disposition gestellt werden, ich verlasse mich auf Sie. Wird das Geld gerettet, so werde ich Ihretwegen berichten. — Vorwärts!"

Der Artillerie-Park ist inzwischen heran, und der Kriegszahlmeister macht dem Commandeur desselben den Antrag.

„Wie?" ruft dieser, vor Scham und Zorn erglühend, „ich meine Pferde lassen? Wer hat den Befehl gegeben?"

„Ich!" schreit es aus der Kalesche.

Der Offizier tritt an den Schlag. „Sie, General? Sie können mir zumuthen, daß ich meine Stücke also verlasse?"

„Allerdings kann ich das."

„Ich aber kann es nicht."

„Wie?"

„Und will es nicht —"

„Was?"

„Nicht ohne schriftlichen Befehl meines unmittelbaren Chefs."

„Wie — was? Widersetzlichkeit? — Herr, ich bin der General R..., Adjutant Sr. Majestät des Kaisers, ich mache Sie für Alles, was unsere Kasse hier treffen kann, verantwortlich."

„Und diese Artillerie —"

„Nicht raisonnirt! — Gehorsam! oder ich mache meinen Rapport — Ihr Name?"

„Artilleristen, vorwärts! — Ich scheere mich den Teufel um die Kasse!"

Und dahin fliegt der Park.

Alles wieder stumm wie vorher. — Da ruft eine Stimme, aus dem inmittelst auf der Straße näher ziehenden zerstreuten Rotten Flüchtlinge, — eine einzige Stimme: „au cosaque!"

Fort ist der General, der Protector der Kasse, fort die Kriegszahlmeister, General- und Spezial-, alle Kassenbeamten, Ober- und Unter-, alle Conducteure, Train und Eskorte, Schützer und Beschützte — Alles fort! Ohne Unterschied — ohne Ausnahme — fort — verschwunden unter die Haufen der Umherzügler; Alles wirft sich rechts und links von der Straße ab und der — Schatz steht da, verlassen, seiner letzten Bespannung beraubt. —

Eine zweite Stimme ruft: „Kameraden, die Kasse! — mir nach, Kameraden!"

Und Banden Flüchtiger stürzen sich von allen Seiten auf die unbeschützten Kassen und sprengen die starken Schlösser mit wildem Raubgeschrei, sprengen sie mit allem, was ihnen zunächst zur Hand ist. Sieg! herrlicher Sieg! sie sind offen! Und das Gold quillt Aug' und Hand entgegen.

Soldaten jeder Waffe, Knechte, Beamte, — Offiziere! — füllen ihre Taschen mit Gold und ihren Namen mit Schande.

Gold, immer nur Gold! Silber verachtet man, die Fünffrankenstücke wirft man in den Schnee. Aber den ersten Räubern folgen andere; jetzt handelt es sich um die besten Plätze. Man schreit und schimpft. Niemand hat genug, will genug haben, — kann genug haben; man greift an die Waffe — es ficht Kamerad gegen Kamerad für — Geld. Die ersteren Diebe wollen goldbeladen entwischen und fallen unter den kameradlichen Hieben der letztern. Die Rollen Napoleonsd'or haben mit jeder Minute einen neuen Herrn. Wie das Recht, so der Besitz. „Au cosaque!" schreit es wieder,

aber der Ruf läßt kalt wie der Boden, über den er geht. Die alte Gier siegt über die alte Furcht, und nur erst, als die Kassen alle leer, umgekehrt, in Trümmern umherliegen in dem von Kameradenblut gerötheten Schnee, verläßt man das Schlachtfeld, auf dem man französische Ehre geschlagen, und wirft sich weiter — en avant!

Als der Kaiser den Bericht über diesen Raub erhielt, zerriß er ihn, als er die ersten Zeilen durchflogen.

Don Gerónimo Merino, Pfarrer von Villaviado, der Guerilléro aus den Pinaren.

Die Pinaren, die ödesten und unwirthbarsten Sierren Spaniens, ziehen sich gleich zwei riesigen Rücken von SO. nach NW. durch ganz Alt-Kastilien und haben ihren Namen von dem Nadelholze, das meist nur noch verkrüppelt auf ihnen gedeihen will. Die wenigen armen Städte liegen auf Oasen dieser Hochwüste, und die Dörfer verödet in Schluchten, an Gesenken oder auf einsamen Kuppen. Die niedrigen Häuser, den Baracken eines Bivouacs ähnlich, sind gleichsam aus Feldsteinen zusammengeworfen und mit ungezimmertem Balkenwerk bedeckt. Kleine Lücken, ohne Wetterschutz, geben Licht und Rauch den gemeinsamen Weg, sind Fenster und Schornstein zugleich; nur die besseren Hütten haben Fenster von geöltem Papier. Keine Thür schließt und im Innern der Behausung wimmelt es von Ungeziefer. Die Weiber sind scheußlich, die Männer dagegen kräftig und kühn, aber von hottentottischer Unwissenheit. Die Triften und mit Steinen besäeten Felder, die schon in guten Jahren nichts tragen, sind noch meist mit Dürre und Mißwachs geplagt, so daß es oft unbegreiflich ist, wovon die armen Leute leben, obschon sie Dinge verzehren, die andern Menschen ein für alle Mal als ungenießbar erscheinen dürften. So klopfen ihre Kinder die Tannzapfen aus, deren Samen in Handmühlen gemahlen und zu Brod gebacken wird.

Dies Land nun war der Kriegsschauplatz des berühmtesten Guerilléro neuester Zeit. Jeder Grenadier Napoleon's, jeder Soldat Wellington's und Beresford's, der Spanien sah, kennt Don Gerónimo Merino, Pfarrer von Villaviado — doch am frischesten lebt sein Andenken in seinen Bergen. Er allein vermochte seine Landleute aus ihrem Stumpfsinn zum Waffenleben zu erheben; er so originell, daß er weder seines Gleichen, noch Nachahmer finden wird. Ein Schäfer, trieb er einsam seine Heerden, lebte monatlang Tag und Nacht unter freiem Himmel oder in den auf jene Plateaus gegen die Unbilden des Wetters aufgebauten Hütten (hurdas) transhumirender Schafe. Dies stählte seinen Körper und gewöhnte ihn an Entbehrungen jeder Art. Er hatte sich mit seinem wilden Geburtslande und dessen Stegen, Schluchten und Engpässen so vertraut gemacht, daß ihm ein Blick nach der Sonne oder den höchsten Berggipfeln sagte, wo er war. Im 20sten Jahre ward er Kirchendiener seines Geburtsdorfes Villaviado, lernte lesen, schreiben, etwas Latein und empfing die niedere Weihe, worauf er Koadjutor wurde, mit Exspectanz auf die Pfarre. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, rief er die Hirten seiner Thäler zu den Waffen und bald stand er an der Spitze von tausend Reitern, und von 1811 bis 1813 war er Spaniens furchtbarster Bandenführer. Der Sieg bei Quintanapella ist bekannt, die große Konvoi des Marschall Soult, Millionen an Werth, fiel in seine Hände. Er vertheilte alles, und

nur Neugierde ließ ihn jeden Karren, jedes Paket selbst öffnen, um die Gegenstände, von deren Gebrauch er nicht die geringste Ahnung hatte, zu besehen, worauf er sie dann gewöhnlich verächtlich von sich warf. Hierbei kam ihm auch ein Pack langer seidener Strümpfe in die Hände, er zog einen über den andern an, fand sie bequem und behielt sie. Alles Uebrige, namentlich bedeutende Geldsummen, gab er weg. Die Regentschaft von Cadix erhob ihn zum Maréchal de camp und Ferdinand VII. gab ihm zwei reiche Kanonikate in Zaragoza und Valencia; doch ihn langweilten bald die sogenannten Herrlichkeiten, er zog sich mit einer mässigen Pension in sein Dorf zurück und behielt nur seine beiden Schlachtpferde und ein paar Windhunde, mit denen er in den Gebirgsthälern Hasen hetzte. So oft Ferdinand sein Sommerschloß la Granja in Alt-Kastilien besuchte, begrüßte ihn Merino und der König bewilligte ihm dann jedesmal die Bitte, die er für irgend einen armen Bewohner seines Dorfes aussprach. Als die Constitutions-Epoche Spanien wieder Krieg brachte, erhob sich auch Merino wie aus langem Schlafe und fiel mit seinen alten Reiterbanden über die constitutionellen Generale her. Nach dem Ende des Krieges lebte er aber wieder so ruhig fort, als ob inmittelst nichts geschehen wäre. So pflanzte er auch zuerst für Carl V. das königliche Banner in den Pinaren auf, vereinte sich mit Cuevillas, einem anderen Bandenführer Alt-Kastiliens, und beide zogen mit einigen hundert Reitern Portugal zu, den König nach Spanien zu bringen. Unterweges wurden sie überfallen, geschlagen und zersprengt. Vierzig Bataillone Nationalgarde (voluntarios realistas), die sie zu formiren begannen, liefen von selbst auseinander. Cuevillas erzählte einem preussischen hohen Militair, der in den Reihen der Carlisten als Volontair focht, und aus dessen authentischen Mittheilungen wir hiernach berichten, mit größtem Ernste, diese Formation sei im Anfange sehr gut gelungen, aber christinische Emissaire hätten sich später unter seine Leute gemischt und diesen vorgespiegelt, Don Carlos sei gefangen und nach Sibirien gebracht, worauf alle desertirt wären. Als beide Häuptlinge nach Coimbra zum Könige (Carlos) kamen, hatten sie noch vierzehn Reiter. Cuevillas hielt mit ächt spanischem Bombast eine pathetische Rede, nannte sich den Ersten, der den König in Spanien proklamirt und eine ganze Armee zusammengebracht hätte. Bei Erwähnung der Armee umarmten ihn der König und die Königin, ersterer nahm dem Prinzen von Asturia das große Band des militairischen St. Ferdinands-Ordens ab und bekleidete ihn eigenhändig damit. „Und wo hast Du Deine Armee?“ fragte darauf der König gerührt. „Sire, die ist davon gelaufen,“ antwortete der neue Ritter pathetisch.

Merino, der den König nicht bewegen konnte, sich seiner Führung bis in die baskischen Provinzen anzuvertrauen, verließ Portugal, und organisirte daheim einige Eskadrons, mit denen er später am Kriegsschauplatze eintraf. Alt geworden und für den Guerillaskrieg nicht mehr geschaffen, war seine Wichtigkeit nur noch sekondair, dessenungeachtet nahm er es in den Strapazen mit der rüstigsten Jugend auf, schlief nicht mehr als 2 bis 3 Stunden, aß sehr wenig und trank nur Wasser und Milch. Er ist hohen Körperbaues, hager, dürr, doch kräftig. Sein schöner antiker Kopf ist an Scheitel und Schläfen nur dürftig mit grauen Haaren bedeckt. Buschige, schwarze Braunen, wie solche der Marschall Marmont nur ähnlich besessen, ragen über hohlliegende Augen von einem eigenen, gutmüthig sarkastischem Ausdruck. Ein fast lippenloser Mund schließt sich fest über zwei Reihen vortrefflicher Zähne, die ihm alle trotz seines hohen Alters und beständigen Rauchens geblieben sind. Er trug gewöhnlich eine schwarze Zamarra aus Schaaffell, (eine Jacke, wo der Pelz nach außen.) Darunter eine schwarze Weste und Binde mit geistlichem Schnitt, und schwarze, weitschlotternde Beinkleider; lange gewichtige Sporen, den spitz zu laufenden schwarz-

sammtnen Hut der Kastilianer und einen dicken, mit Eisen beschlagenen Krückstock, den er seit 30 Jahren führt, und den er obgedachtem Militair auf den Todesfall vermacht hat. Sein 20 Pfund schwerer Säbel, die breiteste aller breiten Klingen hing immer am Pferde. An dem mit einer gestreiften Maulthierdecke behangenen Sattel steckten ein Paar unförmlich große Pistolen und daneben ein Tromblon, worin ein Dutzend Kugeln auf einmal geladen wurden. Er war ein Feind aller Fremden und zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört, daß er sein Portrait nicht wollte nehmen lassen, und daher den französischen Maler Mangues, der die Hauptpersonen des Hofes und Heeres zu zeichnen gekommen, mit einem Prügel aus dem Hause jagte. Trotz dem war in ihm eine feinfühlende poetische Seele, die sich nur selten und gleichsam wider Willen kund gab, und dann sich eben so schnell wieder in ihre rauhe Behausung verschloß.

Unser Gewährsmann stand einst auf einem einsamen Bergkegel, einem der höchsten Punkte dieser stillen Bergwelt, allein neben dem greisen Parteigänger. Es senkte sich der Abend. Die Truppen zogen tief im Thale und das Volk der Pinaren war aus den Hütten gelaufen, den Avuelo (Großvater) — sein Name in den beiden Kastilien — zu sehen. Einsylbig, düster und feierlich deutete er mit ausgestreckter Hand auf die Sierren und Schluchten, die sich chaotisch unter den Füßen erdfahl und schwarzgrün durchkreuzten, und riesige Arme in die Wolken reckend, sich am fernen Horizonte verloren.

„Wo ist die Zeit," — sprach er dumpf und wehmüthig — „als man von diesen Höhen nieder Ohe Merino! rief und aus allen Thälern, von allen Bergen Tausende in Waffen kamen? Die ist vorbei und kehret nimmer wieder! — wie Spaniens Glück; denn damals gab es — —" Seine Gestalt hob sich sichtbar, leichte Röthe überflog sein Antlitz und das sonst so ruhige Auge schoß Blitze der Begeisterung. — Doch kaum war es ausgesprochen, als er, wie aus tiefen Träumen emporgerissen ein gellendes C...ajo! ausstieß, phlegmatisch seine Papier-Zigarre in den Mund nahm, den Bergpfad hinabeilte, sich auf seinen Rappen schwang und im gestreckten Galopp der Kolonne nachjagte.

Ein zweiter noch düsterer poetischer Moment versichtbarte sich an ihm, als er am 14. September mit seinem so redlich vertheidigten Könige, der Krone, Heer und Reich verloren, den französischen Boden betrat. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er die pyrenäische Halbinsel verließ.

Nun bringt er seine letzten Tage fern von seinen heimathlichen Bergen, fern von seinem Vaterlande in einem französischen Depot in Trauer und Entbehrung zu. Ein karger Lohn für ein ganzes Leben voll Mühen und Gefahr!

Der Schiffsbrand.

Kein Schiffbruch kann sich unter schlimmeren Umständen zutragen, als wenn Feuer ihn herbeiführt: denn alsdann tritt der Tod dem Seemann in der furchtbarsten Gestalt entgegen, und die Mittel, der Gefahr entgegen zu wirken oder zu entfliehen, sind unwirksam und sehr beschränkt. Selten nimmt ein Unglücksfall dieser Art ein kläglicheres Ende als der Brand auf dem „Prinzen", einem französischen Ostindienfahrer, der am 19. Februar 1752 von Port l'Orient in Frankreich nach einem fernen Hafen absegelte.

Ehe das schreckliche Unglück, von dem ich erzählen will, sich zutrug, hatte das Schiff viel

durch eine Sandbank gelitten. Nachdem es vier Monate auf der See gewesen war, bemerkte man an einem Junimorgen, daß Feuer ausgebrochen sey. Während der Kapitain auf das Verdeck eilte, ließ der Lieutenant La Fond einige Segel in's Meer tauchen und auf die Luken decken, um den Zutritt der Luft abzuhalten. Jedermann trug Wasser herbei; alle Wassergefäße wurden in Bewegung gesetzt; die Pumpen kamen in Thätigkeit, und das Wasser wurde durch Röhren in den Bauch des Schiffes geleitet; aber das reissend schnelle Umsichgreifen der Flammen vereitelte alle Bemühungen, sie zu unterdrücken, und vermehrte die allgemeine Verwirrung.

Der Hochbootsmann und drei Andere besetzten den Nachen und stießen ab, während die am Bord in ihrer Arbeit fortfuhren. Der Kapitain drang kühn in den Bauch des Schiffes, um sich wo möglich über den Ursprung des Feuers Gewißheit zu verschaffen, wurde aber durch die ungeheure Hitze augenblicklich zurückgetrieben; und hätte man nicht eine Menge Wasser über ihn hinuntergegossen, so würde er bedeutend versengt worden sein. Als man das Langboot aussetzen wollte, fiel es auf die Kanonen und konnte nicht mehr hergestellt werden. Verzweiflung ergriff das Schiffsvolk; nichts als Seufzen und Heulen war auf dem Schiffe zu vernehmen, und selbst die Thiere am Bord stießen furchtbare Töne aus, als merkten sie die drohende Gefahr. Der Schiffskaplan, der sich unterdessen auch auf das Vorderdeck begeben hatte, munterte die Schiffsmannschaft zu erneuerten Anstrengungen auf; aber vergebens suchte man der Flamme zu wehren, und es blieb nichts Anderes übrig, als die schreckliche Wahl zwischen dem Feuer- oder Wassertod.

Von dem Augenblick an, wo man die Hoffnung, das Schiff zu retten, aufgeben mußte, war Selbsterhaltung der einzige Gedanke der ganzen Schiffsmannschaft. Jeder bemühte sich, Etwas über Bord zu werfen, worauf er am leichtesten zu entkommen hoffte. Segelstangen, Balken, Hühnerställe, Alles, was unter die Hände kam, wurde in der Verzweiflung ergriffen und benutzt. Einige sprangen in die See, indem sie diese Todesart als die mildere vorzogen; Andere waren so glücklich, einige Schiffstrümmer zu erreichen, während wieder Andere, zaudernd, was sie ergreifen sollten, sich in Menge an die Thaue und Segel hingen. Ein Vater riß seinen Sohn aus den Flammen, drückte ihn an seine Brust und stürzte in die Wogen, wo beide Arm in Arm verschwanden.

Die schwimmenden Maste und Segelstangen waren mit Menschen bedeckt, welche gegen das feuchte Element sich wehren wollten. Manche von ihnen tödteten die Kugeln der Schiffskanonen, die zufällig geladen waren, und, sobald das Feuer sie erreichte, losgingen. Der Lieutenant, der das Unglück bisher mit dem größten Muth ertragen hatte, wurde von Schrecken ergriffen, als ihm nun keine Hoffnung übrig blieb, das Schiff und seine Unglücksgefährten zu retten. Er warf seine Kleider ab und wollte eine Segelstange, deren eines Ende das Wasser berührte, vollends hinunterlassen; sie wurde aber so von Hilfesuchenden besetzt, daß er das Gleichgewicht verlor und in's Meer stürzte. Kaum hatte er das Wasser erreicht, so hielt sich ein sinkender Soldat an ihm fest, und La Fond konnte sich mit aller Anstrengung nicht frei machen. Zweimal kamen sie unter das Wasser und doch ließ ihn der Mann nicht fahren, bis sein Todeskampf vorbei war. Nachdem sich La Fond durch die im Meer umhertreibenden Leichname einen Weg gebahnt hatte, ergriff er eine Segelstange und erreichte später ein Spritsegel, an welchem ihm, obgleich es mit Menschen bedeckt war, ein Platz vergönnt wurde. Nachher kam er an den Vordermast, der, unten abgebrannt, über Bord gefallen war, und dadurch einige Menschen getödtet hatte, Anderen aber eine vorübergehende Zuflucht bot.

An diesem Mast hingen nun achtzehn Personen, mit Einschluß des Schiffkaplans, der Wort, Beispiel und Ergebung in den Willen

Gottes predigte. Als La Fond sah, daß dieser würdige Mann seinen Stützpunkt fahren ließ und untersank, hielt er ihn zurück. „Laßt mich gehen", rief der Kaplan, „ich bin schon halb todt; es wäre ja nur eine Verlängerung meiner Leiden." — „Nein, mein Freund", erwiederte der Lieutenant, „erst, wenn meine Kraft erschöpft ist, wollen wir zusammen sterben, aber eher nicht."

Immer noch rasseten die Flammen auf dem Schiff und erreichten endlich das Pulvermagazin, worauf eine furchtbare Explosion erfolgte. Man sah nichts als flammende Balkentrümmer, die, hoch in die Luft geschleudert, Verderben drohend auf die unglückliche, bereits mit Todesangst kämpfende, Menge herabfielen. Lieutenant La Fond entkam nur mit dem Steuermann und Schiffsmeister in dem Nachen. In der Abenddämmerung entdeckten sie glücklicher Weise noch ein Fäßchen Branntwein, etwa 15 Pfund Schweinefleisch, ein Stück Scharlachtuch, etwa 20 Ellen Leinwand, ein Dutzend Faßdauben und ein kleines Stück Tau. Das Scharlachtuch wurde zum Segel benutzt, ein Ruder als Mast aufgerichtet und ein Brett als Ruder gebraucht. Diese Ausrüstung gelang in der Dunkelheit der Nacht. Aber die größte Schwierigkeit war noch übrig, denn ohne Seekarten und andere Werkzeuge irgend einer Art wußten sie fast nicht, wie sie das gegen 200 Meilen entfernte Land auffinden sollten. Tage und Nächte vergingen, und kein Land war zu sehen. Bei Tag waren die Schiffer immer der sengenden Hitze, und bei Nacht der durchdringenden Kälte ausgesetzt, und fortwährend von Hunger und Durst geplagt. Als Alles dem Leiden des unglücklichen Schiffsvolkes ein baldiges Ende zu verkünden schien, entdeckten sie endlich am 3. Juli in der Ferne Land. Es wäre schwer, die Veränderung zu beschreiben, welche durch diese Aussicht auf Befreiung in ihnen bewirkt wurde. Ihre Kräfte kehrten zurück, und von Neuem erhoben sie sich, dem abtreibenden Meeresstrom entgegen zu arbeiten. Sie fuhren in die Tressonbay ein und erreichten die Küste von Brasilien. Sobald sie an's Ufer gelangten, warfen sie sich nieder auf den Boden und kollerten im Uebermaaß der Freude im Sande umher. Ihr Anblick war sehr abschreckend: beinahe nackt und so lange der Hitze und Kälte ausgesetzt, waren sie furchtbar entstellt; kaum glichen sie noch menschlichen Figuren. Während sie berathschlagten, wohin sie sich wenden sollten, kamen ungefähr funfzig Portugiesen aus der Niederlassung herbei, sahen ihre elende Lage mit an, hatten Mitleiden mit ihrem Unglück und führten sie in ihre Wohnungen. Der Vorsteher des Platzes kam bald darauf auch herbei und nahm sie mit in sein Haus, wo sie freundlich mit Nahrung und Kleidern unterstützt wurden. Obgleich ihnen der Schlaf fast so nothwendig war als Speise, so wollten sie sich doch nicht eher zur Ruhe begeben, als bis sie in der eine Viertelstunde entfernten Kirche Gott ihren Dank für seine wunderbare Rettung dargebracht hatten. Nach kurzem Aufenthalt wurden sie nach Pernambuko gebracht, wo sie Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Europa erhielten, und kamen am 17. December in Lissabon an. Beinahe 300 Personen hatten durch diesen schrecklichen Vorfall das Leben verloren.

Segen der Verschwiegenheit.

Frau v. Leonhardt war eine sehr geistvolle, kenntnißreiche und überaus edle Dame, welche mit der im Ganzen nur mässigen Hinterlassenschaft ihres Gatten stets auf anständige Weise ihr Hauswesen zu führen wußte. Außer einem Sohne, der sich der militairischen Laufbahn gewidmet, und einer älteren an einen Beamten verheiratheten Tochter, besaß sie eine jüngere,

mit Namen Angelika, die ein wahrer Engel an Schönheit, Güte und Unschuld die zärtliche Liebe ihrer Mutter wo möglich doppelt zu erwidern suchte. Mit kindlicher Unbefangenheit hatte sie die leeren Schwätzereien eines vornehmen Gecken und die mancherlei kleinen Gefälligkeiten und Artigkeiten, die ein Modemensch immer aus dem Aermel schütten kann und womit er selbst gegen ihm völlig gleichgültige Mädchen nicht kargt, für Zeichen aufrichtiger Zuneigung gedeutet und seine kurz darauf erfolgte Bewerbung um ihre Hand mit Entzücken aufgenommen. Bald jedoch ergab es sich, sowohl aus der Kälte, mit der er ihr begegnete, als aus seinem öfteren Wegbleiben, daß es ihm nicht Ernst mit seinem Vorhaben war und daß er Miene mache, das angeknüpfte Verhältniß wieder abzubrechen. Die Familie wartete aber nicht erst diesen Schritt von ihm ab, man kam ihm zuvor, und Angelika verschmerzte leicht den Verlust: erstens, weil sie sich durch sein Betragen tief gekränkt fühlte und dann, weil sie es für eine Gnade Gottes betrachtete, noch bei guter Zeit enttäuscht worden zu sein. Dagegen hatte sie an einem biedern und durch und durch gediegenen jungen Manne, der dem ehemaligen Bräutigam sein unverdientes Glück mit Recht mißgönnt hatte, einen wirklichen Verehrer, der jedoch aus Achtung für das obwaltende Verhältniß, nichts von seiner ihn fast verzehrenden Leidenschaft hatte merken lassen, und selbst jetzt trotz der wesentlichen Dienste, die er öfters der Familie geleistet, doch aus dem Grunde mit einer Erklärung hervorzutreten zögerte, weil er in Ermangelung einer passenden Stellung in der Gesellschaft und entblößt von den erforderlichen Subsistenz-Mitteln keine Ansprüche auf die Hand seiner Herzenskönigin haben zu dürfen glaubte. Ein langjähriger und vielfach erprobter Freund der Frau von Leonhardt aber, welcher Isidor's Werth durchschaute und nach Gebühr zu schätzen wußte, bestimmte ihn, ohne Rücksicht auf diese, wie er meinte, leicht hinwegzuräumenden Hindernisse, sich getrost dem Mädchen zu nähern, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken und seinem Ziele muthig zuzusteuern. Gesagt, gethan. Der bisher gar zu bescheidene und schüchterne Isidor, der geflissentlich Angelika's Gegenwart gemieden, ja kaum ein Wort mit ihr zu wechseln gewagt hatte, gewann seitdem ein freieres, ungenirteres Wesen — eine natürliche Folge der sicheren Aussicht auf die Erfüllung seines innigsten Wunsches — flößte dadurch allmählig dem holden Mädchen auch Neigung für seine Person ein und genoß bereits nach wenigen Monaten des hohen Glücks, sich den zukünftigen Gemahl Angelika's heißen zu dürfen. Nun wurden die Anstalten zur Vermählungsfeier auf's Eifrigste betrieben. Es erschien endlich der Tag, an welchem das junge Paar auf immer verbunden werden sollte; doch vermochte der arme Isidor bei aller Freude, die ihm der baldige Besitz seiner Angelika verursachte, eine betrübende Empfindung nicht zu bewältigen, wenn er daran dachte, daß er wegen einer noch nicht zurückempfangenen Summe, die er seinem Schwager in der Noth hatte vorstrecken müssen, außer Stande gesetzt sei, der Schicklichkeit und dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Brauche gemäß, der Braut ein Geschenk anzubieten. Plötzlich öffnet sich die Thüre, und es zeigt sich ein Mensch, beladen mit einer Kiste, worin Indische Shawls, Bänder, Blonden, Geschmeide und mehrere andere Kostbarkeiten enthalten sind. — Mit diesem Angebinde, sagte Frau von Leonhardt zu ihrer Tochter gewandt, wollte Dich der brave Isidor überraschen, aus freudiger Anerkennung dafür, daß Du ihm eine Aussteuer von 150,000 Thaler mitbringst. Ihr haltet mich für närrisch, meine Kinder, ist's nicht so? Ich schließe dies aus euren erstaunten Blicken, aus eurer Mäuschenstille, doch hört nur ruhig zu, und schnell soll sich das Räthsel lösen. Als mir beim Tode eures Vaters kaum soviel blieb, um damit die Kosten, welche eure Erziehung erheischte, bestreiten zu können, kam es mir in den Sinn, mit einem Theil meiner Baarschaft das Glück zu versu-

chen: es wurde nämlich ein prächtiges Landgut im Werthe von 300,000 Thalern ausgespielt. Ich beauftragte meinen wackern Freund und Vertrauten, Herrn Albrecht, der hier vor euch steht, etliche Loose für mich, unter seinem Namen anzukaufen; Fortuna war ihm gewogen und ich gewann so das Grundstück. Seit den zehn Jahren nun, daß es mir gehört, haben sich die Einkünfte desselben, hauptsächlich durch eben dieses Freundes rastlose Bemühungen, bedeutend vermehrt, und war es mir allein hierdurch möglich, Euch öfters nicht unbedeutende Unterstützungen zufließen zu lassen. Jene vortheilhafte Aenderung meiner Lage bewog mich indeß nicht, mich von dem gewohnten Geleise zu entfernen und meinem einfachen Hausstande den Rücken zu kehren, was die Meisten an meiner Stelle sicher gethan haben würden. Auf diese Weise waret Ihr, meine Töchter, nach wie vor zur Arbeitsamkeit, regen Thätigkeit und zur Sparsamkeit verpflichtet, und habe ich Euch dadurch zu braven Hausfrauen herangebildet. Mein Sohn neigte leider sehr zu einem trägen und schwelgerischen Leben hin, die schwächste Ahnung meines Glückswechsels hätte ihn in diesen Untugenden noch mehr befestigt und ihn zu einem schalen und faden Modeherrchen umgewandelt. Ich zog es daher vor, ihn seine frühere Sünde abbüßen zu lassen, eine Strafe, welche die gute Wirkung hatte, daß er sich allen Ernstes anstrengte, sich vom gemeinen Soldaten zum Range eines Oberoffiziers emporzuschwingen. Mein Eidam liebte die Karten: ich gab ihn allen Qualen, welche der Verlust, allen Demüthigungen, welche dieses Laster in den Augen der Bessern mit sich führt, Preis, und hoffe ich, daß die Lehre, die er erhalten, ernst genug ist, um nie wieder vergessen zu werden. Um Angelika würde sich, wenn mein Vermögen der Welt bekannt gewesen wäre, ein Schwarm von Betrügern begierig gedrängt haben, weniger um ihrer Person willen, als um ihre reiche Mitgift zu erhaschen. Was für triftige Gründe also, um mein Glück nicht zu offenbaren! Da indeß mein Geheimniß nicht für die Ewigkeit verborgen bleiben konnte, da es Euch spät oder frühe mit meinem Scheiden von dieser Erde entdeckt werden mußte, so entschloß ich mich, es Euch lieber selbst zu verrathen, um wenigstens Zeuge Eures Jubels sein zu dürfen. Nicht wahr? Ihr werdet mir wohl verzeihen, daß ich Euch erst in der Benutzung meiner Schätze unterwies, bevor ich sie Euch überlieferte?"

Inbrünstige Umarmungen und Küsse folgten diesen gewichtigen Worten der erhabenen Frau, und wie eine Heilige, wie eine schützende Gottheit ward sie von den Ihrigen verehrt.

Pariser Polizei.

„Sieh den Mann dort, Francois, in dem blauen Ueberrock, mit den großen silbernen Sporen an den Reitstiefeln, wahrscheinlich ein Fremder aus der Provinz. Sieh, sieh! welche prächtige goldene Tabatière er in der Hand hält! Da, jetzt steckt er sie in die Rocktasche!"

So sprach ein Pariser Taschendieb zu seinem Kameraden, indem er auf einen Mann hinwies, der im Boulevard du temple vor dem Etablissement eines Kunsthändlers stand und die ausgestellten Gemälde und Kupferstiche betrachtete. Von vielen andern kunstsinnigen Parisern umstanden, ja fast gedrängt, ließ er sich dadurch nicht bewegen, seinen schon eine ziemliche Weile behaupteten Standpunkt zu verlassen, sondern schien seine Aufmerksamkeit nur ausschließlich den vor ihm hängenden Kunstblättern zuzuwenden.

„Francois, seine Dose muß unser werden," flüsterte der erste Gauner dem andern zu, und im Nu waren beide zur Seite des Dosenbesitzers. Der Eine drängte ihm von vorn, der Andere von hinten ziemlich nahe auf den Leib, was er indessen nicht zu bemerken schien. Recht wie herausfordernd nahm er von Neuem eine Prise und drehte dabei mit behaglicher Großthuerei die reichbesetzte Tabatière einige Male mit den Fingern herum, daß der Widerstrahl der Diamanten blendend in die lüsternen Augen der Gauner fuhr.

Jetzt konnten sich diese nicht mehr halten. Ein kühner Griff und das Kleinod war erbeutet. Kaum aber war die diebesgewohnte Hand mit erprobter Behutsamkeit in die Rocktasche jenes Mannes und sodann in die des Gauners gefahren, als eine andere Hand — die des Bestohlenen — ihn am Kragen hielt und sein Ohr die wenig musikreichen Worte trafen: „Habe ich dich endlich gefaßt, Kanaille! Ich habe mich lange genug vergeblich um dich bemüht." — Der Mann war ein Polizeiagent.

Scharfsinnige Sprüche von Geiler von Kaisersberg, weil. Prediger zu Straßburg (starb 1510).

Diese Welt nennt er einen großen Fluß, über den einer den andern überhelfen soll; es währe doch nicht lange und sei nur eine Ueberfahrt!

Zu denen, die etwa ehrliche gute Leute wegen kleiner Mängel verhöhnten, pflegte er zu sagen: Man sehe die Flöhe viel eher auf einem weißen Tuche, als auf einem schwarzen.

Einen undankbaren Menschen gegen Gott vergleicht er einer Sau, so die Eicheln unter dem Baume auffrißt, und nicht einmal über sich sieht, wo sie herkommen.

Von dieser Welt Lauf pflegte er zu sagen: Friede macht Reichthum, Reichthum macht Uebermuth, Uebermuth bringt Krieg, Krieg bringt Armuth, Armuth macht Demuth, Demuth macht wieder Frieden.

Eine ungerade übellautende Pfeife verderbe die ganze Orgel: also verwirre ein böser Bub' eine ganze Gemeine.

Zu denen, die da stotterten und sich schämten im Reden, pflegte er zu sagen: Heraus damit, brauchst keinen Zoll davon zu geben.

Einer wollte sich anderwärts niederlassen, unter dem Vorwenden, es gelte kein Prophet in seinem Vaterlande. Dem antwortete er: Aber der Pfennig gilt nirgends mehr, als da er gemünzt ist.

Gleichwie derjenige, der ein groß Bauholz auf dem Wasser mit leichter Arbeit an einem Seil fortzieht, solches aber nicht allein aufheben oder forttragen kann, wenn er es an's Ufer gebracht hat: also auch diejenigen, die sich bei ihren Lebzeiten kein Gewissen, sondern ihre Sünden leicht machen! Die werden erst derselben schwere Last alsdann fühlen, wenn sie an's Ufer kommen und von dieser Welt scheiden sollen.

Gleichwie Alles eher zeitigt, was in der Sonne steht, also auch die Geschäfte, deren sich ein Regent selber annimmt: die werden eher ausgeführt, als die, so durch Abgeordnete verrichtet werden.

Alte Leute vergleicht er mit einem abgehauenen Maien. Wenn man den in's Wasser stellet, bleibet er eine Weile grün, aber nicht lang; also hilft jenen die Arznei und gute Diät ein wenig, aber nicht viel.

Schwesterliebe

Schwesterliebe.

Eine Erzählung zu dem Stahlstiche mit derselben Unterschrift.

Von Wilhelm Müller.

Die Purpurwolken, von der sinkenden Abendsonne gefärbt, begannen immer mehr zu schatten und erloschen endlich völlig am dunkelnden Himmel; dagegen leuchtete der Vollmond freundlich auf die Erde nieder. Von dem kleinen Kirchthurme läuteten die Glocken zum Nachtgebet und zur Ruhe, aber auf der Straße regte es sich noch lebendig; die Luft war lau und mild und so hatten die armen und dürftigen Bewohner des Ortes ihre engen Behausungen verlassen und trieben vor derselben geschäftig ihr Wesen. Doch wie die Kirchenglocken verhallten, räumten die Hausfrauen Spinnräder und Arbeit zusammen, nickten den Nachbarn freundlich zu und traten in ihre Wohnungen zurück, deren Läden und Thüren sich alsobald schlossen; ihnen folgten die Jungfrauen, leise das Abendlied singend und die Wäsche, mit welcher sie beschäftigt waren, sorgsam zusammenfaltend. Nun erhoben sich langsam die betagten Männer, die silberhaarigen Greise, die große geschlossene Familienbibel in ihren Armen haltend; sorgsam wandten sie sich noch einmal auf der Schwelle um, umherspähend, ob auch Alles auf der Straße in gewohnter Ordnung war und zum Himmel emporblickend, ob nicht ein nächtliches Unwetter zu befürchten sei, und nur erst, als sie vor jeder Gefahr gesichert, entschwanden sie in des Hauses Innere.

Ein solches Bild des Friedens bietet abendlich fast jedes kleine Städtchen in Deutschland's Gauen dar.

An dem Fenster stand ein holdes Geschwisterpaar und blickte auf die Straße nieder. Die Jüngste in den Jahren, wo der bessere Mensch unentweiht dem Himmel angehört, hatte das Lockenköpfchen auf die Schulter der ältern Schwester gelehnt, schaute mit den schuldlosen Taubenaugen auf die Straße nieder und lächelte erwartungsvoll. „Sieh nur, mein Käthchen, mein Mütterchen," rief sie nach einer Pause, „da ist der blonde Bube mit seinem Lamme im Arme richtig wieder eingeschlafen; solches ist ihm nun schon sechs Tage hinter einander begegnet, und wie immer hebt auch jetzt die Mutter Kind und Lamm leise und behutsam empor, um Keines von Beiden zu erwecken und trägt sie zu ihrer Schlafstätte."

„Es waren die Letzten, welche noch auf der Straße weilten, komm Elise laß uns auch zu Bette gehen," sprach die ältere Schwester.

„O laß uns nur noch einige Augenblicke weilen," bat Elise, „der Duft der Abendblüthen wallt aus den Gärten und von den Bergfernen uns so labend entgegen und es ist mir als ob die bunten Kinder der Erde mir zuriefen: Geh' nicht schlafen, Lieschen, da wir erwachen!

„Aber morgen früh," schalt die Schwester freundlich, „wenn die Sonne durch die Fenster strahlt, wird Lieschen wieder fest schlafen und nicht zu erwecken sein."

Elise erröthete tief, schlug die Augen nieder und stammelte als wär' sie einer schweren Schuld angeklagt: „Ja, ja, Du hast Recht: ich will Dir gehorsam sein und schlafen gehen!

Der Knabe und sein Lamm schlafen wohl auch schon, und auch vielleicht die Mutter, wenn sie nicht noch den Abendsegen über ihr Kind spricht. Es ist eine schlichte Frau, die ich früher gar nicht beachtete, aber seit ich weiß, wie sie ihr Kind liebt, ist sie mir recht werth geworden."

„Mutterliebe ist heilig!" fiel Käthchen mit schmerzlicher Rückerinnerung ein. „Wie diese Frau ihren Knaben, liebte die Mutter uns."

„Das that sie," rief Elise tief ergriffen, indem sie die Schwester fest umschlang, „aber

Deine Liebe zu mir ist nicht minder heilig, nicht minder stark. Du bist mir Schwester und Mutter zugleich. Sie blickte auf ihre Perlenschnur um Hals und Arme nieder und eiferte: „Ich bin ein einfältiges, untaugliches Ding, und doch geh' ich durch Deine Güte und Sorgfalt geschmückter als Du selbst einher. Du arbeitest für mich bis in die Nacht hinein und wenn ich am späten Morgen erwache, sitzest Du schon wieder am Nähtische, um die Schwester zu nähren und zu kleiden, die Dir Deine Opfer mit gar nichts als mit Liebe vergelten kann."

Käthchen streichelte freundlich die Wange der Dankbaren und küßte die Thränen von ihrer Augenwimper. Die Kleine aber haschte nach der Hand der Schwester, drückte ihre Lippen auf dieselbe und rief unter Thränen schon wieder lächelnd: „Ach, ich wollte, daß mich ein Wunder, eine Fee, ein Zauberer oder sonst etwas Anderes plötzlich reich machte, nicht um meinetwillen, sondern nur um Dich zu beglücken."

Da trat auch in das Auge der ältern Schwester eine Thräne und sie flüsterte: „Du meinst es gut, aber Du bist in einem Irrthum befangen. Reichthum macht nur selten glücklich. Unsere Eltern waren einst auch reich —"

„Und nicht glücklich?" fiel die jüngere Schwester fragend ein.

„Und nicht glücklich!" hauchte es leise von Käthchens Lippen.

„O mein Gott," klagte Elise. „Aber", setzte sie eifernd hinzu, „ich kann mich nur der Zeit rückerinnern, wo die Eltern recht arm waren und da lebten sie doch recht zufrieden."

„Als sie arm waren;" entgegnete Käthchen. Elise faltete die Hände und rief: „Das ist mir unbegreiflich. Erkläre mir, wie dies möglich war."

„Ach, liebe Schwester," erwiederte Käthchen, „auch mir ist dabei vieles dunkel und unbegreiflich und ich weiß fast nicht mehr als Du selbst. Unsere Mutter hatte wie Du weißt eine ältere Schwester, sie soll gut und brav gewesen sein, aber sie heirathete wider den Willen ihrer Eltern; ich weiß nicht, warum unsere Großeltern dem Manne nicht wohl wollten, er soll zwar arm, aber von starrer unbeugsamer Rechtlichkeit gewesen sein. Die Eltern hatten den Eheleuten Haus und Herz verschlossen; die Noth trieb die Verstoßenen aus dem Lande in die weite Ferne; nie ist eine sichere Kunde von ihnen hierher gelangt. Einige behaupteten, sie wären nach Amerika ausgewandert, andere dagegen nach Afrika, einmal verbreitete sich das Gerücht, der Mann sei an den Küsten von Island ertrunken. Alle diese Nachrichten beängstigten wohl schwer die Herzen unserer Großeltern, sie hatten ihre Härte gewiß längst bereut und sehnten sich nach der verstoßenen Tochter. Nun heirathete unsere Mutter gehorsam nach dem Willen und der Wahl ihrer Eltern einen reichen Mann. Aber diese Ehe war auch nicht glücklich; unsere Mutter hatte dem wohlhabenden Gatten keine Mitgabe eingebracht, so fühlte sie sich ihm ungleich und empfand umgeben von seinem Reichthume ihre Armuth schmerzlich. Der Vater hingegen war finster, verschlossen, er hatte von seinen Eltern einen wichtigen Rechtsstreit ererbt, der seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm und ihm alle Freuden des Lebens raubte. So geschah es, daß die Ehegatten sich fremd blieben und kein inniges Vertrauen ihre Herzen verband. Die Großeltern waren aber längst entschlafen, wahrscheinlich von innerem Grame getödtet. Da saß der Vater wieder grübelnd und verfinstert bei seinen Schriften und Dokumenten. Du lagst noch in der Wiege, ich stand an Deiner Seite und war bemüht Dich in den Schlaf zu singen; die Mutter saß mit ihrem Nähzeug beschäftigt am Fenster. Da geschah ein dumpfer Fall; der Vater war von seinem Stuhle niedergesunken, er lag bleich und ohnmächtig am Boden, in der starrenden Hand ein Pergament geklemmt. Wie im Traume befangen blickte er scheu um sich her als er wieder zum Bewußtsein in den Armen der Mutter erwachte und rief: „So ist es denn wahr geworden, was ich immerdar durch mein ganzes Leben befürchtete und was mir alle Freuden im Keime ertödtete. Hier ist das

Dokument, auf welches mein Gegner seine Ansprüche gründet, und welches sein Recht heiligt. Wenn ich es verberge, wenn ich es dem Gericht vorenthalte, bin ich ein Meineidiger und ein Verbrecher." „O so gieb es heraus," rief die Mutter mit innerer Seelenangst, „belaste Dein Gewissen nicht."

„Aber Du," entgegnete der Vater, „was wirst Du thun und beginnen, wenn ich das fremde Eigenthum zurückgebe und dann ein Bettler bin. Hast Du mir doch," setzte er bitter hinzu, „nur meines Geldes wegen Deine Hand gereicht."

„Nein, bei Gott," rief die Mutter, „das that ich nicht, ich war nur gehorsam dem Willen meiner Eltern, Deines Vermögens achtete ich nicht."

„Und Du wirst mich nicht verlassen," rief der Vater mit bebender Angst, „wenn ich meinem Gewissen folge, Alles zurück gebe und völlig verarmt bin."

„Nie verlaß ich Dich," betheuerte die Mutter, „mit Dir will ich darben, mit Dir Sorge und Mangel dulden."

Da sank der Vater zu den Füßen der Mutter nieder und umfaßte dankend ihre Knie. In dieser schmerzlich schönen Stunde erkannten erst die Eltern ihren gegenseitigen Werth und das heiligste Vertrauen einte beide.

Der Vater hielt Wort; er übergab dem Gerichte mit dem aufgefundenen Dokumente Alles, worauf die Gegenparthei Anspruch machte. Es muß viel, sehr viel gewesen sein, denn Glanz, Pracht und Wohlleben waren nunmehr aus dem Hause verschwunden und dagegen kehrte der Mangel ein. Und doch schien mit dem Reichthum auch der finstere Geist geschieden zu sein. Die Mutter waltete mit genügsamer Zufriedenheit in dem kleinen Häuschen, welches wir jetzt bewohnen, geschäftig einher, und mühte sich nur dem Vater jede Lebenssorge zu erleichtern und ihm die ungewohnte Armuth liebend zu verbergen. Und der sonst so ernste, finstre Vater wurde heiter und fröhlich, er tanzte oft mit Dir in dem kleinen Zimmer umher, was er sonst nie gethan hatte und ich saß des Abends stundenlang auf seinem Schooße, wenn er der Mutter von seinen fernen Reisen erzählte.

Nur eine Sorge schien den Vater noch zu bedrücken; der Rechtsstreit war zwar völlig geendet, aber der Mann, der denselben gewann erschien, immer noch nicht. Ich weiß nicht warum dies den Vater beängstigte, aber ich hörte ihn oft sagen; er würde sich ganz glücklich fühlen, wenn er das Vermögen in den Händen des rechtmäßigen Eigenthümers wüßte. —

Der Wunsch wurde nicht erfüllt, denn nach einigen Jahren begann er zu kränkeln, wurde mit jedem Tage schwächer und hinfälliger und trotz der Pflege der Mutter siechte er langsam dem Grabe zu. Und da seine Sterbestunde erschien, faßte er angstvoll die Hände der Mutter und flüsterte: „Ich habe Dir doch nicht Alles entdeckt, ich habe Dir doch noch ein Geheimniß verborgen, aber es geschah um Dein Herz nicht noch mit mehr Leid zu erfüllen. Jetzt aber muß ich es Dir entdecken, Dir nennen den Namen des Mannes, gegen den der Prozeß geführt wurde, damit Du für mich zeugst, daß ich unschuldig war an der Schuld, welche ihm so lange sein Eigenthum vorenthielt." Er flüsterte ihr einen Namen zu, den ich nicht verstehen konnte; aber die Mutter wurde fast noch bleicher als der Sterbende auf seinem Schmerzenslager und nur mühsam vermochte sie sich aufrecht zu erhalten: doch ein anderer Schmerz, größer als der eben empfundene verdrängte diesen aus ihrer Brust, denn der Vater war mit diesem Geständniß zugleich auf immer von uns geschieden.

Die Mutter klagte nicht; sie trug nicht einmal die Trauerkleider, welche die Sitte bei dem Tode des Gatten bedingt, denn sie war zu arm, um sie zu bezahlen, aber ihre bleiche, abgezehrte Wange zeigte, was sie litt. Und doch vergaß sie bei diesem Schmerze nicht eine heilige Pflicht; mit Mutterkraft und Mutterliebe sorgte sie für

uns Vaterlose; sie gab uns Lehre und Unterricht und kein Tag, keine Stunde ihres Lebens entschwand, wo sie nicht ihre Freuden für uns zum Opfer brachte. So trug sie jahrelang mit frommer Duldung und Ergebung, was ihr der Himmel auferlegt, und ihr Leben wurde vielleicht nur durch die Liebe zu uns erhalten. In der letzten Zeit, wo ich schon erwachsen war und ihre schöne Seele immer mehr verstehen lernte, sprach sie viel mit mir von ihrer ältern Schwester. Ach in diesen Worten lag ein unendliches Sehnen nach der längst Verschollenen und vielleicht auch eine leise Hoffnung, daß sie noch wiederkehren würde; darum opferte sie ihren letzten Nothpfennig, die Kette von ihrem Bildniß, daß einzige theure Andenken was uns von ihr geblieben und veranstaltete in den Zeitungen abermals einen Aufruf an ihre Schwester. Aber auch dieses Opfer brachte keine andere Frucht, als daß sich jene Gerüchte von Amerika, Afrika und Island erneuten. — —

Beide Waisen hatten die Blicke jetzt auf der Mutter Bildniß gesenkt, das Käthchen um den Hals trug, beide drückten mit inniger Liebe ihre Lippen auf das Gemälde und Käthchen seufzte: „O wie war sie so gut, so engelfromm, so duldend und ergeben in jedem Ungemach. Weißt Du noch," fuhr sie leiser und gebrochener fort, „wie sie da lag in der letzten Stunde ihres Lebens, so bleich und doch schon auf Erden verklärt. Wie wir knieten vor ihrem Lager und sie ihre bleichen, schon erkalteten Hände segnend auf uns legte? —"

„Wie sie Dich beschwor," fiel Elise weinend ein, „mir armen Unerfahrenen Mutter zu sein, über mich zu walten, für mich Sorge zu tragen. Du konntest nicht sprechen, ihre Bitte vor Schmerz nicht bejahen, dennoch hast Du treu erfüllt, was die Sterbende verlangte. Bist mir Schwester und Mutter zugleich gewesen, und darum will ich Dir dankbar und gehorsam sein so lang' ich lebe."

Beide Schwestern hielten sich fest umarmt beide weinten, aber es waren selige, schmerzlose Thränen; da suchte Käthchen ihrer Rührung Herr zu werden; sie blickte auf die nun völlig einsame Straße hinaus und sagte: „Wenn ich Dein Mütterlein bin, wie Du mich immer nennst, so sei nun auch mein gehorsames Töchterlein und laß uns zu Bette gehen; sieh, alle Lichter sind schon erloschen, nur dort in dem Dachstübchen glimmt noch die Lampe. Ich sehe diesen Wiederschein am späten Abend, am frühen Morgen; es muß dort wohl ein recht fleißiger Mann wohnen."

„Oder vielleicht ein Kranker," setzte Elise mit fallender Stimme hinzu, „dessen Körper keine Ruhe, dessen Auge keinen Schlummer hat."

„Wenn es so ist," entgegnete die ältere Schwester, „wollen wir zu Gott für des Leidenden Frieden beten."

„Ja, ja, das wollen wir" fiel Elise ein, „aber auch für dich will ich beten mein Schwester- und mein Mütterlein; nun husch, husch in das Bett."

Beide Waisen waren in wenigen Augenblicken entkleidet, Käthchen betete leise, aber Elise, noch nach frommer Kinder Art, sprach laut ihren einfältigen Spruch. — —

Es war eine Zeit hindurch ganz stille in dem kleinen Stübchen; da hob Elise das Lockenköpfchen empor und rief leise: „Käthchen schläfst Du schon?"

Als sie keine Antwort erhielt, wiederholte sie nochmal etwas lauter die Frage. Aber es blieb stille in dem Stübchen und sie vernahm nur die ruhigen Athemzüge der schlafenden Schwester. Da schlüpfte die Kleine behutsam und leise wieder aus dem Bette heraus, bekleidete sich eilig, nahm die Schuhe in die Hand, um jedes Geräusch zu vermeiden, und wollte so das Zimmer verlassen. Auf der Schwelle kehrte sie noch einmal zurück, schlich sich leise zum Bette der Schwester, beugte sich zärtlich und freundlich über die Schlafende nieder und war im Begriff einen Kuß darauf zu drücken. Aber sie wagte es nicht aus Furcht die Schwester zu wecken, sie küßte nur den Athem der ruhig

Schlummernden und huschte dann ungehört aus ihrer Wohnung.

Nach einigen Stunden erwachte die ältere Schwester; der Mond schien so klar und leuchtend in das stille Gemach; auch Käthchen erhob sich und flüsterte. Es ist so hell im Zimmer wie am Tage; ich könnte wohl noch ein paar Stündchen an dem Geburtstaggeschenk der Schwester arbeiten. — Sie war schnell bekleidet, langte aus einem verborgenen Fache eine zierliche Stickerei hervor und indem sie die Arbeit zufrieden musterte, flüsterte sie lächelnd: Wie wird sich die Kleine freuen und wie schön wird es ihr stehen."

Indem sie so die Blicke nach dem Lager der Schwester wandte, erbleichte ihr Antlitz und sie ließ vor Schreck die Arbeit fallen, denn das Bette war leer. Käthchen warf das Auge spähend umher, auch der Schwester Kleider, welche sonst immer sorgsam geordnet auf dem Stuhle vor dem Lager lagen, fehlten. Eine Zeit lang stand die Verlassene völlig verstummt und völlig rathlos da, dann begann sie anfangs leise, aber von der Angst erregt immer lauter zu rufen: „Lieschen, liebes Lieschen, wo bist Du?" Aber ihr ward keine Antwort, in dem Schweigen der Nacht hallte ihr nur der Widerhall der eigenen Stimme entgegen. Da wandte sie abermals die Blicke dem verlassenen Lager der Schwester zu: „Es muß schon öfter geschehen sein," flüsterte sie scheu vor sich hin, „denn Elise schlief des Morgens so ungewöhnlich fest und war nicht zu erwecken. Wenn sie" — das Wort auf ihren Lippen verstummte und ein fieberhaftes Beben durchschauerte ihren Körper. „Nein, nein," rief sie dann wie vor sich selbst entsetzt, „mein Lieschen ist nicht böse geworden, ich hörte sie ja noch am Abend ihr Gebet sprechen; wer so innig mit kindlich frommen Gemüthe zu Gott beten kann, der ist nicht der Sünde verfallen, der wandelt nicht auf bösen Wegen. „Aber," bebte es mit rückkehrender Angst von ihren Lippen, „die Kleine ist so unerfahren als schuldlos; sie kennt die Bosheit der Welt nicht, wenn sie" — wieder verstummte ihre Klage; sie hob die Arme gegen den nächtlichen Himmel empor und flehte: „O Gott! Gott! nimm die Angst von mir und sei der armen Schwester Schutz und Hort, wo ich es nicht sein kann."

Sie wankte an das Fenster hin, öffnete dasselbe und spähte die Gasse entlang, keine Spur! da unten war Alles so still und ruhig; überall der hehre Friede und nur in ihrem Herzen die Angst und die Sorge. Sie setzte sich zu ihrer Arbeit nieder und wollte das Ereigniß abwarten, aber die Nadel entsank ihrer Hand, das innere Bangen ließ sie nichts fördern; so vergingen langsam einige Stunden, Lieschen kehrte nicht zurück. Die Schwester war wieder an das Fenster getreten; der Morgen dämmerte bereits; eben erlosch das Licht in dem Hause gegenüber; Käthchen blickte zu demselben hinauf; dort vor dem Fenster stand die Schwester und hielt noch die Lampe in ihrer Hand. Es war keine Täuschung, das Auge der Schwester irrte sich nicht. Wirre Gedanken betäubten das arme Käthchen; das Haus drüben war ein niederes Wirthshaus; nur Spielleute und Abentheurer pflegten dort einzukehren und nächtlich ging es dort oft wüst und wild her. Und dennoch wankte das Vertrauen zu ihrer Schwester nicht; sie sank in die Knie, sie hob ihre Arme flehend zu Gott empor; nicht ihre Lippen, nur ihr Herz bat den Allgütigen um eine freundliche Lösung des räthselhaften Ereignisses; dann warf sie ein Tuch über und eilte in das gegenüberstehende Haus.

In einer Dachkammer, deren Sparren von keiner Decke verkleidet waren, standen rings an den Wänden geschlossene Kisten und Ballen, noch als Frachtgüter gezeichnet. In dem dunkelsten Winkel dieser Behausung erhob sich ein grosses altväterisches Bette, dessen erblichene Vorhänge dicht zugezogen waren. Vor demselben stand ein alter Tisch, auf dem ein großes versiegeltes Schreiben lag, und mehrere Arzneigläser standen. So unscheinbar auch alles in dieser ärmlichen Behausung war, so herrschte doch in

demselben der Geist der Ordnung und der Reinlichkeit, und Elise war auch jetzt noch emsig bemüht die rohen unförmlichen Kisten so zu bedecken, daß sie dem Auge nicht verletzend erschienen. Manchmal ließ sie wohl von dieser Arbeit, schlich sich zu dem Bette hin und horchte, aber da sich dort nichts regte, kehrte sie wieder mit mütterlicher Geschäftigkeit zu ihrem Thun zurück. Da öffnete sich die Thüre; Käthchen trat ein, umfaßte die Schwester und rief mit liebendem Vorwurf: „Du böses, böses Kind, wie hast Du mich geängstigt. Sprich um Gotteswillen, wie kommst Du in dieses fremde, schlecht berüchtigte Haus und was machst Du hier?"

Elise erbleichte, als die Schwester so sprach und auch ihr Auge wurde naß als Käthchens Thränen auf ihre Wangen niederfielen; sie küßte demüthig der Schwester Hand und flehte: „Schilt mich nur nicht gar zu sehr, mein liebes Schwester- und Mütterlein; es hat mir wehe genug gethan vor Dir ein Geheimniß zu bewahren und erst diese Nacht ist mir die Erlaubniß geworden, Dir dasselbe mitzutheilen." Sie zog die Schwester zu dem fernen Fenster hin und begann leise, aber mit einer Hast, die deutlich verrieth wie wohl es ihr that, Alles der Schwester anvertrauen zu dürfen: „Sieh, mein liebes Schwesterlein, es sind ohngefähr drei Wochen, als ich mit meinem Körbchen auf den Markt ging, um unsern kleinen häuslichen Bedarf einzukaufen; da ich nun rückkehrte, wandelte vor mir eine Frau, deren Gang mir auffiel und meine Besorgniß erregte; sie ging manchmal mit schnellen Schritten, dann wankte sie wieder langsam dahin, als fehlte die Kraft sich aufrecht halten zu können. Immer ungleicher wurde ihr Schritt, so daß ich für die Frau recht ängstlich bangte und doch nicht den Muth hatte, ihr meine Hilfe anzubieten. Da sie nun aber unserer Wohnung gegenüber war, brach sie ohnmächtig zusammen und ich hatte nur eben Zeit mein Körbchen von mir zu werfen und sie in meinen Armen aufzufangen. O ich kann Dir nicht sagen, wie mir um's Herz wurde, als die bleiche Gestalt bewußtlos an meinem Herzen lag; Du selbst, mein gutes Käthchen hast mich durch dein Beispiel gelehrt, milde und barmherzig gegen jeden Leidenden zu sein. Aber wie wurde mir erst als sie die Augen aufschlug; es war der Mutter Blick, welcher zu mir emporschaute, es war der Mutter Stimme, welche mir zurief: Dort hinauf in das Dachzimmer.

Ich trug sie mehr als ich sie führte über die gebrechliche Treppe in dieses Gemach. Hier erst schien sie sich völlig zu erholen, jenes Papier, welches sie selbst während der Ohnmacht krampfhaft in ihren Händen hielt und daß sie bis jetzt noch nicht geöffnet, warf sie von sich und sank auf jenen Sessel nieder. Mit dem rückkehrenden Bewußtsein verfinsterten sich aber ihre Züge; sie blickte mit Mißtrauen zu mir empor und sprach mit kalter Härte: Ich habe mich nun erholt und danke Dir für Deine Hülfe. — Ich zögerte zu gehen, denn ich sah trotzdem, daß sie ihren Zustand verbergen wollte, wie Krampf oder böses Fieber ihren Körper durchschauerte und es ward mir bange sie in diesem Zustande zu verlassen; ich fragte deshalb: Haben Sie Niemand, der bei Ihnen weilt und sie pflegt, wenn sie krank und hilfsbedürftig sind. Da sah die bleiche Frau mit einem seltsamen Blicke zu mir auf und grollte im bittern Selbsthohn: Ich habe Niemand auf Erden, der sich um mich kümmert, ich bin ganz allein und verlassen, und wenn ich heute die Augen schließe, lebt kein Mensch, der meinem Tode eine Thräne nachweint. Und wenn mir heute das größte Erdenglück zu Theil wird, ist Niemand da, der sich dessen freut. Es dauerte mich die so Verlassene und ich rief: Ich will Sie pflegen und bei Ihnen weilen in Ihren kranken Schmerzensstunden. Da sah die Fremde wieder mit Argwohn mich an und rief: Ich bin arm, eine Bettlerin und würde Dir für Deine Hilfe keinen Lohn zahlen können. — Ich bedarf dessen nicht, entgegnete ich der Armen, um sie zu beruhigen, zwar bin ich auch nur arm, eine vater- und mutterlose Waise, aber

eine gute Schwester ist mir geblieben, die für mich sorgt und arbeitet. Da blickte die Frau mich wieder an mit jenem Auge, das mich vorhin an die Mutter erinnert hatte und sie fragte mich nach meinem Namen und wer meine Eltern gewesen. Während ich ihr alles was ich wußte offen mittheilte, wurde sie wohl wieder von den Schmerzen der Krankheit ergriffen, denn die Farbe wechselte fieberhaft auf ihrem Antlitze, sie wurde manchmal noch bleicher als gewöhnlich und dann stürmte wieder flammend das Blut auf Stirn und Wangen. Zweimal mußte ich ihr meinen Namen nennen und sie fragte, warum ich in der Taufe den Namen Elise erhalten. Ich sagte ihr, daß ich diesen Namen nach der einzigen verschollenen Schwester meiner Mutter erhalten hätte. Da starrte sie mir lange, lange in das Auge und sprach endlich: Ich will Deine Hilfe, Deine Pflege annehmen, so Du mir das Gute thun willst, sonder Dank und Lohn, und mir zugleich gelobst, keinem Menschen Dein Thun und Walten zu entdecken. — Nur meiner Schwester darf ich doch Alles sagen, fragte ich; wir weilen ja immer beisammen und ich kann nicht von ihr gehen, ohne daß sie weiß, wohin ich mich wende. Aber die Kranke engegnete mit harter Stimme: Auch dieser sollst Du Alles verschweigen, nur Gott allein soll um Dein Thun wissen. Am Tage sollst Du mir fern bleiben, aber allnächtlich, wenn die langen schlaflosen Stunden über mich kommen, magst Du bei mir weilen. Ich stand unentschlossen; nie hatte ich vor Dir ein Geheimniß gehabt, mein Herz lag immer offen vor Dir; nun sollte es anders sein. Die Fremde aber, als sie meine Zweifel sah, grollte mit Bitterkeit: So geh denn und laß, um die geschwätzige Zunge nicht zu fesseln, die Unglückliche, die keinen Menschen hat, der ihr zur Seite steht, in ihren Schmerzensstunden. Wenn auf dem einsamen Sterbelager meine Lippe dorrt und Niemand da ist, der mir einen Labetrunk reicht, wenn Keiner meine erkalteten Hände zum Angstgebet faltet und ich in den letzten Augenblicken meines Lebens an menschliches Mitleid verzweifle, wird Gott Dir nicht anrechnen der Sterbenden Qual. — Es war wohl nur der Körperschmerz, der solche harte Worte hervorrief, aber ich vermochte ihnen nicht zu widerstehen; mich ergriff die Angst, sie könne so einmal sterben in der Nacht ohne menschliche Hilfe, und ich müßte mich dann der Schuld ihres Todes anklagen. So willigte ich denn in ihr Begehren, Dir Alles zu verschweigen, und schlich mich jede Nacht von Deiner Seite, um die Verlassene zu warten und zu pflegen. Und mit jeder Stunde, die ich bei der Kranken weilte, und mit jeder kleinen Theilnahme, die ich ihr bezeigte, wurde ihr Herz weicher; ich mußte ihr dann viel erzählen von der Mutter und auch von Dir, liebes Käthchen, und sie konnte nicht begreifen, wie es Dir möglich wäre, für mich und unsere Erhaltung so mütterlich zu sorgen. Wenn dann ihr Auge eine Thräne netzte, wurde es wunderbar dem der Mutter ähnlich und ich gewann sie immer lieber und lieber. In dieser Nacht war sie besonders engelfromm; sie streichelte meine Wange und fragte: wenn ich gold- und geldreich wäre, würde es Dir Freude machen, dasselbe von mir anzunehmen? Du aber, mein Käthchen, hattest mir ja am Abende erzählt, wie der Reichthum unsere Eltern nicht glücklich gemacht, sondern ihre Herzen gegen einander verschlossen hätte; ich schüttelte deshalb den Kopf und erwiderte ihr, wie ich wohl eine andere Bitte an sie hätte, die sie mir leicht ohne Reichthum gewähren könne. Da blickte sie mit den wunderbaren Augen zu mir auf und fragte: Was wünschest Du denn Du seltsames Kind. Ich aber sagte ihr wieder, wie es mich so schwer beängstige vor Dir ein Geheimniß zu hegen und wie sie nun mir erlauben möchte, Dir Alles mitzutheilen. So mag es denn geschehen, antwortete sie, aber gieb acht, die kluge, erfahrene Schwester wird Dir zürnen über das, was Du der Fremden gethan und nicht dulden, daß Du ferner zu mir kommst. — Ich aber widersprach zum erstenmale der kranken Frau und sagte ihr, wie Du mein liebes Schwesterchen weit besser und mitleidiger

wärest als ich. Sie lauschte freundlich meinen Worten und sprach endlich: Ist Deine Schwester wirklich so gut, als Du sagst, so führe sie zu mir her, auf daß ich sie lieben lerne, wie Du sie liebest. Da fühlte ich mich recht glücklich und in meiner Freude erzählte ich der kranken Frau soviel von Dir, Du Gute, bis sie über mein Geschwätz die Augen schloß. Es ist zum erstenmal, daß sie so lang und so ruhig schläft; wie ich vorhin durch den Vorhang zu ihr nieder schaute war ihr Antlitz so heiter und schmerzlos, wie ich es noch nicht gesehen habe. Jetzt, mein liebes Schwester- und Mütterlein hab' ich Dir Alles bekannt, vergieb mir nur, denn ich weiß ja doch, daß Du mir im Herzen nicht zürnst."

Käthchen schloß Elise in ihre Arme, aber ehe sie dieselbe beloben oder schelten konnte, rauschte es hinter ihnen; der Vorhang des Bettes war zurückgeschlagen; die Kranke saß aufrecht auf dem Lager, streckte die Arme der ältern Schwester entgegen und rief mit tief erschütterter Stimme: „Käthchen, bist Du aus dem Grabe rückgekehrt, um die verlassene Schwester zu begrüßen?"

Elise eilte zu der Kranken, um sie zu beruhigen; Käthchen war erbleicht und stammelte: „Ich heiße allerdings Käthchen, aber sie kennen mich doch wohl nicht?"

Die Kranke hatte beide Hände gegen Herz und Stirne gedrückt und flüsterte dumpf vor sich „Fieberwahn! Wahnsinnsträume! Jene schläft ja längst in Grabes Gruft."

Elise hatte Käthchen aber näher zu der Kranken gezogen und sprach: „Es ist meine Schwester, von der ich Ihnen erzählt habe."

Und wieder starrte die Fremde in Käthchen's Antlitz und rief: „Es ist ihr Auge, ihr Gesicht!" und beide Waisen mit krankhafter Heftigkeit umschlingend, brach es aus der tiefen Brust hervor: „Kinder meiner Schwester, ich bin eure Tante, bin Elise!"

Und fester umschlang sie die beiden Jungfrauen, als fürchtete sie dieselben zu verlieren. Die aber zitterten vor Ueberraschung und nur ihre Herzen schlugen der theuren Verwandten entgegen, ohne daß ihr Mund Laute der Liebe hatte. Endlich fielen der Kranken Arme kraftlos nieder, aber doch ließ sie die Geliebten nicht; sie lehnte den Kopf wie ermüdet auf Elisens Schulter, faßte mit ihren fieberhaftglühenden Händen die der ältern Schwester und flüsterte so zu ihnen hinauf: „Wie war ich so lange unglücklich und wie bin ich doch jetzt so glücklich. Seht Kinder, der Gatte meiner Wahl war ein rechtlicher Mann, aber sein Sinn war verfinstert durch einen unglücklichen Rechtsstreit, der schon seit länger als einem Jahrhundert in der Familie forterbte, ihre Tage mit Sorge und Unmuth trübte, ihr Vermögen verzehrte und den sie doch nicht fallen liessen, weil das Recht auf ihrer Seite war. Mein Gatte war thätig, fleißig, aber Alles, was er errang, mußte er den Anwalten und Gerichten opfern so war er immer mehr und mehr verarmt, und weil meine Eltern ihm nichts anders, als diese Armuth vorwerfen konnten, ließ ich nicht von ihm, sondern beschloß, mit ihm zu theilen Elend und Sorge. Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser, aber ihr Fluch reißt sie wieder nieder! Von den Eltern verstoßen, war ich nicht glücklich an des Gatten Seite, obgleich wir uns Beide treu und wahr liebten. Auch mein Sinn verfinsterte, als ich sah, daß wir nur darum nicht geachtet und nur darum zurückgesetzt wurden, weil Geld nicht unser Eigenthum war. Somit war ich es zufrieden, als mein Gatte mir den Vorschlag machte, das Vaterland zu verlassen und in einem andern Welttheil das Glück aufzusuchen. Das Glück? — wir errangen es nicht, aber der Reichthum wurde uns zu Theil und wie dieser bei uns einkehrte, stiegen wir auch in der Achtung der Menge. Mein Gatte endete im Meeressturm und da ich das Erbe antrat, war ich reich, überreich an Gold und Geld, aber arm an Liebe. Wohl kamen viele zu mir nnd umschmeichelten mich mit Freundschaftsversicherungen und wollten mich berauschen mit feilen Worten. Aber im Lebenskampfe wa-

ren mir traurige Erfahrungen geworden, ich hatte das Menschengeschlecht kennen gelernt und erblickte durch die erlogene Larve das unlautere Herz. Und wie ich mich auch mühte, wie ich auch prüfte, ich fand Niemand, der mir wahre Theilnahme, wahre Freundschaft bezeigte, alle waren käuflich, alle feil für Goldesklang. So war ich verarmt in der Ueberfülle des Reichthums. Ich kehrte in meine Vaterstadt zurück; alle, die ich dort geliebt hatte, deckte der Grabeshügel; ich hörte wohl, daß von meiner Schwester zwei Töchter lebten, aber diese waren meinem Herzen fremd, und ich wähnte, auch sie gehörten zu der Menge, deren Gott das Geld war. Hier vernahm ich auch, daß jener unselige Rechtsstreit, um dessentwillen die Haare meines Gatten vor der Zeit erbleicht waren, um dessentwillen er der Heimath Glück opfern mußte, zu seinen, oder vielmehr zu meinen Gunsten entschieden war. Aber als ich von der Treppe des Gerichtshauses niederstieg und in der Hand den Rechtausspruch hielt, der mich doppelt so reich machte, als ich schon war, fühlte ich mich unglücklicher als jemals, fühlte ich meine Lebenskraft gebrochen, denn ich hatte von dem Richter erfahren, daß derjenige, gegen den ich den Prozeß gewonnen, der Mann meiner Schwester gewesen. Das Gesetz machte meine arme Schwester zur Bettlerin und warf mir ihre Habe zu, um einen ewigen Stachel in mein Herz zu bohren. Das Uebermaaß meiner Empfindungen brach meines Körpers Kraft, ich verlor mein Bewußtsein und da ich wieder erwachte, fand ich mich in den Armen des Kindes meiner Schwester. Das war kein Zufall, das war nicht das Spiel des blinden Ohngefährs, das war die Lenkung des gnadenreichen Gottes, der da nicht wollte, daß ich verzweifeln sollte an Menschenherzen. Dennoch erkannte ich nicht gleich seine Wege, dennoch hegte ich noch den Zweifel, daß ohne schnöden Eigennutz ein Mensch dem andern wohl thun könne. Ich that des guten Kindes Herzen wehe, um seine Lauterkeit zu prüfen; ich setzte die Gute auf eine schwere Probe, aber sie bestand dieselbe in ihrer kindlich schuldlosen Einfalt. Ich verdiente die Barmherzigkeit Gottes nicht, wollte ich noch länger zweifeln an ihr und auch an Dir, mein Käthchen, die Du Deiner Mutter Ebenbild bist und deren Herz ich durch Elise kennen lernte. So nehmt mich auf bei Euch und gebt meinem verdorrten Herzen Eure Liebe und ich will Euch dagegen jenen elenden Tand geben, an den des Menschen Wahnsinn seine Seligkeit knüpft. Jene Kisten, mit Schätzen, Kleinodien und Silberbarren gefüllt, sind, wie der Inhalt jener Urkunde, Euer. Heil mir, wenn ich dadurch am Abend meines Lebens zwei Herzen gewonnen."

Ihr Wunsch wurde erfüllt, sie verjüngte wieder in der Liebe ihrer Schwesterkinder, und diese hat der Reichthum nicht gewandelt, nicht geändert; sie benutzen ihn nur, um das Elend des Nächsten zu lindern, um Thränen des Unglücks zu trocknen.

Die Rettung aus der Räuberhöhle.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte Frankreichs im siebenzehnten Jahrhundert.

Herr von Saintaine war ein Edelmann unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten. Unverheirathet bewohnte er ein entlegenes Schloß in den Wäldern von Berri und lebte hier ganz der Landwirthschaft. Er machte ein großes Haus, besorgte aber alle seine Geschäfte selbst, und besuchte sogar die Märkte, um sein Korn in eigener Person zu verkaufen.

Ein jährlicher Markt fand in la Châtre statt. Er besuchte ihn und im Laufe des Tages verbreitete sich das Gerücht, er sei gekommen, um eine sehr bedeutende Geldsumme in Empfang zu nehmen und der Verkauf einer bedeutenden Quantität Korn hätte ihm nicht minder bedeutende Summen eingetragen.

Auf eben diesem Markte befand sich auch ein Pfarrer, ein schlechter Priester, ein wahrer Räuber, der als Genosse einer Räuberbande galt, welche das Land verwüstete. Zwei Bürger von eben so schlechtem Rufe, denn der eine war ein Wucherer, der andere ein Falschmünzer, bildeten die Gesellschaft des Pfarrers. Alle drei waren nach la Châtre gekommen, um Herrn von Saintaine zu folgen, und sie allein wußten mit Gewißheit, daß er, theils in Wechseln au porteur, theils in Gold 20,000 Livres mit nach seinem Schlosse nehmen würde.

Der Pfarrer nahm Gelegenheit, seinen ehrenwerthen Nachbar zu grüßen, und fragte, wie beiläufig nach der Stunde seiner Abreise; dann ging einer der beiden Andern in den Stall, in welchem das Pferd des Herrn Saintaine und die seiner beiden Bedienten standen; er ging um die Thiere herum, liebkosete sie und verließ dann den Stall.

Die Tage waren nicht lang, und Saintaine hatte fünf Landstunden zurückzulegen; um früh genug nach Hause zu kommen, rechnete er auf die Güte seiner Pferde. Er schwang sich in den Sattel, und trabte in Begleitung seiner beiden Bedienten davon. Zwei Stunden von la Châtre holten sie den bereits erwähnten Pfarrer ein, man grüßte sich, man plauderte, man ritt mit einander weiter. Der Pfarrer bat den Reisenden, bei ihm zu übernachten und bot ihm ein gutes Abendessen und ein gutes Bett an. Herr von Saintaine lehnte die Einladung höflichst ab, indem er sagte, daß er diesen Abend noch seine Wohnung erreichen müsse. Der Pfarrer drang nicht weiter in ihn.

Plötzlich aber stürzte das Pferd des einen Dieners; der Reiter sprang auf und wollte dann auch dem Thiere aufhelfen, aber zu seinem Schrecken bemerkte er, daß es in Todeszuckungen lag, und den Moment darauf krepirte es. Man staunte noch über das Ereigniß, als plötzlich das Pferd des zweiten Dieners furchtbar zu stöhnen anfing, und unter wildem Gewieher wüthend davon jagte, so daß der arme darauf nicht gefaßte Reiter herunterfiel und zwar so unglücklich, daß er das Bein brach. Aber nachdem das Thier kaum 500 Schritte weit gelaufen war, stürzte es nieder und verendete auf der Stelle. Bald darauf zeigte auch das Pferd des Herrn von Saintaine selbst dieselben Symptome, so daß sein Herr schnell absteigen mußte. Das arme Thier hatte die furchtbarsten Krämpfe, aber sei es nun, daß es weniger von dem Gifte gefressen, oder daß es eine kräftigere Natur hatte, als die anderen beiden, genug man hoffte es zu retten.

Man verlor sich in Vermuthungen über dieses dreifache Ereigniß. War der Hafer mit irgend einer giftigen Pflanze vermischt gewesen? Hatte irgend ein giftiges Thier sie gestochen? Oder war die Vergiftung in irgend einer verbrecherischen Absicht erfolgt? Der Pfarrer ließ einige Gemeinplätze über die Bosheit der Menschheit los, und fragte dann, welche Feinde Herr von Saintaine haben könne. Dieser erwiederte, er wüßte keinen, indeß verbarg er seine Verlegenheit nicht, und sagte: „Wenn es nicht unbescheiden wäre, Herr Pfarrer, so möchte ich Sie jetzt um die Gastfreundschaft ersuchen, die ich vorhin ablehnte."

Der Pfarrer zeigte sich sehr erfreut, einen so achtungswerthen Herrn verpflichten zu können, und rieth dem Herrn von Saintaine, den unverletzt gebliebenen Bedienten sogleich nach la Châtre zurückzuschicken, damit er das kranke Pferd pflegen könne. Der andere Bediente, der keinen weiten Transport ertragen konnte, wurde in das nächste Dorf zu dem dortigen Geistlichen gebracht, und hier der Pflege eines Compagnie-Chirurgen anvertraut, der in dem Dorfe wohnte, und bei dem ersten Lärmen eines so ungewöhnlichen Vorfalles herbeigeeilt war.

Aus all' dem Vorgegangenen folgte, daß Herr von Saintaine mit den Wechseln in seiner Brieftasche und den 12,000 Livres in seinem Mantelsack allein zurückblieb. Der Pfarrer befestigte den Mantelsack auf seinem eigenen Pferde und verschaffte mit Hilfe eines Amtsbruders dem Herrn von Saintaine ein anderes. Sie machten sich dann wieder auf den Weg und gelangten mit Anbruch der Dunkelheit nach der Pfarrwohnung, wo sie übernachten sollten.

Dies war ein alterthümliches Gebäude, das Ueberbleibsel eines Herrenschlosses aus den Zeiten der Kreuzzüge. Ein Flügel war zum Theil wieder erbaut worden, um zur Wohnung tauglich zu sein; er hing mit dem Reste des Gebäudes durch Gänge über oder unter der Erde zusammen. Die ehemalige Schloßkapelle war auf gleiche Weise die Dorfkirche geworden, und mehrere Säle, welche der Pfarrer bewohnte, bildeten den Eingang zu diesem heiligen Orte. Zum Kirchhofe hatte man einen ehemaligen Lustgarten umgeschaffen. Ein schöner Teich stieß an die Mauern; er war an die Stelle der früheren Gräber getreten. Eine hölzerne Brücke führte über diesen Teich, auf dessen einer Seite man in einen dichten Wald trat, welcher vor längst vergangenen Zeiten zum Park gedient hatte. Auf der anderen Seite der Kirche und des Kirchhofs lag der Küchengarten des Pfarrers. Diese scheinbar überflüssige genaue Ortsbeschreibung wird sich später als nothwendig erweisen.

Sobald der Pfarrer und sein Gast den Fuß auf die Erde gesetzt hatten, erschien eine Art von Diener, Reitknecht, wenn das Bedürfniß es erforderte, dann Koch, Beiküster in der Kirche, nebenher Gärtner, kurz, ein wahres Factotum, um die Pferde abzunehmen, empfing ziemlich ungezwungen die Befehle seines Herrn, prüfte neugierig seinen Gast und entfernte sich dann, ohne Zweifel um die empfangenen Instruktionen zu erfüllen. Der Pfarrer, welcher sich als ein Mann von Lebensart zeigte, hieß Herrn von Saintaine willkommen, und ließ ihm mehrere Erfrischungen von einer alten Magd auftragen. Zugleich fragte er diese, durch Häßlichkeit und Schmutz gleich ekelhafte, Person, ob seine Nichte aus der Kirche zurück sei.

„Herr von Saintaine," wendete er sich an diesen, „ich bitte Sie, kein Aergerniß daran zu nehmen, daß ich von einer Nichte spreche, doch diese ist die Tochter meines verstorbenen Bruders, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, dessen ich mich aus Mitleid angenommen habe; sie ist eine Waise, und ich hielt es für meine Pflicht ihr Vater zu sein."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Nichte erschien. Es war ein schönes Mädchen, und die Verlegenheit, die sie zeigte, that ihrer ganzen Erscheinung keinen Eintrag.

Sie war herrlich gewachsen, weiß und frisch, trug die Haare in Locken und die Arme nach der Landessitte blos bis zur Schulter. Bei dem Anblicke des Fremden gerieth sie ganz in Verwirrung, und wurde wechselsweise roth und blaß, und als ihr Oheim barsch gebot, den Gast zu unterhalten, füllten sich ihre wunderschönen Augen mit Thränen.

Der Pfarrer schien sehr gedankenvoll zu sein. Der Diener trat ein und gab ihm verstohlen ein Zeichen, was Herr von Saintaine durch einen Spiegel sehen konnte. Der Pfarrer entschuldigte sich hierauf wegen augenblicklicher Entfernung, da er einen Besuch bei einem Kranken machen müsse.

„Lieber Onkel," fragte die Nichte, „wer ist denn krank?"

„Der große Peter."

„Der große Peter?" wiederholte das schöne Mädchen mit verwunderter Miene, „sah ich ihn doch noch so eben ganz wohl und gesund."

„Du hast gewiß falsch gesehen" erwiderte der Pfarrer trocken, „und Johann, der mich eben abrief, ist sicher besser unterrichtet, als Du."

Der Ton, mit dem der Pfarrer diese Worte sprach, denn sie enthielten offenbar eine Lüge, bewirkte, daß Herr von Saintaine es unwillkührlich zu bereuen begann, unter dem Dache eines solchen Menschen ein Nachtquartier angenommen zu haben; weiter ging jedoch seine Einbildungskraft nicht. Als der Pfarrer hinausging, schickte

er die alte Magd nach dem Zimmer, in welchem er Herrn von Saintaine mit Julianen — so hieß seine Nichte — allein gelassen hatte. Diese Vorsichtsmaßregel konnte nicht auffallen, denn sie war nur den Forderungen des Anstandes angemessen. Man sprach nur wenig. Der Mond ging auf. Herr von Saintaine trat an das Fenster, um die Gegend zu übersehen, und bemerkte zu seinem großen Staunen den Pfarrer, der mit zwei Menschen vor dem Hause auf und nieder ging. Alle drei schienen in einem sehr heftigen Gespräche begriffen zu sein. Plötzlich zog einer der beiden Unbekannten drei Dolche, übergab davon einen dem Pfarrer, den zweiten seinem Gefährten, und verbarg den dritten in seinem Busen.

Herr von Saintaine erbebte; ohne daß er es ahnte, hatte er den Vorbereitungen zu irgend einem Verbrechen beigewohnt. Der schlechte Ruf des Pfarrers fiel ihm ein, und nach einigem Besinnen erkannte er in den beiden Anderen den Wucherer und den Falschmünzer. Dieser Verein konnte nur irgend einen verbrecherischen Plan zum Grunde haben; denn weßhalb traten die Menschen nicht in das Haus, wenn ihre Absichten gut waren? Weshalb verkündete der Pfarrer, der sie ohne Zweifel erwartete, ihre Ankunft nicht? Herr von Saintaine dachte jetzt an die große Summe, die er bei sich führte, und der Unfall mit seinen Pferden, so wie die Entfernung seiner Bedienten, schienen ihm mit dem Allen in Verbindung zu stehen.

Aber solche Pläne wären ein so schändlicher Verrath gewesen, daß er den Gedanken zu verbannen strebte und zu der Nichte zurückkehrte.

Das junge Mädchen hatte seit der Entfernung seines Oheims den Blick nicht von der Arbeit gewendet, die es in der Hand hielt, und schien verdrießlich über die Aufmerksamkeit der Alten; aber dies Schweigen und Ermüdung versenkten diese in Schlaf, und als Herr von Saintaine sich Julianen näherte, erhob sie den Kopf und machte ihm in der Hast einige so verständliche Zeichen, daß er daraus erkannte, er schwebe in großer Gefahr, sie habe aber seine Rettung beschlossen und er solle ihr daher in Allem gehorchen.

Der Pfarrer kehrte zurück. Das Knarren der Thür erweckte die Alte, und sie stand so schnell auf, daß ihr Herr den Mangel ihrer Wachsamkeit nicht einmal ahnete. Er entschuldigte sich über seine Abwesenheit, und als ob es sich um die gleichgiltigste Sache handele, sagte er:

„Herr von Saintaine, wir werden noch einen Gast mehr haben, den Meister Jacome aus Burges, der auch auf der Messe von la Châtre war. Er kam eben an und bat mich um einen Platz an meinem Feuer und an meinem Tische."

„Ist er allein?" fragte Herr von Saintaine; „ich habe ihn eben mit Combons, seinem Unzertrennlichen gesehen."

„O, was den betrifft," erwiderte der Pfarrer, ohne eine Miene zu verziehen, „so würde sein schlechter Ruf mir nicht erlauben, ihn aufzunehmen. — Er hat sich nicht sehen lassen."

Herr von Saintaine hatte nicht nöthig, mehr zu hören, um seines Unglücks gewiß zu sein; er war in eine Mörderhöhle gefallen, denn dieser Combons, den der Pfarrer nicht gesehen haben wollte, war es eben gewesen, der die Dolche vertheilte.

In diesem Augenblicke erhob Juliane ihre Stimme und sagte.

„Lieber Onkel, wollen Sie den gnädigen Herrn nicht auf sein Zimmer führen? Er findet dort Feuer, und könnte ausruhen, bis das Abendessen bereitet ist."

Dann vor dem Fremden vorübergehend, gab sie ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er, auf seinem Zimmer angekommen, es sogleich sorgsam verschließen möchte. Der boshafte Priester, froh, einen Augenblick allein sein zu können, billigte den Vorschlag Julianens, begleitete selbst mit zwei Lichtern in der Hand Herrn von Saintaine nach dem Zimmer, wo er schlafen sollte und ließ ihn dort allein.

Herr seiner Bewegungen, fing Herr von

Saintaine damit an, die beiden Riegel an der Thür vorzuschieben; dann zog er seinen Degen aus der Scheide und prüfte seine beiden Sattelpistolen, die er glücklicherweise vom Pferde genommen und in die Tasche gesteckt hatte, als er gezwungen war, ein anderes Pferd zu besteigen. Er erinnerte sich dabei, daß der Pfarrer zweimal versucht, sie ihm wegzunehmen. Er prüfte die Steine, und als er sie scharf gefunden hatte, erwartete er mit mehr Ruhe die versprochene Hilfe.

Zwanzig Minuten, die ihm eben so viele Jahrhunderte dünkten, verflossen, und Niemand kam. Bald aber hörte er Geräusch über seinem Kopfe; er erhob die Augen, sah, wie eine kleine Klappe geöffnet wurde, eine weiße Hand erschien, ein Papier fallen ließ, sich zurückzog und die Klappe wieder verschloß. Dieses Papier enthielt die folgenden Zeilen:

„Man will Ihnen Ihr Leben und Ihr Geld „nehmen. Mein Onkel ist mit Räubern ver„bunden. Bei dem Essen wird man Ihnen einen „Wein geben, der Sie in lethargischen Schlaf „versenkt, und um zwei Uhr Morgens sollen „Sie sterben. Ich habe Alles von Johann, dem „Factotum, erfahren. Er will sie retten und „mich auch. Verstellen Sie sich gegen Alle, „die Sie sehen werden, denn vor ihrem Schlafe „unternimmt man nichts. Später werde ich „Ihnen erklären, weßhalb. Bei dem Essen neh„men Sie den Apfel an, den ich Ihnen bieten „werde, und verzehren Sie ihn ganz; er enthält „das Gegenmittel gegen den Schlaftrunk, den „Sie genießen müssen. Wenn die Frucht Ih„nen bitter erscheint, so lassen Sie sich davon „nichts merken. Sie zu retten ist meine Pflicht, „ich werde ihre Ausübung versuchen, und Gott „wird mich hoffentlich dabei nicht verlassen."

Juliane Lamenau.

Auf der andern Seite des Papiers stand die Nachschrift:

„Wenn Sie in Ihr Zimmer zurückgekehrt „sind, erwarten Sie Ihre Befreier, und er„schrecken Sie nicht, wenn Sie auf anderem „Wege, als durch die Thüre, zu Ihnen kom„men. Verbrennen Sie dies Papier und ziehen „Sie die Riegel zurück."

Kaum war dies geschehen, als der Pfarrer in Begleitung des Wucherers zu ihm eintrat. Der Erstere stellte den letztern mit so übler Laune vor, daß Herr von Saintaine darüber staunte, er bemerkte aber bald, daß dies nur eine neue List des elenden Priesters sei. Sein Gefährte trat vor und sagte zu Herrn von Saintaine:

„Gnädiger Herr, ein Mann, den man falsch beurtheilt, ein alter Freund, ist mit mir gekommen; ich habe von unserm würdigen Pfarrer die Hälfte des Bettes erbeten, das er mir zusagte, aber er entgegnete mir, Ihre Anwesenheit verbiete ihm, gegen Ihren Willen etwas zu gewähren. Ich bitte Sie daher, dem Meister Combons von Bourges, unserm allerseitigen Landsmann, das Asyl für diese Nacht nicht zu versagen."

Herr von Saintaine antwortete sehr kurz. Die Comödie empörte ihn, die Klugheit aber verbot ihm, sich davon etwas merken zu lassen, und man konnte den dritten Missethäter hereinführen. Er begrüßte die Uebrigen, und man setzte sich dann sogleich an den Tisch, der gedeckt war. Das Essen war gut, und die Mahlzeit schien heiter, denn jeder suchte seine Gedanken zu verbergen. Ein doppeltes Zeichen Johanns und Julianens deutete Herrn von Saintaine die Flasche an, in welcher sich das einschläfernde Getränk befand; man goß ihm davon ein tüchtiges Glas voll ein; er trank einen Theil davon, es gelang ihm, das Uebrige unbemerkt wegzugießen, und Alles ging gut. Der Apfel wurde angeboten, genommen, und, seiner Bitterkeit ungeachtet, bis auf das Kerngehäuse gegessen. Das Gespräch stockte aber. Herr von Saintaine ließ einige Schlafluft blicken und bat seinen Wirth um die Erlaubniß, zu Bett gehen zu dürfen; sie wurde ihm sehr bereitwillig ertheilt.

Es war erst eilf Uhr. Sollte er sich entkleiden? Nein, ohne Zweifel! Jedenfalls wollte

er, da seine Befreier, auf einem geheimen Wege zu ihm gelangen konnten, sich barrikadiren, besonders aber die Riegel wieder vorschieben. Eine verruchte Hand hatte sie während des Essens abgebrochen. Dieser Umstand beunruhigte ihn sehr, denn er ließ ihn vermuthen, daß die Verbrecher ihren Streich schon früher ausführen möchten. Er verschloß jedoch die Thür mit dem Schlüssel und schob dann eine schwere Kommode davor, und auf diese setzte er eine große Kiste. Kaum hatte er diese Befestigung vollendet, als seine Aufmerksamkeit sich auf ein leises Geräusch in der Gegend des Bettes lenkte; er eilte auf dasselbe zu, beobachtete aber dabei die Vorsichtsmaaßregel, den blanken Degen unter dem Arme zu halten und in jeder Hand eine Pistole. In seiner Unruhe bemerkte er nicht, daß diese inzwischen entladen worden waren. Als er zu dem Bette kam, trat ein Bild, welches eine geheime Thür verdeckte, in die Wand zurück, und er erblickte Johann und Julianen, jeden mit einer Blendlaterne in der einen Hand.

Sie gaben ihm ein Zeichen, ihnen zu folgen, und indem er auf sie zuging, hörte er wie in die Hauptthür ein Schlüssel gesteckt und derb gegen dieselbe gestoßen wurde; die Kommode hinderte aber ihr Aufgehen. Da wurde draußen heftig geflucht und zugleich so gewaltig an der Thür gerüttelt, daß sie in den Angeln krachte.

Es war keine Zeit zu verlieren; die Feinde waren nahe, und Herr von Saintaine nahm daher die Hand, die Johann ihm reichte, ihm vertrauensvoll sich überlassend. Er folgte Julianen in den geheimen Gang, den Johann hinter sich wieder verschloß, die Thür wurde von einer ungeheuren Eisenplatte gebildet, die durch gewaltige Haken in der Mauer befestigt war. Kaum hatten sie 30 Schritte gethan, als dumpfer Klang, wie das Rollen eines fernen Donners, ihnen verkündete, daß die Thür gesprengt sei. Juliane stieß einen Schrei aus, den die Furcht halb unterdrückte. Johann beruhigte sie, so gut er es vermochte, und nachdem sie mehrere enge unterirdische Gänge durchschritten hatten, erreichten sie das Freie ungefähr eine Viertelstunde von dem Hause entfernt, dem sie entflohen, und jenseits des oben erwähnten Teiches. Hier fanden sie zwei Pferde. Johann bestieg das eine, Herr von Saintaine das andere und das junge Mädchen nahm er hinter sich auf die Croupe.

Sie setzten sogleich ihren Weg fort, und als sie den Wald erreichten, erblickten sie die Räuber, welche den Pfarrer wahrscheinlich erwarteten, am Abhange einer vom Monde hell beschienenen Höhe. So, über die Gefahren ihres Weges beruhigt, machten sie erst mit Tagesanbruch Halt.

Sie gelangten glücklich bis zum Schlosse, wo Herr von Saintaine für gewöhnlich wohnte. Noch an demselben Morgen traten sie ihre Reise nach Bourges an, wo sie erst ziemlich spät anlangten und wo Juliane sogleich als Pensionairin in ein Kloster trat.

Der nichtswürdige Pfarrer, wüthend über die Flucht seines Gastes, die ihn einer großen Summe beraubt, und irgend eine Anklage fürchtend, eilt dieser zuvorzukommen. Kein Beweis existirte gegen ihn, um das nur beschlossene Verbrechen, war auch in der That nicht versucht worden. Er reichte daher in la Châtre gegen den, welchen er hatte ermorden wollen, eine Klage auf die Entführung einer Minderjährigen ein, er behauptete überdies, seine Nichte sei in gesegneten Umständen, und richtete dadurch den Ruf des armen Geschöpfes so zu Grunde, das selbst nach der Entscheidung des Prozesses und nach dem Urtheilsspruche, der Herrn von Saintaine für unschuldig erklärte, und den Pfarrer der weltlichen Macht überlieferte, Juliane im ganzen Lande keinen Mann gefunden hätte, der geneigt gewesen wäre, sie zu heirathen. Sie bedurfte desselben aber auch nicht, da Herr von Saintaine sich sehr bald über das allgemeine Vorurtheil hinwegsetzte und der Gatte seiner Lebensretterin ward.

Von einem wunderlichen Geschmack.

Zum Gastwirth traten die Gäst' in's Haus,
Baten sich eine gute Mahlzeit aus.
Der Wirth, erfreut über schmucke Gäste,
That Alles bereiten auf's Schönste und Beste.
Setzt' ihnen Geflügel, Wildpret und Fisch,
Pasteten und Austern auf den Tisch;
Da haben bei Allem, was aufgetragen,
Die Gäst' eine tüchtige Klinge geschlagen.
Und als sie von Tisch sich erheben thäten,
Hab'n sie den Wirth um die Rechnung gebeten.
Der hat, wie ein Biedermann, recht und schlicht,
Alles auf's Billigste eingericht't.
Da haben sie ihr Geld zusammengelesen, —
Das Essen war aber miserabel gewesen.

Des andern Tages, da kehrten sie fein
Bei einem andern Gastwirthe ein,
Baten, wie gestern, um ein gutes Essen
Und haben auch bald drauf an dem Tische gesessen,
Und was er da aufsetzt von ungefähr,
War g'rade nichts besser, und war auch nicht mehr. —
Darauf als sie sich erheben thäten,
Hab'n sie auch ihn um die Rechnung gebeten.
Der Wirth, auf seinen Vortheil bedacht,
Hat ihnen eine lange, lange Rechnung gemacht.
— Da haben sie noch die zehn Finger geleckt,
Es hat ihnen Alles vortrefflich geschmeckt.

Ehelicher Gehorsam.

Ein Mann heirathete eine Wittwe, welche, wie er wohl wußte, mit ihrem vorigen Manne nicht zum friedlichsten gelebt hatte. Er aber dachte bei sich: Entweder hat sie's nicht recht verstanden, das Wort bei der Einsegnung, oder sie hat's wieder vergessen. Daß dieses nicht wieder geschehe, dafür will ich schon sorgen, so oder so — sagte er, und führte sie getrosten Muthes zum Altare. Als nun der Pfarrer bei der Copulation zu den Worten der Bibel kam: „Und er soll dein Herr sein", da unterbrach ihn der Mann und sagte: „Hochwürdiger Herr, seid so gut und leset doch die Worte noch einmal und etwas langsamer und stärker, damit sie es recht vernehme, daß in der Bibel steht: „Dein Herr". Der günstige Leser hätte wohl, wenn er dabei gewesen wäre, über den Eifer dieses Ehemannes gelacht und bei sich gedacht: Nun schaden kann es für keinen Fall, wenn man es den Weibern recht an's Herz legt, was ihre Pflicht ist. Der Pfarrer dachte auch so, und ohne jedoch dabei zu lachen, sondern in vollem heiligen Ernst sagte er nochmals zur Frau: Gott sagte zur Eva, der Mutter aller Lebendigen: Sei unterthan dem Manne, denn er soll dein Herr sein. — Und zu Abraham sprach er — mit diesen Worten wandte er sich an den Ehemann, der begierig war, was denn Gott zu Abraham gesagt habe — und zu Abraham, dem Vater aller Gläubigen, sagte Gott: Alles, was Sara dir gesagt hat, dem gehorche. . . . . Also will der Herr, fuhr der Pfarrer fort, daß er dem Weibe gehorche in vernünftigen und billigen Dingen. Und wenn ihr dies thut, so werdet ihr nach des Apostels Mahnung, Eine Seele sein in zwei Leibern.

Der Weg durch's Leben.

Der Jüngling.

Wie komm ich durch, der Weg ist unbekannt,
Auch kenn' ich nicht das weit entleg'ne Land
Wohin der Weg mich führt — o Wandrer steh'!
Und lehre mich, damit ich richtig geh' —
Wie komm' ich aus dem Labyrinth heraus?

Der Weise.

Nur g'rade aus.

Der Jüngling.

Wie halt' ich's mit den Pilgern, die mir nah'n,
Man trifft ja doch so manchen auf der Bahn;
Wenn mir nun mancher, Freundschaft suchend, naht,
Durch dies und das verkürzet mir den Pfad —
Mein Herz ist offen, wie benehm' ich mich?

Der Weise.

Dann hüte Dich.

Der Jüngling.

Wenn aber seine Treue sich bewährt,
Mich über dies und jenes sanft belehrt,
Im Sturm aushält, mich durch Klippen führt
Und die Geduld beim Straucheln nicht verliert,
Kurz — stets derselbe ist, was thu' ich dann?

Der Weise.

Dann schließ' Dich an.

Der Jüngling.

Nun — Jeder findet freilich solchen nicht,
Wenn Alles nun, was auf ich baue, bricht,
Mich nimmer leitet eine treue Hand,
Den Weg ich wandle einsam und verkannt —
Worauf verlaß' ich in der Wildniß mich?

Der Weise.

Nur fest auf Dich.

Der Jüngling.

Was meint Ihr wohl — was mag das Beste sein,
Wenn Sturm und Graus und Donner stürmen ein.
Da ich auf And're doch nicht rechnen kann,
Nur ganz auf mich? — Es strauchelt Jedermann,
Was hilft am Besten mir durch's Leben hin?

Der Weise.

Ein froher Sinn.

Der Jüngling.

Ich danke Dir — so soll's gehalten sein.
Den g'raden Weg, ich schlag' ihn freudig ein,
Ich hüte mich, doch treff' ich meinen Mann,
So ist er mein, treff' ich ihn nicht, wohlan!
Dann hab' ich mich, froh will ich vorwärts seh'n.

Der Weise.

So wird es geh'n.

Des Todten Freund.

Sie hatten den Freund zur Ruhe gebracht,
Und gingen nun Alle nach Haus,
„Der ist daheim," hat der Eine gesagt,
Der Zweite: „Sein Leiden ist aus." —
Der Dritte sprach: „Es macht doch Schmerz,
Verlieren so früh schon den Freund," —
Der Vierte: „Nun wackeres Bruderherz!
Bist Du mit den Deinen vereint." —
Der Fünfte: „Auf Erden ist's nun schon so!"
Der Sechst': „Ruhe über sein Grab!"
Der Siebent': „Wir waren zusammen so froh,
Weiß nicht, wo ich's wieder so hab'."
Der Achte nur blieb stumm bis zur Schwell',
Der hat nichts gesagt und gemeint,
Dem blinkte im Aug' eine Thräne hell, —
Der war sein bester Freund!

CHURFÜRST BALDUIN VOR CASTELLAUN 1329.

Die Burg Castellaun im Hundsrück.

Deutsche Volkssage aus dem vierzehnten Jahrhundert, von W. Stieber.

(Hierzu der Stahlstich mit der Unterschrift: „Churfürst Balduin vor Castellaun 1320.")

In dem schönen Trierschen Lande am Rhein hatte man recht lange keinen fröhlichen Tag gehabt. Denn schon viele Jahre hindurch lagen die mächtigen Grafen von Spanheim und die Herzöge von Nassau mit dem Kurfürsten Balduin von Trier in Fehde und sengten und brennten im Lande umher, daß es ein Jammer war und kein Stein auf dem anderen blieb. Desto größer war die Freude, als plötzlich die fröhliche Kunde erscholl, man sei des Streitens müde und wolle Frieden machen, und zum Zeichen der Versöhnung solle der Graf von Spanheim, da seine Ehehälfte vor kurzem das Zeitliche gesegnet hatte, des Kurfürsten Tochter, die schöne Adelgunde, heimführen. Da gab es ein Frohlocken und Jubeln im Lande, als endlich der fröhliche Hochzeitstag erschien, wo das edle Paar auf der schönen Rheinfeste Kyrburg, der Sommerresidenz des Kurfürsten, den Brautreigen mit einander tanzen sollte. Im ganzen Lande wurde gekocht und gebraten, gesungen und getanzt, daß es nur eine Art hatte. Denn der Bauer konnte nun wieder hinausziehen auf das Feld und den goldenen Samen säen, ohne daß ihn die Kriegsknechte schlugen und ihm die Pferde vom Pfluge abspannten. Am lustigsten ging es auf der Feste Kyrburg selbst zu. Die hohen Mauern derselben waren mit Blumenkränzen bis in die höchsten Zinnen umwunden, das mächtige Burgthor war mit Fahnen und Waffen bunt verziert und auf der Spitze der Feste wehete der Trierschе und Spanheimer Banner im traulichen Vereine. Die Mannschaft hatte ihre schönsten Rüstungen angelegt und strahlte und glänzte im Sonnenschein, daß einem die Augen übergingen; eine liebliche Schaar weißgekleideter Jungfrauen war auf dem Burghofe versammelt, um ihrer schönen Gebieterin einen frischduftenden Kranz darzubringen und ein stilles Lebewohl zu sagen. Denn wohl wußte man es, daß die edle Fürstentochter gern einen anderen gefreiet hätte, und daß sie den Drohungen und Bitten ihres Vaters nur aus Zwang, und um dem armen Lande endlich Ruhe zu verschaffen, nachgegeben hatte. Wie schlug da manches Herz der schönen Dirnen unter dem blauen Mieder, als endlich von der Schloßkirche die Glocken mächtig erklangen und in langsamen, feierlichen Tönen zum Traualtare riefen. Denn manche dachte daheim an das stille Kämmerlein, an das eigene Liebeswehe und an andere Dinge, an welche junge Dirnen so zu denken pflegen, wenn sie einer den Brautkranz flechten.

Aber plötzlich schwieg der Glockenschall auf dem Burgschlosse, es verstummten die frohen Klänge der Cymbeln und Trompeten und es erhob sich ein wirres Laufen und Drängen in der ganzen Burg. Was ist geschehen? fragte jeder den andern, überzeugt, daß irgend ein Unglück sich ereignet haben müsse. — Und ein solches hatte sich auch wirklich ereignet und zwar ein recht großes, denn als man im dichtgedrängten Zuge am Traualtare angelangt war, siehe da fehlte die Hauptperson beim ganzen Feste. Die Braut war plötzlich verschwunden und der Bräutigam stand allein und verlassen vor dem Altare. Man rief und suchte in der ganzen Burg, aber die schöne Adelgunde, welche man so eben noch gesehen, war und blieb mit ihrer Zofe verschwunden. Da blieb denn nichts übrig, als daß der Herr Freier sich noch etwas gedulden und unmuthig nach Hause abziehen mußte. Aber vorher gab es noch gar harte und schnöde Reden mit dem Brautvater. Der Schimpf wäre wohl überlegt gewesen, hieß es, und solle gewiß vergolten werden, und so sehr der Kurfürst auf sein fürstliches Wort versicherte und es mit einem hei-

ligen Eide geloben wollte, er sei unschuldig an dem Verschwinden seiner Tochter, so fand er dennoch keinen Glauben und Alle zogen mit der festen Ueberzeugung ab, der Kurfürst hätte die Herren von Spanheim nur höhnen wollen und wisse sehr wohl, wo seine Tochter geblieben wäre. Dieses war aber nicht der Fall. Denn der Kurfürst wußte keine Silbe von dem Verschwinden seines Kindes, aber denken konnte er es sich sehr wohl, wie die Sache zugegangen war. Denn es war noch gar nicht lange her, daß seine Tochter ihn auf den Knieen beschworen hatte, sie dem Manne ihres Herzens, dem zwar wenig begüterten aber desto edleren Guido von der Virneburg zu vermählen. Vor allen Dingen aber wollte sie lieber in das Kloster gehen, als dem wilden Spanheim Preis gegeben sein.

Die trübe Ahnung des Kurfürsten, daß seine Tochter von ihrem Buhlen heimlich entführt worden, wuchs noch mehr, als nach zween Tagen ein Schäferknecht auf der Burg erzählte, er habe am Hochzeitsfeste zwei schwarzgekleidete Männer in wilder Eile durch das Dickicht jagen sehen, von denen jeder ein holdes Weibsbild hinter sich auf dem Rosse gehabt hätte. Der Kurfürst rüstete daher eiligst seine Mannschaft, um die Virneburg zu belagern, wurde aber sehr bald davon zurückgebracht, denn am Tage vor seinem Auszuge erschien plötzlich ein Herold auf der Kyrburg, warf dem alten Herrn, als er gerade bei einem Becher guten Weines saß, den Fehdehandschuh vor die Füße und brachte ein recht schönes Compliment von seinem Herrn, dem Grafen von Spanheim, mit dem freundlichen Zusatze, es werde demselben großes Vergnügen machen, dem Herrn Kurfürsten je eher je lieber das Genick zu brechen. Kaum hatte der Herold die Burg verlassen, so erschienen auch die Reisigen derer von Spanheim und Nassau vor der Burg und fingen ihr altes Treiben im Lande an. Da war denn guter Rath theuer, denn der Kurfürst war mit der Bürgerschaft von Trier nicht zum Besten daran, so daß er von ihr eher zu fürchten, als zu hoffen hatte, seine Mannen waren größtentheils beim Abschluß des Friedens auseinandergegangen und seine Burg war auf eine lange Belagerung gar nicht eingerichtet. Bald gab es daher schlimme Hungersnoth in der Kyrburg, und nachdem ein entscheidender Ausfall des Kurfürsten mißglückt war, konnte er schon den Tag sich bequem an den fünf Fingern abzählen, wo er die Burg würde übergeben müssen. Zwar hoffte er noch immer auf Hülfe vom Kaiser, doch vergeblich, denn der Kaiser war vor wenigen Tagen mit seinem Heere nach Italien gezogen, um die unruhigen Mailänder zu züchtigen. —

Doch, wenn die Noth am größesten ist, so ist die Hülfe am nächsten. Denn als der Kurfürst eines Morgens betrübt seine Lagerstätte verlassen hatte und ins Thal hinabschaute, da gewahrte er plötzlich das feindliche Lager verlassen. Zwar wagte er es Anfangs nicht, Boten hinabzusenden, indem er eine Kriegslist fürchtete, aber bald kamen verschiedene Leute in die Burg, welche gar seltsame Dinge erzählten. In der vergangenen Nacht wären zwölf, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnete, schwarze Ritter in das Lager gekommen, deren Anführer einen rothen Löwen im Schilde geführt hätte. Dieser hätte die Herren von Nassau und von Spanheim auf Tod und Leben herausgefordert, falls sie die ungerechte Belagerung nicht aufheben würden. Dieselben hätten erst keck erwiedert, sie wollten nicht mit jedem Strauchdieb kämpfen; als aber der fremde Ritter auf das Evangelium versichert hätte, er sei von edelem Geblüt und ritterlicher Ehre und würde den vor Kaiser und Reich als einen Schurken schelten, der ihm einen ehrsamen Kampf verweigern wollte, habe sich endlich der Graf von Spanheim dem fremden Ritter gestellt. Jener habe von diesem beim dritten Gange einen schweren Hieb über die linke Schulter erhalten, aber wenige Secunden darauf wäre der Graf, tödtlich verletzt, vom Pferde gesunken. Hierüber ergrimmt wäre der Herzog von Nassau auf den fremden Ritter wild eingedrungen, aber dessen Begleiter hätten ihn darob einen Meuchelmörder genannt und vom Pferde gerissen, daß er sich den Arm gebrochen

habe und schwer an der Stirn verletzt worden sei. Wo der schwarze Ritter geblieben, könne niemand sagen. Aber die Mannen des Grafen von Spanheim hätten es für rathsam gehalten, mit der Leiche ihres Herren heimzukehren.

Der Kurfürst schüttelte ob dieser Nachricht verwundert den Kopf. Fast wollte es ihm dünken, als ob der Räuber seiner Tochter auch sein Befreier gewesen wäre, aber dennoch benutzte er seine Freiheit nur, um sofort die, wenn auch entlegene, Virneburg zu belagern. Aber diese stand öde und verlassen, nur von einem alten Castellan bewohnt. Dieser erzählte, der Herr hätte vor wenigen Monaten alle seine Leute fortgeschickt, sein Hab und Gut verkauft und nur seine beiden Leibknappen mit sich genommen. Die Burg habe er seinen Vettern, den Herren von Hartberg, vermacht, welche von solcher noch keinen Besitz genommen. So mußte denn der Kurfürst wieder daheimziehen und sich damit begnügen, nach seiner Tochter im ganzen Lande zu forschen. Aber alle Mühe war vergebens, die schöne Adelgunde war und blieb verschwunden. So hart und stolz der alte Herr war, so ging ihm doch dieser Verlust sehr zu Herzen. Und, obwohl er sich bald darauf mit der Bürgerschaft von Trier aussöhnte und mehrere glückliche Kriege führte, so hatte er doch seit jener Zeit keine frohe Stunde. Nur der Wein und die Jagd brachten ihm noch einige Erheiterung, aber auch diese war von keiner Dauer. Denn oft durchritt der alte Kurfürst Tage lang die dicken Forsten so wild und mürrisch, daß ihm seine Untergebenen scheu auswichen und ihn lieber gehen als kommen sahen.

Seit jener Zeit waren sechs lange Jahre verflossen, als im ganzen Trier'schen Lande das Volk aufgeboten wurde, um eine große Wölfin zu erlegen, welche durch ihre Verheerungen das ganze Land in Schrecken setzte. Der Kurfürst stellte sich an die Spitze des Jagdgefolges und so begann das wilde Waidwerk. Aber trotz aller Mühe war das Unthier nicht zu erlegen, sondern es durchbrach die Reihen der Treiber und eilte den wilden Schluchten des Hundsrückgebirges zu. Hierdurch wurden die meisten der Jagdleute von der Verfolgung abgeschreckt, aber der Kurfürst eilte immer vorwärts und schwur, er wolle nicht ruhen, bis er der Bestie todt oder lebendig Herr geworden wäre. Doch bald mußte er von seinem Vorsatze abstehen, denn das Dickicht wurde so undurchdringlich, daß ihm das Roß den Dienst versagte, und er gewahrte überdieß mit Schrecken, daß ihn seine Leute verlassen hatten, und daß er der Gegend nicht kundig war. Was half's? Er mußte sich an einer kühlen Quelle ein Lager bereiten und die Nacht im Freien zubringen. Am andern Tage setzte er seinen Irrweg fort, aber er gerieth immer tiefer in unwegsame Schluchten. Da wurde das Dickicht des Waldes plötzlich lichter und siehe da, auf einem steilen Felsen leuchteten ihm die Zinnen einer Burg freundlich entgegen. Das matte Roß des Kurfürsten mußte seine letzte Kraft anwenden, um ihn den rettenden Mauern entgegen zu tragen. Aber diese waren fest verschlossen und boten nirgends ein gastfreundliches Obdach dar. Erst nach längerem Pochen und Harren öffnete sich eine kleine, schwer mit Eisen beschlagene Pforte und ein riesiger Schildknappe fragte barsch nach dem Begehren des unwillkommenen Gastes. Der Kurfürst trug sein Begehren vor und bat nur um eine kurze Rast und einen Wegweiser, verschwieg aber wohlweislich seinen Namen, da er wußte, daß viele Burgen des Hundsrücks ihm feindlich gesinnt waren. Der Thorwächter verließ den Fremden, schloß aber das Thor sorgfältig hinter sich zu und kehrte erst nach langer Pause zurück mit der Antwort: Der fremde Herr möge die Stiegen hinauf in den Saal steigen, wo sich der Burgherr mit seiner Gemahlin befänden. Der freundliche Leser hat gewiß auf den ersten Blick errathen, wen der Kurfürst in diesen Beiden vor sich sehen würde. Auch der Kurfürst war in der Person seiner Wirthe nicht zweifelhaft, denn er erkannte sofort beim ersten Anblick seine lang vermißte Tochter wieder. Dennoch bemeisterte er sich seiner Unruhe, weil er die Rache seines un-

willkommenen Eidams fürchtete und war froh, daß ihn Gram, Alter, Erschöpfung und veränderte Tracht so unkenntlich gemacht hatten, daß er von seiner Tochter nicht erkannt wurde. Aber es war ihm unheimlich und grauenhaft in der Burg zu Muthe und er dankte Gott, als dieselbe hinter seinem Rücken lag und als am folgenden Morgen ein kräftiger Bursche ihn am Zügel durch die Felsschluchten führte. Dieser bog zwar bald rechts, bald links ein, so daß es dem Kurfürsten nicht entging, es solle ihm der Weg unkenntlich gemacht werden, aber dennoch merkte er sich die Lage der Burg genau, indem er sie mit den Gipfeln zweier hohen Berge verglich, welche man im ganzen Lande deutlich vor sich sehen konnte.

So war es denn auch möglich, daß acht Tage später der Kurfürst sich wieder in jener Gegend befand, aber nicht allein, im zerrissenen Jägerwamms, sondern von einem starken Heere umgeben und geschmückt mit den kurfürstlichen Insignien. Denn er wollte um jeden Preis den Räuber seiner Tochter züchtigen und diese selbst in das Kloster stecken. Aber die Sache war leichter gesagt, als gethan. Die Burg Castellaun — so nannte man die Zufluchtsstätte des liebenden Paares in den nächsten Dörfern — war so fest und hoch, daß dieselbe mit wenigen Mannen für die Ewigkeit vertheidigt werden konnte. Jeder Sturm scheiterte daher an der Ausdauer der zwar schwachen, aber treuen Besatzung. So blieb denn dem Kurfürsten nichts übrig, als die Burg auszuhungern. Dieses Mittel mußte auch sehr bald zum Ziele führen, denn die Belagerung war so schnell und unverhofft eingetreten, daß den Bewohnern der Felsenburg bei ihrer abgeschiedenen Lage nicht Zeit genug geblieben war, um Proviant einzusammeln. Der Muth der Belagerten sank daher täglich und die Leute des Kurfürsten sahen stündlich dem Augenblicke entgegen, in welchem die Uebergabe der Burg erfolgen sollte. Hiermit war aber vielen von ihnen gar nicht gedient. Denn viele der Leute des Kurfürsten hatten die schöne sanfte Adelgunde noch von ihren Kinderjahren lieb und fürchteten die harte Gesinnung des Kurfürsten. Es sollte sich jedoch alles noch unverhofft zum Besten lenken.

Als der Kurfürst eines Morgens unmuthig vor seinem Zelte auf und nieder wandelte, lag plötzlich seine Tochter mit ihren drei Kindlein auf der einen und sein unwillkommener Eidam auf der anderen Seite zu seinen Füßen und baten um Gnade. Zwar wendete sich der Kurfürst erbittert hinweg und wollte nichts von Verzeihung wissen. Als aber seine kleinen Enkelein seine Knie umfaßten und ihn freundlich Großvater nannten, und als sein Eidam ihm eine große Narbe auf der Wange mit den Worten zeigte: diese Narbe schlug mir der Nassauer, als ich Euch, edler Herr, von dem Spanheim befreiet hatte, ward das harte Herz des Mannes gebrochen und er nahm seine Tochter und seinen Eidam in Liebe an. Aus der Belagerung wurde nun ein Sieges- und Freudelager und am Abend wurde auf dem langerstrebten Felsenneste ein fröhlicher Ball gefeiert. Der Kurfürst wollte, daß seine Kinder auf der Kyrburg bei ihm wohnen sollten, aber diese hatten ihr festes Schloß Castellaun, welches ihnen so lange eine sichere Zuflucht geboten hatte, so lieb gewonnen, daß sie solches nicht verlassen wollten. Wenige Tage darauf erschienen deshalb Maurer und Zimmerleute aus Trier und baueten die ganze Burg neu und hieben breite Gänge in das Dickicht und verwandelten den Wald in einen herrlichen Park. Das Schloß wurde daher eine Zierde der Gegend und der Kurfürst, dessen Sinn milder und sanfter geworden war, weilte oft in demselben. Und als seine letzte Stunde gekommen war, da drückten ihm vier blühende Enkel die Augen zu und küßten seinen letzten Athemzug hinweg.

Jetzt liegt die Burg in Trümmern und von ihren Steinen ist ein reizendes Dörfchen gebaut worden. Aber man zeigt noch heute dort einen viereckigen bunt bemoosten Stein, der eine nicht mehr erkennbare Inschrift trägt, mit der Versicherung, unter ihm ruheten die Gebeine des Kurfürsten.

Eine Gebirgsbaude.

Dreimal sah ich aus den Fenstern des Gasthofes in Flinsberg, aber die Wolken hingen, wie krause Locken, an den Kuppen des Gebirgskammes und eine graue Regenluft umdämmerte das Thal.

Drei Cigarren lang wollen wir noch warten, sagte ich zu meinem Reisegefährten, indem ich mit stoischer Ruhe mich zum vierten Mal ins Fenster legte, und einen neugierigen Blick auf den Buchengang der Bade-Promenade warf. Die zu beiden Seiten aufgereihten Buden boten umsonst die niedlichen Spielsachen aus gelbem Kniebolz, umsonst die neckischen Glasschleifereien dar; kein kaufluſtiges Auge schweifte an ihrer Pracht vorbei und wenn zufällig ein verlorener Badegast in dichte Mäntel gehüllt, durch den einsamen Park schlich, so wollte er sicherlich nur den alten Invaliden fragen: ob denn kein Fremder angekommen sei, den er zu einer Partie Piquet einladen könne. Ein Bad im Spätherbst gleicht einer verlassenen Geliebten; überall erblickt man die Erinnerungsmale froh durchlebter Stunden; man hört aus jedem Wort die Nachklänge früherer Liebesgesänge, aber uns ist bei diesem Dessert verflogener Herrlichkeit doch recht unwohl und unbequem zu Sinne.

Gegen Abend endlich hörte der Regen auf und wir stiegen langsam den Isarkamm hinauf.

Die Nacht dunkelte schon mächtig herein, als wir vor der Gebirgsbaude auf dem Isarkamm ankamen. Kaum traten noch die braunen, hölzernen Umrisse derselben in unser Auge; nur ein flatterndes Licht leitete den ungewissen Schritt. Endlich schlug ein wildzottiger Hund laut bellend an. Ob wir eintreten?

Das dumpfe Geräusch, welches wie leises Gemurmel vieler Sprechenden aus der Stube hervordrang, die wilden, verstörten Gesichter, über welche das brennende Holzscheit von Zeit zu Zeit einen glühenden Lichtblick hinwarf, stiegen wie die Schatten der Räuber-Romane unserer Kindheit dem forschenden Auge auf.

Ei was, sagte mein Reisegefährte nach kurzem Besinnen, wenn mich der Teufel heute noch als Pastete beim Souper verspeisen will, so mag man mich hier ruhig rösten.

Unser schneller Eintritt wandte plötzlich Aller Augen auf uns. Keck warfen wir unsere Torniſter auf die Ofenbank und fragten nach der Wirthin.

Eine magere lange Frau kam verdrossen herbei.

„Können wir die Nacht hier bleiben?"

„Ja, aber auf der Streu."

Was war zu thun? Wir blieben.

An langen braunen Tischen saßen zerlumpte, sonnendunkle Männergestalten; große, humpenartige Gläser, in denen eine dunkle Flüssigkeit quoll, standen vor ihnen, nur durch die schwebende Flamme eines feuchten Holzspans beleuchtet. Sie sprachen abgebrochen in dumpf singendem Patois und ihre Blicke wandten sich von Augenblick zu Augenblick auf die Thür. Bei jedem, noch so leisem Geräusch schreckten sie auf und eine um so tiefere Stille breitete sich über die Stube; endlich gellte ein heiseres Pfeifen waldwärts herüber. Sogleich standen Alle auf. Die Wirthin zündete mehrere Holzscheite an; die Männer ergriffen ihre eisenbeschlagenen Stöcke und hoben viereckig geflochtene Körbe auf den Rücken. — Mit Gott! sagte die Wirthin und reichte dem Aeltesten unter ihnen die dürre Hand; schweigend in lautloser Stille zieht ihre Schaar ab, man räumt die Tische auf und verlöscht die Holzscheite bis auf eins, das man wie eine Feuerwache an das Fenster stellt.

Allmälig wurde uns die Baude ganz heimathlich; die Wirthin hatte uns den bequemen Platz auf der Bank des grünglasirten Ofens eingeräumt und eine wohlthuende Wärme brachte alle Nerven in angenehme Schwingungen. Wir ließen mit geheimer Freude den Sturm von draußen in unsere Seele wehen und schauerten, wie bei einer romantischen Erzählung zusammen. Un-

ser Auge ruhte betrachtend auf dem blumenverzierten Schrank, in welchem die einfachen Geräthe des Haushaltes sorgfältig aufgereiht standen.

„Wer sind die Leute, die vorher hier waren?" fragte ich nach einer Pause die Wirthsfrau.

„Sie werden mich nicht verrathen, lieber Herr," antwortete sie leise, indem sie sich vorsichtig umsah. Es sind Pascher, lieber Herr, arme Leute, die Nacht aus, Nacht ein auf ihren Hucken Tabak über die böhmische Grenze tragen. Ein traurig elend Brod. Gar Manche sterben in ihren jungen Tagen an dem vielen Bergsteigen — ach und Einen und den Andern schießt ein heimtückischer Grenzwächter mir nichts dir nichts todt."

Bei diesen Worten trat eine helle Thräne in ihr Auge; sie wandte sich ab, um sie mit der Schürze abzutrocknen.

„Ihr weint, gute Frau; was betrübt Euch?"

„Ach, bester Herr! verzeih's mir Gott, aber es ist doch recht hart, daß uns armen Leuten der kleine Verdienst nicht gegönnt wird. Hunger thut weh und wir wollen doch auch leben, wenn wir gleich nur gemeine Leute sind. Ja, ja — mein armer Sohn, da knallte ihn so ein grüner Teufel mit der Büchs auf den Kopf und todt war er. Tage lang, Nächte lang habe ich geweint und gejammert; Alle glaubten mich wahnsinnig; der Herr Pfarrer kam und redete mir freundlich zu und sagte: dort oben im Himmel würde ich meinen lieben Sohn wiederfinden, dort gäbe es keine Mauthbeamten und ich sollte nur ruhig sein, er wäre bei Gott und dürfe nicht mehr die schwere Hucke tragen.

Da machte ich denn meiner Trauer ein Ende, zog das schwarze Kleid aus, ward still und weinte nicht mehr, aber den Gram habe ich doch nicht ausziehen können und mein Herz will mir immer noch brechen, wenn ich daran denke. Es war ein flinker Junge, immer der Erste vorauf; immer frisch und lustig und die Mädels mochten ihn auch gern. Wenn sie des Sonntags tanzten, dann mußte er alle Tänze aufführen. Das ärgerte aber die Grünröcke und einer von ihnen liebte ein Mädchen, das aber meinen Sohn lieber mochte. Da hat er geschworen, er wolle sich ..."

Ein Büchsenschuß, der eben fiel, schreckte der Frau das Wort im Munde zurück.

„Jesus Maria! die Grenzjäger," — rief die Frau und sank vor dem Christusbild an der Thür betend auf die Knie.

Eine Viertelstunde verfloß um die andere; Niemand erschien; die Wirthin stand lauschend mit einem großen Holzscheit in der Hausthür. Endlich rauschte das Laub auf, — langsame Schritte schlichen über den Rasen hin, — die Frau eilte den Kommenden entgegen.

„Wer ist getroffen?" rief sie mit bebender Stimme, ich will es wissen. Man bedeutete sie, stille zu sein, denn eines Sterbenden Gegenwart verlangt Ruhe.

Zwei junge Leute trugen eine aus Baumzweigen geflochtene Bahre, von der schwere Blutstropfen auf den grünen Rasen fielen; eine Fährte für den Jäger, der das angeschossene Wild verfolgen will.

Vor der Hausthüre setzten die Träger die Bahre nieder.

„Wer ist der Todte?" — fragte die Wirthin wiederholt und riß zugleich den Mantel von dem Sterbenden.

Es war ihr Vater. — Seine weißen Haare waren roth wie blutgefärbte Lilien, sein Auge geschlossen und nur die Lippen bewegten sich noch wie in unbewußtem Gebet.

„Mein Herr Jesus!" klagte er und faltete verscheidend die Hände über die Brust.

Die Tochter aber blickte ruhig und ernst auf den Todten; sie weinte nicht, sie klagte nicht und endlich nur sprach sie leise vor sich hin:

Du wirst dort ruhig schlafen, alter Vater, dort auf der Stätte deines Lebens unter grünem Tannengezweig; denn du darfst ja im Himmel nicht mehr die schwere Hucke tragen.

Ch. L.

Gespräch des Hausfreundes mit der Frau Margarethe.

(Ueber Kinderzucht.)

Hausfreund. Guten Tag, Frau Margarethe! Ich kann heute nicht bei Euerm Hause vorbei gehen, sondern muß doch einmal sehen, was Ihr macht; dabei kann ich denn auch der warmen Stube genießen. Ueber die Haide herüber hat mir der Wind gewaltig um die Ohren gepfiffen.

Margarethe. Grüß Euch Gott! Mein Martin hat erst gestern noch von Euch gesprochen. Schade, daß er jetzt gerade in die Mühle gefahren ist! Doch setzt Euch, ruhet aus und wärmt Euch!

Hausfr. Wo sind denn Eure kleinen Trabanten? Ich habe etwas im Ranzen für sie.

Marg. Sie sind bei Nachbar Schmidt's Kindern. Ihr werdet ihnen eine große Freude machen; denn seit Eurem letzten Besuche denken sie täglich an Euch. Ihr habt so eine eigene Art, mit Kindern umzugehen. Sie thaten sogleich mit Euch, als wäret ihr die besten Bekannte.

Hausfr. Ich habe einmal die Kinder gern, und kommt man mit Liebe ihnen entgegen, versteht man den kindlichen Sinn und wird, so zu sagen, selbst wieder ein Kind, dann hat man alle guten Kinder auf seiner Seite.

Marg. Hätte mir der liebe Gott doch auch nur diese Gabe gegeben. Ich habe, weiß der Himmel, meine Kinder auch lieb, aber daß ich mich Stunden lang mit ihnen unterhalte, das bin ich nicht im Stande.

Hausfr. Frau Margarethe, es ist nicht so schwer, als Ihr es Euch denkt. Nur dürft Ihr keine Langeweile bei Kindern haben; wäre dies der Fall, dann verdientet Ihr nicht, nehmt mir's nicht übel, Kinder zu haben.

Marg. Wie könnt Ihr so sprechen? Ich will ja gern meinen Kindern Alles sein, nur fehlt mir die Kraft dazu.

Hausfr. Die Kindheit, liebe Frau Margarethe, ist ein ergiebiger, fruchtbarer Boden; wenn nur zu rechter Zeit der gute Samen gesäet und das Unkraut gejätet wird, so ist die Hauptsache geschehen: Und ein solcher Boden ist, das gebt Ihr mir doch zu, gut zu behandeln.

Marg. Da habt Ihr wohl Recht. Aber Mancher hat fruchtbares Feld und ärndtet doch nicht viel. Freilich mag da wohl die Schuld am Säemann liegen, daß er den Samen nicht zu rechter Zeit gesäet hat. Das will auch gelernt sein.

Hausfr. Liebe und Gottes Wort, das ist der rechte Samen, der Kinder Gemüth ist der fruchtbare Boden, und Mutter- und Vatertreue ist der Säemann.

Marg. Das ist auch mein Glaube, und meine Kinder zu frommen und guten Menschen zu erziehen, ist meines Herzens innigster Wunsch. O helft mir, rathet mir, wie ich Freude an meinen Kindern erlebe. Seht, ich bin armer Leute Kind, habe kaum lesen und schreiben gelernt, aber so viel weiß ich, daß Gottesfurcht der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Hausfr. Wenn dies Euer Glaubensbekenntniß ist, so könnt Ihr, ohne Pfarrer zu sein, der beste Lehrer Eurer Kinder werden.

Marg. Ihr könnt Alles den Kindern so klar und faßlich machen; ach, nehmt mich doch auch einmal wie ein Kind, und sagt mir, wie ich die Meinen den Weg der Gottesfurcht recht lehre!

Hausfr. Auf eine ähnliche Weise, Frau Margarethe, hat auch ein Mann den Heiland gefragt und Ihr wißt aus der Schrift, wie der darauf geantwortet hat.

Marg. Ja, aber unser Herr hat auch eine Erklärung hinzugefügt, und dem Fragenden die Geschichte vom barmherzigen Samariter erzählt.

Hausfr. Nun, was ich weiß, will ich

Euch sagen. Bin zwar kein Gelehrter, aber gute Hausmittel, die auf Erfahrung beruhen, sind auch nicht zu verachten. Vor Allem habt Scheu und Ehrfurcht vor dem Kinde. Sagt und thut nichts in seiner Gegenwart, worüber Ihr vor Euch selber erröthen müßt. Wie Ihr sprecht, so sprechen auch Eure Kinder, wie Ihr denkt und handelt, so denken und handeln auch jene. Neulich war ich bei Nachbar Schmidt. Da fluchen die Kinder, wie die Husaren. Woher kommt's? Der alte Schmidt ist Soldat gewesen, und hat auf der Wachtstube und im Felde das Ja und Nein sagen verlernt. Flüche hört man bei ihm am Morgen und am Abend, und daher kommt's, daß . . . .

Marg. Lisbeth, lauf schnell hin und hole die Kinder, sie sind in Schmidt's Hause. Die Zeit ist ihnen lang geworden, und da habe ich's, wiewohl ungern, zugelassen . . . .

Hausfr. Eure Kinder lieben einander und halten wie Geschwister treulich zusammen. Woher kommt's? Ihr und Martin liebt Euch, wie es christlichen Ehegatten zukommt, und das haben Euch die Kinder abgesehen, und wenn Ihr die Liebe nicht vergesset, so werden Eure Kinder Euch und sich einander lieben bis in's Grab. Das habe ich immer erfahren, wo Eltern über lieblose Kinder klagten, da lag der Grund mehr an den Eltern, als an den Kindern. Da herrschte Unfrieden, Zank und Streit im Hause. Der Vater prügelte, die Mutter schalt, da kam kein freundlich Wort über die Lippen, und wie Sklaven zitterten die Kinder vor dem zornigen Vater. Wo soll da auch die Liebe herkommen?

Marg. Ihr habt Recht, das sehe ich an dem alten Vogt Kilian und dessen Familie. Der alte Mann ist dieser Tage bei Martin gewesen, und hat bittre Thränen über seine Kinder geweint. Er wohnt bei ihnen, und da machen sie ihm seine paar Tage, die er noch zu leben hat, so sauer, daß er sich den Tod wünscht. Es ist aber auch kein Wunder. Als Kilian noch das Regiment führte, da gönnte er seinen Kindern kein freundlich Wort. So herrisch, wie er als Vogt gewesen, war er als Vater, und die Kinder verkrochen sich vor ihm. Mit seiner Frau hat er auch stets in Streit gelebt, und die Kinder machten mit der Mutter Complott wider den Alten. Nun er alt und die Frau gestorben ist, hat er sich in die Ruhe gesetzt; aber, du lieber Himmel, da giebt's keine Ruhe, als bis ihm die Nachbarn das Grab gegraben haben.

Hausfr. Will's gerne glauben. Ich kenne den alten Mann. Wenn der seinen Unmuth und Zorn nicht an den rechten Mann bringen konnte, dann mußten die Kinder herhalten; dann war Kilian ein wahrer Teufel. Bleiben wir dabei, Frau Margarethe, wo Eintracht und Liebe herrschen, da geht der Geist Gottes aus und ein, und wo Eltern ihre Kinder lieb haben, lassen sie dieselben nichts Unrechtes sehen und hören.

Marg. Das leuchtet mir ein, und ich leide es deshalb auch nie, daß Knechte und Mägde gegen die Kinder ungebührliche Worte sprechen. Meistens habe ich sie, wie die Henne ihre Küchlein, um mich versammelt. Läßt man doch das liebe Vieh nicht allein gehen, sondern hütet Schaafe und Gänse, warum sollte man denn nicht die Kinder hüten und bewahren?

Hausfr. Ein gutes Beispiel den Kindern gegeben, das hilft mehr, denn Predigt und Vermahnung! Wenn Ihr die Kinder liebt, so habt Ihr nicht nöthig zu sagen: liebt mich wieder; wenn Ihr der Armen Euch erbarmet, und die, so elend sind, in Euer Haus führt, so ist das die beste Schule der Menschenliebe. Wenn Ihr sanftmüthig und stillen Geistes seid, so werden's Eure Kinder auch sein. Jetzt ist ihr Herz noch weich und zart, und nimmt die guten Eindrücke gern und willig auf, aber eben so leicht auch die bösen. Darum, wenn Euch Eure Kinder theuer und werth sind, so hütet sie vor schlechtem Umgang und vor bösem Beispiel. Achtet das nicht, wenn Nachbar Schmidt Euch zürnt, daß Ihr die Kinder aus seinem Hause fern haltet. Seht jetzt lieber ein schiefes Gesicht, als daß Ihr einst über ungerathene Kinder die Hände zusammen schlagen müßtet.

Marg. Ich will Euch folgen, Ihr könnt Euch darauf verlassen.

Hausfr. In Schmidt's Hause ist keine Religion, und dies gerade ist's, was das Erste und Letzte in der Kinderzucht sein soll. Versteht mich recht, Frau Margarethe! Ich meine damit nicht, daß Ihr Euch viel auf Erklärungen und Beweise einlasset, um den Glauben an den Vater im Himmel so in den Kopf der Kinder zu bringen. Nein, das ist der falsche Weg. Lasset nur stets Eure Kinder sehen, wie Ihr nichts ohne Gott und Alles mit ihm thut, wie Ihr den Allliebenden liebt, dem Allweisen vertraut und vor dem Ewigen Eure Kniee beugt, und es wird wahrlich die Gottesfurcht wie die milde Sonne in das Gemüth Eurer Kinder scheinen. Sie werden eine heilige Scheu vor dem haben, der in die verborgensten Winkel schaut, und den lieben, zu dem Vater und Mutter fromm und kindlich beten, dem diese danken und den sie täglich loben und preisen.

Marg. Unser Nachbar hat einmal zu Martin gesagt, die Religion sei eine so schwere Sache, daß die Kinder sie noch nicht begreifen könnten, und daß man damit warten sollte, bis sie in die Schule kämen. Es wollte mir aber nicht so recht einleuchten, denn unser Heiland hat doch gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.

Hausfr. Folgt da nur Eurem Herzen. Der Nachbar hat Unrecht. Wer Gott als Kindlein nicht kennen lernt, wer als Kindlein nicht zu dem Heilande geführt wird, der findet in spätern Jahren wohl schwerlich den Weg der Gottesfurcht. Und meint der Nachbar etwa, daß man den Schöpfer mit dem Verstande und nicht mit dem Herzen anbeten solle, so möge Gott seinen Glauben bessern. Des Lebens Glück und Frieden findet er wahrhaftig so nimmermehr.

Marg. Meine Kinder können nicht einschlafen, wenn sie nicht das „Hilf Gott" gebetet haben, und wenn sie auch beim Morgen-, Tisch- und Abendgebet nicht jedes Wort verstehen, so denken sie doch, es muß etwas Großes, Gutes sein, vor dem der Vater das Haupt entblößt und die Mutter die Hände faltet. Nach und nach wird heller der Geist, und dem frommen Kinderglauben hilft dann die Lehre, und erquickt und beseligt den ganzen Menschen.

Hausfr. Auch da kann die Mutter viel, sehr viel zum Heil der Kinder thun. Die Mutter ist Zuflucht, Schutz und Trost der Kinder, und wo edle und fromme Menschen Großes und Herrliches gethan haben, da hat die Mutter den ersten Samen gelegt und ihr bestes Theil gethan. Leset nur im letzten Kapitel Salomonis: „Dies sind die Worte Königs Salomo, die Lehre, die ihn seine Mutter gelehrt hat." Ich könnte Euch die größten Männer nennen, die Alle bekannten, daß sie ihren Müttern das Glück des Lebens verdankten.

Marg. Ach Herr, der du in dem Schwachen mächtig bist, schenke doch auch mir zum Wollen das Vollbringen!

Hausfr. Ihr habt es neulich bemerkt, als ich den Kindern die Geschichte vom frommen Tobias erzählte, welchen Eindruck dies gemacht hat?

Marg. O, sie erzählen sie wieder und immer wieder. Der Conrad will immer mehr hören, und will auch so fromm werden, wie Tobias.

Hausfr. Thut dasselbe wie ich! Erzählt Euren Kindern die schönen Geschichten der heiligen Schrift, es ist Gottes Wort und wahrhaftig Gottes Segen darin. Einfach und klar erzählt ihnen die Geschichte eines Joseph, Moses, David u. s. w., vor allem aber die Thaten und Wunder des Heilandes, und Ihr werdet sehen, wie dies das Herz ergreift und rührt. Das könnt und das müßt Ihr, Frau Margarethe. Wenn Ihr's thut, so arbeitet Ihr dem Pastor und dem Schulmeister in die Hände und bauet an dem Glücke Eurer Kinder. Wenn Ihr längst im Grabe ruhet, dann danken's Euch noch Eure Kinder, und seht, das ist wahrhaftig der rechte Segen, der den Kindern Häusern erbaut.

Marg. Guter Freund, wie dank' ich Euch für

Eure Lehre. Lohn' es Euch der Herr an Euren Kindern. Ich will für Euch, für sie beten . . .

Hausfr. Da kommen ja die Kleinen! Grüß Euch Gott, Ihr Kinder, ich habe lange auf Euch gewartet. Nun kann ich nicht länger bleiben.

Conrad. O, bleibt doch bei uns, ich will Euch auch vom Tobias erzählen. „Es war einmal ein frommer Mann, der hieß Tobias . . .

Hausfr. Conrad, heute nicht. Ich komme bald wieder, und da erzählst Du mir und ich Dir. Da hab' ich Dir und Katharinchen etwas mitgebracht. Es sind Bilder. Seht sie Euch recht an. Ueber acht Tage bin ich, so Gott will, wieder bei Euch, und erzähle Euch die Geschichten dazu.

Marg. Was Ihr an mir und meinen Kindern thut . . . .

Hausfr. Laßt das, es ist ja meine Freude! Grüßt Martin, und lebt Alle wohl!

Friedrich Wilhelm der Dritte und der General von Köckeritz.

Vom Bischof Eylert.*)

Bekanntlich war der hochselige König von Preußen Seinem General-Adjutanten, dem General-Lieutenant von Köckeritz, mit ausgezeichnetem Wohlwollen und Vertrauen zugethan; Er liebte ihn, wie einen Freund, den Er stets gern um und bei sich hatte. Schon frühe hatte sich dies zarte, innige Verhältniß geknüpft, wurde mit den Jahren immer fester und dauerte ungetrübt bis an's Ende. Es hatte seinen Grund in der Sympathie der Gesinnung und sein Bestehen in der wechselseitigen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Von Köckeritz war, ohne vorzügliche Talente und wissenschaftliche Kenntnisse zu besitzen, ein stattlicher Mann, von gesundem, klaren Verstande, der alles im Leben Vorkommende von der praktischen Seite auffaßte und an den Maßstab des Gemeinnützigen legte. Von abstrakten Theorien kein Freund, galt ihm über Alles die Erfahrung, und von ihr und ihren Analogien geleitet, wußte er den Punkt, worauf es jedesmal ankam, richtig zu treffen, und guten, anwendbaren Rath zu geben. Ohne phlegmatisch zu sein, war sein ganzes Wesen doch temperirt, ruhig, gelassen und frei von leidenschaftlichen Bewegungen. Er blieb stets in seiner gehaltenen, ernst-freundlichen Fassung und kannte sein Terrain. Die Natur hatte ihm eine Gestalt und Physiognomie gegeben, in der sichtbar Gutmüthigkeit ausgedrückt war, und einen Ton der Stimme, worin Treuherzigkeit und Wohlwollen lag. Fröhlich mit den Fröhlichen, und weinend mit den Weinenden, turbirte er kein Verhältniß, schloß sich leicht an jedes an, und vermittelte gern alle Dissonanzen, dabei war er vorsichtig und verschwiegen, zuverlässig und treu. Bemittelt und unverheirathet, einfach in seiner Lebensweise, blieb er bis zur Verschwendung freigebig gegen Arme und Nothleidende, die unaufhörlich bei ihm auch Hülfe suchten und fanden. Das meiste Gute that er im Stillen und ist darum erst nach seinem Tode bekannt geworden. In seinem Testamente vermachte er der Luisen-Stiftung zu Potsdam ein ansehnliches Legat, und Jeder, der ihn gekannt, segnet sein Andenken.

Das Band, welches Beide, den König und den General von Köckeritz, verknüpfte, schloß

*) Aus dem vortrefflichen Werke: Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

sich mit den Jahren immer fester und empfing eine Innigkeit, in der sich eine reine Freundschaft entwickelte, wie sie in diesem Verhältnisse selten stattgefunden haben mag. Sie bestand die Probe schwerer Leiden und läuterte sich in ihrem heißen Feuer. Köckeritz begleitete den König nach der Sein Reich zertrümmernden Schlacht von Auerstädt 1806 auf Seinem Kreuzwege nach Königsberg, und ertrug mit ihm alle Schrecken und Drangsale dieser verhängnißvollen Zeit. Treu stand er Ihm zur Seite unter diesen Schicksalsschlägen und seine Charakter-Reinheit, Ruhe und Milde wirkte tröstend auf das Herz des Königs. Er war Sein täglicher Tischgenosse und aß mit Ihm nun auch das Thränenbrot.

Im Jahre 1809 kehrte er mit dem Könige von Königsberg nach Berlin und Potsdam zurück und theilte bald darauf mit voller Seele den bitteren Schmerz über den Tod der Königin. So war die Zeit gekommen, in welcher der betagte, ehrwürdige, biedere Mann sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum erreichte. Er bedurfte weiter keiner Königlichen Auszeichnung; denn neben der mit vielen Orden geschmückten, hohen Würde eines General-Lieutenants besaß er das Beste und Höchste, was er sich wünschen konnte, — das Herz des Königs!

Kein Freund von Ehrenbezeugungen und glänzenden Festen, vielmehr ihnen in seiner stillen Gemüthlichkeit überall ausweichend, hatte er, die Ruhe des Alters liebend, sorgfältig den Tag seiner fünfzigjährigen Dienstzeit verschwiegen und ahnete nicht, was der König, der ihn sich sorgfältig bemerkt, zu seiner Verherrlichung thun würde. Am frühen Morgen dieses Tages wurde er unter den Fenstern seiner einfachen Junggesellenwohnung, zu Potsdam am Neustädter-Thore, vom Garde-Hautboisten-Chore durch den Choral: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank, erheb' Gott meine Seele," geweckt und dadurch in die milde, fromme Stimmung gesetzt, die ein solcher Tag verlangt.

Bald darauf trat in sein Zimmer der Adjutant des Königs, Obrist von Witzleben, und überreichte ihm ein eigenhändiges Cabinetsschreiben, in welchem ihm der König, in einer vertraulichen, herzlichen Sprache, Seine glückwünschende Theilnahme bezeigte. „Denke ich," heißt es unter Anderem darin, „an die vielen Beweise einer treuen Ergebenheit und persönlichen Anhänglichkeit, die Sie seit vielen Jahren, und namentlich in der letzten trüben Zeit, mir, sich immer gleichbleibend, offen und redlich erwiesen haben, so finde ich mich außer Stand, Ihnen meine Zufriedenheit und Dankbarkeit an den Tag zu legen und habe Nichts, womit ich sie auf eine, meinem Herzen genügende Weise bethätigen könnte. Sie haben mir zwar nicht, wie es jetzt an der Tagesordnung ist, mit Vorschlägen, Projecten, Theorien und Plänen gedient, die man nicht brauchen kann, wenn man sie an den Maßstab des Wirklichen legt; aber Ihre reiche Erfahrung ist mir sehr oft nützlich gewesen, und in dem ganzen Verhältnisse, welches uns verknüpft, habe ich Sie stets als einen Mann gefunden, der, von den besten Gesinnungen beseelt, frei von jeder unlauteren Nebenabsicht, es immer ernst und redlich meint, Gott fürchtet und Recht thut. Als ein Zeichen meiner Achtung verleihe ich Ihnen, bei Ihrem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, den schwarzen Adlerorden, dessen Decoration hierbei kommt, mit dem Wunsche, daß Sie ihn heute anlegen und daß Sie ihn noch lange zieren mögen. Bleiben Sie bis an's Ende der Freund Ihres aufrichtigen Freundes."

Um 10 Uhr erschien der Adjutant des Königs und die Generalität, den Jubilarius abzuholen. Sie führten ihn in ihrer Mitte in den Lustgarten, und wie erstaunte Köckeritz, als er in demselben alle Garde-Regimenter, Infanterie und Cavallerie in ihrer Paradeuniform aufgestellt fand.

Der König erschien mit allen Insignien Königlicher Würde angethan. Er stellte den Köckeritz zu Seiner rechten, den Generalfeldmarschall zu Seiner linken Seite, trat heran und commandirte selbst, was Er selten that, die Trup-

pen. Alle marschirten nun bei dem erstaunt und bewegt dastehenden Jubelgreis vorbei und schwenkten, unter den Wirbeln der Trommeln, Posaunen und Trompeten und dem Donner der Kanonen, vor ihm die Regimentsfahnen. Der König verlängerte, in welcher Absicht wird gleich sichtbar werden, diese glänzende, militairische Feier.

Nach Beendigung derselben umarmte Er, mit wenigen bewegten Worten, im Angesicht aller Truppen und der hinzu geströmten Volksmassen, Seinen alten, treuen, hochgeehrten Freund. Nachdem nun auch die Generalität und andere eingeladene hohe Staatsbeamten ihre Glückwünsche abgestattet, sprach der König mit Freude und Liebe strahlendem Angesichte: „Nun, mein lieber Köckeritz, wollen wir Sie nach Ihrem Hause begleiten und bei Ihnen das Jubelfrühstück einnehmen.“ Köckeritz war nicht verheirathet, und obgleich er anständig wohnte, mehrere geräumige Zimmer und einen Saal hatte, so war er doch nicht so häuslich eingerichtet, um Gäste bei sich zu sehen und sie standesgemäß bewirthen zu können, auch konnte dies nicht stattfinden, da er seit vielen Jahren tagtäglich, Mittags und Abends, beim Könige speiste.

Die Aeußerung des Königs, bei ihm zu frühstücken, hielt er daher anfangs für einen wohlwollenden Scherz; gerieth aber, als er sah, daß es damit Ernst sei, in die peinlichste Verlegenheit und deprecirte die ihm zugedachte Ehre, die noch Keinem zu Theil geworden, mit den verbindlichsten Ausdrücken. Humoristisch wies aber der König dies mit den Worten zurück: „Nein, nein, es bleibt dabei, wir bringen den Köckeritz nach Hause und dejeuniren bei ihm.“

„Es geht wahrhaftig nicht,“ antwortete der Geängstigte, „meine confuse Junggesellenwirthschaft ist nicht darnach eingerichtet.“ „Warum,“ replicirte der König, „sind Sie nicht verheirathet! Ich habe das oft an Ihnen getadelt; nun ist's zu spät, — aber Sie sollen heute dafür bestraft werden.“ „Wenn es denn sein soll,“ antwortete kleinlaut Köckeritz, „so bitte ich um eine Frist von wenigstens vier Stunden, um die nöthigen Anstalten zu treffen; es ist Nichts im Hause und Alles liegt und hängt in meinen Zimmern in- und durcheinander; ich kann wahrhaftig Ew. Majestät nicht bei mir sehen.“ „Ei was,“ fiel der König ein, „ein General-Lieutenant wird doch wohl ein Butterbrot und ein Glas Wein geben können. Es bleibt dabei!“ und zu Seinem Gefolge sich wendend: „Kommen Sie, meine Herren!“

Nun setzte sich der glänzende Zug durch die breite Straße nach dem Neustädter-Thore in Bewegung, und Köckeritz dachte mit Angst und Schrecken daran, wie das werden und sich machen würde. Als er Einigemale tief aufseufzte, sagte der König scherzend zu ihm: „Ihnen geschieht ganz recht. Wie viel angenehmer würde es nun sein, wenn uns an Ihrem Hause eine hübsche Frau und Kinder empfingen. Nun, wir wollen sehen, wie wir mit dem armen Hagestolz fertig werden und es gnädig machen.“

In der Nähe des Hauses begrüßten Pauken und Trompeten den angekommenen Königlichen Zug und eine große Menge Hoflaquaien, in ihrer Gala-Uniform, wurde sichtbar. Die Treppen am und im Hause waren mit Blumen decorirt, der Saal und alle Nebenzimmer köstlich geschmückt, die Tische elegant gedeckt und mit kostbarem Porcellan, werthvollem Silbergeschirr, Flaschen und dampfenden Schüsseln besetzt.

Als der König in den Saal trat, wandte Er sich zu Seinem Gefolge um und sprach mit der Ihm eigenthümlichen, heiteren, unaussprechlichen Gutmüthigkeit: „Nun seht einmal den Köckeritz an; hat gesagt, wäre nicht eingerichtet, und Alles bei ihm ist charmant!“ Dann nahm Er den alten redlichen Freund bei der Hand, setzte ihn neben sich, Alle, so viel ihrer waren, nahmen Platz, und Rührung, Dank und Freude erfüllte alle Herzen. Der König war fröhlich, brachte einen Trinkspruch nach dem andern, und Jubel erfüllte das ganze Haus.

Nach aufgehobener Tafel*) sagte der König: „Nun, lieber Köckeritz, haben wir bei Ihnen dejeunirt; bei mir müssen Sie, mit Ihren Gästen, diniren. Da wir es aber uns bei Ihnen haben wohl sein lassen, wollen wir später zu Tische gehen und vorher in's Freie fahren." Er setzte sich dann mit ihm allein in Seinen Wagen, war, wie immer, wieder ernst heiter und ließ sich von ihm seine Lebensgeschichte erzählen, in welcher er auch seiner vielen heimgegangenen Freunde und der wenigen übriggebliebenen, noch lebenden gedachte.

Nach einigen Stunden im neuen Garten mit dem Gefolge angekommen, führte der König den General von Köckeritz in den prachtvollen Orangeriesaal, und wer beschreibt die Ueberraschung und Rührung des alten redlichen Mannes und sein Erstaunen über das zarte Mitgefühl des Königs, als er beim Hereintreten in den Saal die vorhin gedachten, an entfernten, verschiedenen Orten wohnenden, ihm allein noch übriggebliebenen drei Jugendfreunde erblickte, die mit ausgestreckten Armen da standen und nun tief und freudig bewegt sich wechselseitig an's Herz sanken! Es bildete sich eine hochherzige Scene, der Ehrfurcht auf der einen, der Dankbarkeit und Liebe auf der anderen Seite; die überströmenden Gefühle flossen so innig und rein zusammen, und stellten ein so edles, rein menschliches Lebensbild dar, daß kein Auge trocken blieb. Des Königs milder Blick ruhete segnend darauf und sanfte Freude, daß Alles Ihm in Seiner Absicht so wohl gelungen, erquickte Ihn. Dann aber ließ Er vom Hautboistenchor den alten Kriegern noch aus der Zeit des siebenjährigen Krieges so lieben, muntern Dessauer Marsch blasen, und die Tafel, an welcher Köckeritz und seine Freunde neben ihm saßen, weckte die heitere, gemüthliche Stimmung eines Festes, welches der Freund dem Freunde giebt.

Daß der König, bekannt mit allen Lebensverhältnissen des General von Köckeritz, dessen alte Freunde und Kriegskameraden, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, für dies Jubelfest hatte einladen lassen, und nach mehrtägigem Aufenthalte, bei ihrer Abreise nach ihren verschiedenen, entfernten Wohnorten, reichlich beschenkte, darf nicht erst erwähnt werden.

Das rein Menschliche, Wohlwollende, Alles Berücksichtigende, Heitere und Zartsinnige, in der Anordnung des ganzen Festes tritt so großartig und glänzend, und doch auch so einfach und kunstlos hervor, daß Jeder sich davon angesprochen, überrascht und befriedigt findet. Freunde, die auf einer Lebenslinie stehen und in ihren Verhältnissen sich gleich sind, können sich wechselseitig nicht aufmerksamer, freundlicher und herzlicher behandeln, als wir es hier in der hohen Stellung eines Königs und in der subordinirten Seines Dieners wahrnehmen. Das ist aber eben das eigenthümlich Liebenswürdige in dem Charakter und Leben des Hochseligen Herrn, daß das rein Menschliche darin überall vorwaltet, jedoch dabei stets in hoher Königlicher Haltung und Würde bleibt. Das Eine war bei Ihm nie vom Anderen verlassen; in dem Könige sah man immer den Menschen, und im Menschen doch auch immer den König.

*) Daß Alles, was die Festtafel an feinen neuen Zeugen, Tüchern, Porcellan, Silbergeschirr u. s. w. enthielt, nun ein Geschenk und Eigenthum des Jubilars war, versteht sich von selbst.

Hieronymus letztes Souper in Paris.

Der ehemalige König von Westphalen, Hieronymus Buonaparte (bekanntlich ein Bruder des Kaisers Napoleon), lebte, ehe er von seinem Bruder auf den Thron von Westphalen gesetzt wurde, wie ein reicher Erbe in Paris, besuchte alle Schauspiele und Vergnügungsorte, und

stand mit mehreren jungen Schriftstellern, die damals ihres Geistes, ihres Witzes und ihrer Sorglosigkeit wegen sich einigen Ruf erworben hatten, auf vertrautem Fuße. Am Abende nach seiner Ernennung zum Könige von Westphalen begegnete er an dem Ausgange des Vaudeville-theaters den beiden vertrautesten Freunden seiner Streiche und seiner Lust, den Herren v. C. und P. L. „Meiner Treu', es freut mich unendlich, Euch zu sehen; wißt Ihr, daß ich König von Westphalen geworden bin?" — „„Ja, Sire, und erlauben Sie, daß wir die Ersten sind, welche . . . ."" — „Keine Ceremonien, keine Ziereréien unter uns! Dazu ist es Zeit, wenn ich an meinem Hofe sein werde; hier kein Sie, Du, wie immer, immer dieselbe Freundschaft! Kommt zum Essen" — Hieronymus führte seine Freunde hierauf sogleich zu einem der vorzüglichsten Restaurateurs im Palais-Royal, und ließ ein wahrhaft königliches Souper auftragen. Man schwatzte viel, lachte viel, machte Witze, trieb allerhand Possen und trank viel. Als der Wein die Köpfe etwas warm und schwer gemacht hatte, sprach Hieronymus: „Freunde, wir bleiben bei einander; wenn Ihr wollt, nehme ich Euch mit. Du C., sollst Secretär meiner Befehle sein, und Dich P., mache ich zu meinem Bibliothekar, da Du, wie ich weiß, ein Freund von Büchern bist." Der Vorschlag wurde angenommen und die Bestallung sogleich bei einer frischen Flasche Champagner vollzogen. —

Endlich mußte man sich trennen und man forderte die Rechnung. Hieronymus zieht die Börse, aber der König von Westphalen, dessen Schatz noch nicht eingerichtet war, findet nicht ganz zwei Louisd'or, die bei weitem zur Zahlung der 200 Franken nicht hinreichen. Die beiden neuen Staatsbeamten denken an ihr Glück und schießen dem Könige ihr ganzes Vermögen vor; es betrug — beinahe einen Thaler. Was war zu thun? Um ein Uhr des Morgens konnte man unmöglich neue Quellen öffnen. Endlich wurde beschlossen, den Wirth selbst kommen zu lassen und ihm ihre Lage zu entdecken. Dieser ist vernünftig und höflich und fragt nur nach den Namen der Herren. „Ich bin der Secretär des Königs von Westphalen." — „Ich bin der Bibliothekar des Königs von Westphalen." — „„Sehr wohl, meine Herren"" erwiederte der Wirth, der zu fürchten begann, er möchte mit Betrügern zu thun haben; „„und dieser dritte Herr da ist wahrscheinlich der König von Westphalen selbst?"" — „Sie haben Recht" — erwiederte Hieronymus — „der bin ich." „„Das ist ein wenig stark, Ihr Herren; wir wollen doch sehen, ob Ihr vor dem Polizeicommissär nicht aus den Rollen fallet."" — „Um Gotteswillen" — entgegnete Hieronymus, dem bei dieser Wendung der Dinge angst und bange wurde, „nur keinen Lärmen! Wenn Sie uns nicht trauen, so will ich Ihnen meine Uhr da lassen, die den Betrag Ihrer Rechnung zehnfach werth ist." Er übergab sogleich dem Restaurateur eine kostbare, prachtvolle Taschenuhr, welche ihm Napoleon geschenkt, und die auf der Rückseite dessen Namenschiffer in Diamanten hatte, und entfernte sich mit seinen beiden Freunden.

Der Wirth besieht sich hierauf die Uhr genauer, zweifelt keinen Augenblick, daß sie gestohlen sein müsse, und trägt sie zum Polizeicommissär. Dieser erkennt den Namenszug des Kaisers und läuft zu dem Polizeipräfekten, dieser zu dem Minister des Innern, der sich sogleich zum Kaiser nach St. Cloud begiebt; am andern Morgen erschien im Moniteur (der französischen Staatszeitung) die Anzeige, daß der König von Westphalen sich unmittelbar in seine Staaten begeben werde, und zu seinem Bedauern Niemanden, ehe er in seiner Hauptstadt angekommen sei, zu irgend einem Amte ernennen könne.

Der Griechenthaler.

„Was wir zu unserer wirklichen Nothdurft vonnöthen haben, wird uns der Herr so lange geben, als wir im Glauben beten: unser täglich Brot gieb uns heute!“ sagte manchmal der Pfarrer zu W. im Bairischen Lande zu seinem Weibe, wenn das schwache Gefäß von quälenden Sorgen überfloß, und sein Vertrauen ist seit siebenzehn Jahren nicht zu Schanden geworden, ob er sich gleich bei seinen Ausgaben nie nach dem jeweiligen Zustand seiner Kasse, sondern immer nur nach dem Gebote der Pflicht oder nach dem Drange der Liebe richtete, und obgleich seine Einnahmen fast ganz von Umständen abhingen, welche man gewöhnlicher, aber sehr unevangelischer Weise Accidenzien, d. h. zufällige nennt, als da sind Taufen, Leichen u. s. w.

Einmal nach einer schweren Krankheit, welche die Hausfrau überstanden hatte, schickte der Arzt die verlangte Rechnung. Unter dem langen Querstriche derselben war zu lesen: Summa: 20 Fl. 41 Kr.; in der Kasse des Pfarrers waren aber nicht einmal die angesetzten Kreuzer, vielweniger die Gulden. Mit einer langen Thräne unter dem Auge legte die Wiedergenesene das Papier in die Hand ihres Mannes, und der steckte es ganz ruhig ans Fenster. Etwa eine Stunde darauf kam der Schwager, und sagte: „Pfarrer, ich weiß, du hast von deinem seligen Vater ein Zehngulden-Loos geerbt. Von der letzten Ziehung sind zwei Gewinne zu 50 Fl. in den Gerichtsbezirk gefallen. Schaue doch nach!“ Der Pfarrherr suchte das halbvergessene Loos unter seinen quittirten alten und neuen Zetteln hervor, verglich es mit der Liste des Schwagers und fand, daß er wirklich einer der beiden Glücklichen sei. — „Schau,“ sagte er zu seinem Weibe gewendet, der eine Thräne auf die goldgelbe Kartoffel in ihrer Hand fiel, „schau, Emilie, das eine Papier verlangt zwanzig, und das andere bringt fünfzig Gulden! Wo nehmen wir Geld her in der Wüste?“

Ein anderes Mal kamen der Schneider und der Schuhmacher zugleich mit gefertigter Arbeit und mit den Rechnungen darüber, weil sie wußten, daß der eigensinnige Pfarrer weder über Nacht schuldig bleibe, noch etwas abbreche. — „Wenn wir diese Rechnungen sogleich und mit einander bezahlen,“ sagte die Hausfrau in der Nebenstube dem Manne in's Ohr, „so bleibt uns kaum ein Heller übrig, und ein Zuglüftlein, so klein es ist, kann unsere Kasse wegblasen.“ Denn die Pfarrleute hatten kein Kästlein, sondern sie pflegten ihre eingenommenen Groschen und Thaler in eine einfache gegerbte Blase zu legen. Aber der Pfarrherr erwiederte: „Auch der stärkste Wind nicht. Der Herr wird schon Ballast hinein thun. Zähle den Leuten nur hin. Es soll des Taglöhners Lohn nicht bei dir über Nacht bleiben bis an den Morgen, spricht der Herr.“

Es ist allerdings wahr, durch die Berichtigung der beiden Rechnungen wurde die Geldblase so leicht, daß ein Abendlüftchen sie hätte weghauchen können. Aber schon am nächsten Tage fiel in dieselbe ein nagelneuer funkelnder Griechenthaler mit dem lieblichen Bilde des Königs Otto, und um denselben sammelten sich, wie um ein Nestei, bald wieder große und kleine silberne Eier in Menge. Deßwegen sollte er auch die Ehre haben, bei der nächsten Sammlung für einen heiligen oder wohlthätigen Zweck geopfert zu werden. Die Gelegenheit dazu kam bald. Nachdem der Pfarrherr in seiner Kirche auf den nächstkommenden Sonntag eine Collekte für die Kirche auf dem Moos angekündigt hatte und nach Hause gekommen war, sonderte er den Griechenthaler dem Herrn zum Opfer von den übrigen ab.

Aber im Laufe der Woche wurde die genannte Blase ganz leer. Am Donnerstage war kein Heller mehr darin; und die Pfarrleute wä-

ren in große Verlegenheit gekommen, wenn sie nur einen unfrankirten Brief erhalten hätten. Der Griechenthaler war nur eine Münze in ein Schatzkästlein, aber nicht für den deutschen Handel und Wandel. — Da wurde auch das Vertrauen des Pfarrherrn so wankend, daß er sich an dem Abgesonderten vergriff. Er besuchte nämlich mit dem Thaler in der Tasche einen reichen Mann, von dem er wußte, daß er Schatzgeld zu sammeln pflege, und zeigte ihm anscheinend gelegentlich die neue Münze, in der Hoffnung, daß er sich zum Auswechseln erbieten werde. — Das abgesonderte Opfer war in diesem Augenblicke auf eine sündliche Weise preisgegeben. — Aber der reiche Mann besah den Thaler nur einen Augenblick, und gab ihn dann gleichgiltig mit der Bemerkung zurück, daß er schon einen habe.

In einer peinlichen Stimmung kehrte der Kleingläubige nach Hause zurück. Der Herr fügte aber noch das Gefühl der verdienten Beschämung hinzu; seine Frau, die ihn kommen sah, eilte ihm schon über die Stubenschwelle entgegen und reichte ihm ein Päckchen mit Geld, welches an ihn adressirt, und durch den Nürnberger Boten gekommen war. Feuerroth bis hinter die Ohren, aber nicht vor Freuden, sondern vor Scham und Reue, öffnete er es. Es enthielt einige Kronenthaler von einem Freunde für eine Kleinigkeit, welche der Pfarrer für eine Zeitschrift geliefert und beinahe wieder vergessen hatte.

Nun wurde der Griechenthaler zum zweiten Male abgesondert, und am nächsten Sonntage ganz im Stillen zu der Collekte gelegt, ehe sie an die vorgesetzte geistliche Behörde abgeschickt wurde.

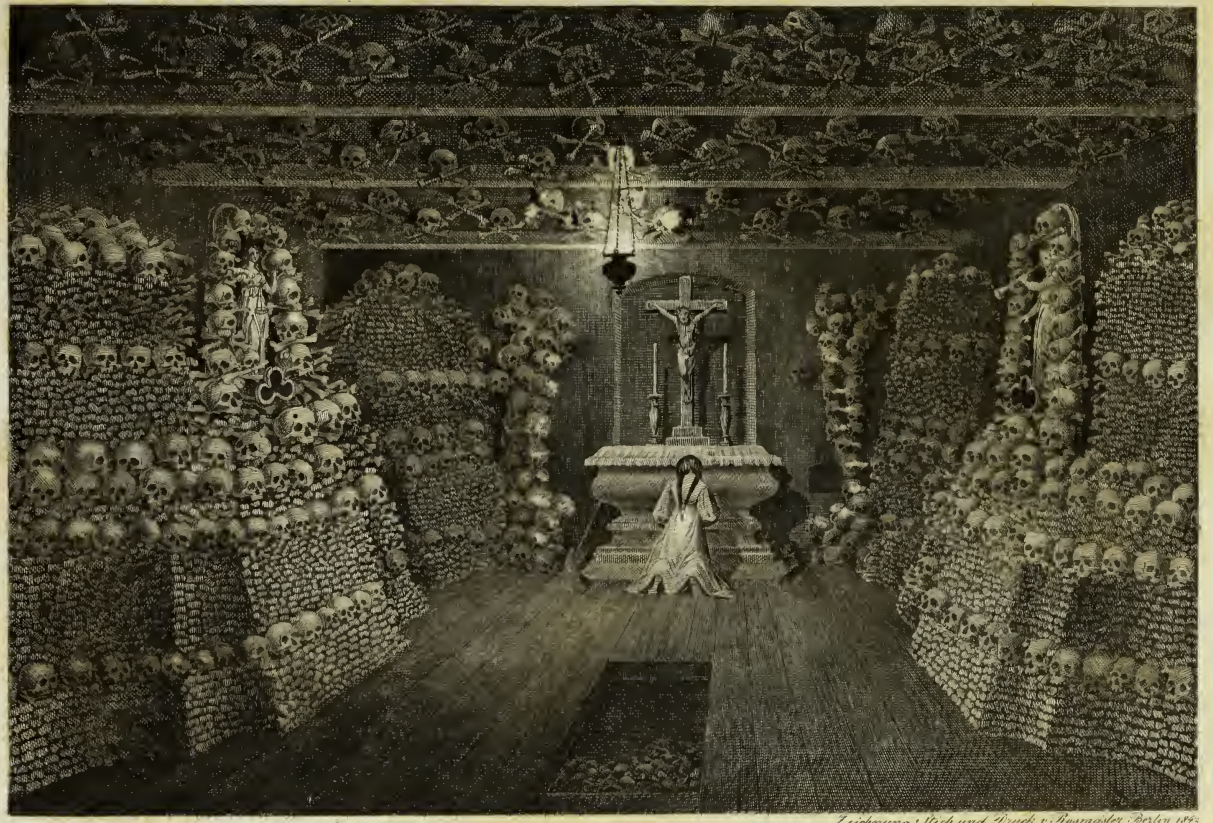
Der Herr lasse doch seinen Knecht nie mehr in solchen Kleinglauben fallen! Amen.

Der Vortrag.

Ein Bauerbursche, den man zum Soldaten gemacht hatte, sollte mit seinem Regimente zu Felde ziehen. Er hatte aber daheim eine Braut, welcher er gern noch ein Andenken hinterlassen wollte; darum ging er zum Goldschmied, und bestellte ein goldenes Fingerreiflein, in welches die Worte hineingegraben sein sollten: „Leb' wohl, liebe Lise.“ Der Goldschmied hieß ihn, da die Sache Eile hatte, schon auf morgen wiederkommen, denn einen Ring von der gewünschten Größe hatte er vorräthig und das Eingraben der Worte war auch bald geschehen. Als der Bursch am andern Tage kam, ließ er sich den Ring zeigen; da er jedoch nicht selber lesen konnte, bat er den Goldschmied, er solle ihm doch einmal sagen, wie die Schrift da innen laute. Der Goldschmied las ihm die eingegrabenen Worte her, jedoch mit so gleichgiltigem Tone, wie man etwa eine Nachricht aus dem Wochenblatte abliest. Der Soldat schüttelte den Kopf und sagte: diesen Ring könne er nicht brauchen; der Herr müsse ihn nicht recht verstanden haben, denn so hätte er's nicht bestellt. Der Goldschmied merkte wohl, mit wem er es zu thun hatte, und versprach, er wolle die Sache anders einrichten, bis heute Nachmittag solle der Ring ganz nach Wunsch fertig sein. Als der Soldat am Nachmittage wiederkam und jetzt die anders eingerichtete Schrift vernehmen wollte, las ihm der Goldschmied die Worte: „Leb wohl, liebe Lise,“ in so weinerlichem Tone vor, daß dem ehrlichen Burschen vor Rührung die hellen Thränen die Backen herunterliefen. Er bezahlte nun gern, was für den Ring ausgehandelt war, und noch ein Trinkgeld dazu, und lief dann zu seiner Braut, welcher er das Fingerreiflein brachte, und die Worte, die darinnen stunden, eben so beweglich, wie der Goldschmied, vorlas. Und die gute Dirne mußte eben so sehr darüber weinen, wie ihr Bräutigam; denn es that ihr gar zu leid, daß dieser so weit fort sollte, obgleich jener Feldzug sicher gefahrlos abgelaufen ist.

So kommt, sagte der Goldschmied, als er die Geschichte erzählte, gar viel auf den Vortrag an.

Wer zum Meisenfang will gehen,
Muß auf's Pfeifen sich verstehen.



Zeichnung Stich und Druck v. Rosmäsler Berlin 184.

DIE SCHÄDELKAPELLE.

Die Schädel-Capelle.

Eine wahre Erzählung.

(Hierzu der Stahlstich mit derselben Unterschrift.)

So sehr die Lehren der verschiedenen Religionen den Menschen über sein Schicksal nach dem Tode beruhigen und trösten sollen, so hat dennoch die Idee des Todes selbst für den Beherztesten und Aufgeklärtesten fast immer etwas Schauder und Entsetzen Erregendes. Der Todtenkopf und das Todtengerippe sind daher auch bei allen Völkern und zu allen Zeiten als das Symbol des höchsten Schreckens und des Grauenvollen betrachtet worden. Namentlich wurde der Todtenkopf in den düsteren, schwärmerischen Zeiten des Mittelalters ein ganz unentbehrliches Haus- und Kirchengeräth, welches den Menschen in jedem Augenblicke seines Lebens an den Tod erinnern sollte. In diesem Bestreben ging man damals so weit, daß man ganze Altäre und Capellen aus Menschengebeinen erbaute und auf solche Weise die andächtigen Gläubigen in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung zu versetzen suchte. In neuerer Zeit, und namentlich in Deutschland, sind diese künstlichen Mittel, Andacht und Gottesfurcht zu erzeugen, verschwunden, und wir finden hier nur noch ein einziges derartiges Monument in der sogenannten Schädel-Capelle bei Cudova in Schlesien vor. Diese ist von dem mit einer düsteren Phantasie begabten Geistlichen, Namens Tomatscheck, erschaffen worden, welcher die Gebeine eines in der Nähe befindlichen Schlachtfeldes und mehrerer alten Kirchhöfe als Tapeten für eine kleine Capelle benutzte. Außerdem schmückte er die Decke derselben mit Todtenköpfen und gekreuzten Knochen. Namentlich aber pflasterte er den Fußboden der Capelle mit 3000 Schädeln, so daß dieselbe den grauenhaften Anblick gewährt, welcher auf dem hierzu gehörigen Stahlstich mit großer Treue wiedergegeben ist.

Zwei ganz ähnliche Capellen finden sich aber noch in Italien. Die eine ist unter der Kirche St. Maria dell' Orazione in Rom, unfern vom Palast Farnese angelegt. Dieselbe wird in der Passionszeit schwarz ausgeschlagen und nur von wenigen Ampeln erleuchtet. An den Wänden stehen Haufen von Knochen nach architektonischen Regeln aufgeschichtet und in der Mitte erhebt sich, von Cypressen umschattet, ein Catafalk, welcher von der schaurigen Genossenschaft mehrerer Todtengerippe bewacht wird. Selbst das Gefäß mit Weihwasser ist ein Menschenschädel. Um die Schauer des Todes zu erhöhen, wird von Zeit zu Zeit ein Verstorbener ausgesetzt und zu dessen Füßen ein Schädel als Almosenbüchse gestellt. Ringsumher sind, nur des Contrastes wegen, Blumen und frische Blätter gestreut. Das Todtenfest währt eine Woche lang, während welcher Zeit Tag und Nacht von den Mönchen Vigilien für den Verstorbenen mit gedämpfter Stimme gesungen werden. Der ganze Act gleicht einer Dampfmaschinerie, mit welcher die menschlichen Gemüther und Gefühle gewaltsam und gleich in Massen bearbeitet werden.

Die andere Capelle befindet sich mehrere Meilen von Perugia, am Fuße der Apenninen, in einer, gegenwärtig wüsten, mit Trümmern und weitläuftigen Ruinen erfüllten Gegend und ist schon größtentheils verfallen. Dieselbe gleicht der von Tomatscheck in Schlesien angelegten Capelle in ihrer äußeren Einrichtung in vieler Beziehung, so daß man fast glauben möchte, derselbe habe nach diesem Vorbilde gearbeitet.

Daß diese Stätten des Grauens und der Verwesung, namentlich in früheren Zeiten, von den abergläubischen Bewohnern der Umgegend als die Schauplätze vieler Geister- und Gespenstergeschichten angesehen worden sind, versteht sich von selbst. Natürlich sind alle diese Geschichten ungegründet und theils durch Uebertreibungen, theils durch Erdichtungen entstanden.

In der zuletzt erwähnten Capelle hat sich aber wirklich vor etwa fünfzig Jahren eine Begebenheit zugetragen, deren Räthsel bis jetzt noch nicht gelöset sind und welche überall das größeste Interesse erregt hat. Wir entnehmen dieselbe der Erzählung eines alten Klosterpförtners in Italien, welcher die Wahrheit seiner Mittheilungen vollständig verbürgen wollte.

Anna war die Tochter eines Gutsbesitzers in der Nähe von Perugia. Mit allen Reizen des Geistes und des Körpers geschmückt und von ihren zärtlichen Eltern auf das sorgfältigste erzogen, erregte dieselbe die Bewunderung Aller, von welchen sie gesehen wurde. Aber so viele reiche und angesehene Männer sich auch vor den Siegeswagen der reizenden Anna spannten, so vermochte doch Niemand ihre Gegenliebe zu erregen, bis dieselbe durch einen Zufall den jungen Camillo kennen lernte, welcher bei der päpstlichen Leibgarde in Rom als Offizier diente und sich eine Zeit lang bei einem seiner Verwandten in der Gegend von Perugia aufhielt. Das sanfte liebenswürdige Wesen des jungen Mannes gewann ihm sehr bald Anna's Zuneigung und es entspann sich in kurzer Zeit ein enges Bündniß zwischen Beiden. Aber so glücklich sich dieselben in diesem Bündnisse fühlten, so unglücklich machten sie durch solches eine dritte Person. Antonio, der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, hegte eine blinde Leidenschaft für die schöne Anna und hatte schon oftmals versucht, ihr nahe zu treten, aber sein dünkelhaftes, hochfahrendes Wesen und seine rohen Sitten gereichten ihm wenig zur Empfehlung. Als er von dem Verhältnisse Anna's zu Camillo hörte, wälzte er die ganze Schuld seines Unglücks auf diesen und beschloß, nicht nur an ihm eine glänzende Rache zu nehmen, sondern auch sich das mit Gewalt zu verschaffen, was er in Güte nicht zu erlangen vermochte. Als Anna eines Abends mit ihrem Geliebten einsam lustwandelte, überfiel er, durch eine tiefe Vermummung unkenntlich gemacht und von mehreren seiner Leute unterstützt, beide, warf den beneideten Camillo, der ihm wohl an Tugenden, aber nicht an Körperkraft überlegen war, mit gewichtigen Faustschlägen zu Boden und entführte die unglückliche Anna, ihres Sträubens ungeachtet. Zunächst versteckte er dieselbe, durch eine längere Abwesenheit seines Vaters begünstigt, auf dem Boden seines Hauses. Da er sie aber hier nicht für sicher hielt, weil er sehr bald in Erfahrung brachte, daß überall nach der Vermißten geforscht wurde, so beschloß er, sich einen ganz besonders verborgenen Versteck für den Gegenstand seiner Liebe zu erwählen. Hierzu schien ihm das Gewölbe einer kleinen Capelle am geeignetsten, welche sich an den äußersten Grenzen seiner väterlichen Besitzungen unter den Trümmern eines alten verfallenen Schlosses befand und welche mit einer Anzahl von Todtenschädeln und Menschengerippen ausgeschmückt war. Von jeher war dieser Ort wegen der Gespenster und Geister, welche dort ihr Wesen treiben sollten, verrufen gewesen; in neuester Zeit hatten sich aber eine solche Menge gräuelvoller Scenen und Begebenheiten dort zugetragen, daß Niemand ferner jene Gegend zu betreten wagte und daß man die Thüren und Fenster der Capelle fest vernagelt hatte. Man sprach von großen feurigen Riesengestalten, welche dort des Nachts umherwandeln und an den Todtengerippen nagen sollten, man hatte die Capelle oft des Nachts mit strahlendem Glanze erleuchtet gesehen und in den Ruinen des verfallenen Schlosses seltsame Töne und namentlich ein dumpfes Kettengerassel vernommen. Aber niemals hatte man bei Tage eine Spur der nächtlichen Unholde wahrzunehmen vermocht und namentlich war es unerklärlich, wie dieselben anders, als durch Geisterkräfte, in die festverschlossene Kapelle gelangen konnten. Nach diesem Orte beschloß Antonio, sein Opfer zu bringen, welches sich ihm mit der größesten Hartnäckigkeit widersetzte und ihn mit der tiefsten Verachtung überhäufte. Ein der unglücklichen Gefangenen beigebrachter Schlaftrunk betäubte dieselbe und machte es möglich, daß

man sie ohne Aufsehen an den neuen Ort ihrer Bestimmung befördern konnte. Nach vieler Mühe öffnete Antonio mittelst des in seinem Verwahrsam befindlichen, verrosteten Schlüssels die Thür der Capelle und brachte die Unglückliche in den innern Raum und von hier in das unterirdische Gewölbe derselben. Dieses verschloß er durch eine schwere eiserne Fallthüre, welche seit vielen Jahren nicht in ihren Angeln bewegt zu sein schien und deren Gewicht fast die Kräfte zweier Menschen überstieg. Vorher aber ließ er der Unglücklichen eine Matratze und Lebensmittel auf acht Tage zurück, denn er sahe wohl ein, daß, um Verdacht zu vermeiden, seine Besuche anfangs nur sehr sparsam sein durften.

Man denke sich die Gefühle der unglücklichen Anna, welche an alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens gewöhnt war, als sie auf ihrem harten Lager in dem feuchten Gewölbe, von Menschengebeinen und Gerippen umgeben, erwachte! — Anfangs glaubte sie, Alles, was sie in den letzten Tagen erlebt habe, sei ein bloßer Traum, aber nur zu bald wurde sie durch die Schmerzen, welche sie an ihren gelähmten und erkälteten Gliedern empfand, davon überzeugt, daß sie ihr volles Bewußtsein hatte. Nachdem sich ihre Augen mit Entsetzen an den Anblick dieser grausenvollen Umgebung gewöhnt hatten, sprang sie mit einem dämonischen Schrei auf, um ihr Gefängniß näher zu untersuchen. Aber jeder Versuch zu einer Flucht war vergeblich. Die Wände des engen Gemachs wurden von hartem, undurchdringlichen Gestein gebildet. Die eiserne Fallthür, zu welcher eine alte verfallene Treppe führte, lag unbeweglich und trotzte allen Anstrengungen des unglücklichen Mädchens, so daß sie endlich erschöpft auf die feuchten Stufen niedersank. Das kleine, mit verrosteten, aber dennoch haltbaren Eisenstäben vergitterte Fensterchen, welches gerade nur so viel Licht einließ, daß die Bedauernswürdige ihre traurige Lage hinreichend zu erkennen vermochte, war mit Buschwerk verwachsen und so hoch, daß Anna dasselbe nicht zu erreichen vermochte. Auch war das Fensterchen so eng, daß die Unglückliche selbst ihre zarten Glieder nicht durch dasselbe zu zwängen vermocht haben würde. Voller Verzweiflung und völlig erschöpft sank sie daher auf ihr Lager nieder. Aber hier sollte sie noch das Gräßlichste ihrer Lage erkennen lernen, daß sie nämlich ihre Nahrung mit Ratten und Schlangen zu theilen hatte. Denn hinter zween schneeweiß gebleichten Schädeln züngelten ihr zwei Nattern mit leuchtenden Augen entgegen und eine große Ratte nagte emsig an dem Körbchen, welches ihre Nahrungsmittel enthielt. Von Schreck und Grausen überwältigt und gemartert von Angst um das Schicksal ihres Geliebten, den sie ermordet glaubte, verfiel die Unglückliche in ein fieberhaftes Schluchzen, aus welchem sie durch eine tiefe Ohnmacht erlöset wurde. Als sie aus derselben erwachte, fühlte sie einen so brennenden Durst, daß sie sich genöthigt sahe, von dem Weine, welchen ihr Antonio zurückgelassen hatte, einen Schluck zu genießen, so widrig ihr auch jeder Genuß an diesem schaurigen Orte war. Hierdurch wunderbar gestärkt, und zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich in ihr Unglück fügen und ihr Leben zu fristen suchen müsse, befestigte sie den Korb mit Lebensmitteln vermittelst ihres Gürtels an einen Haken der eisernen Fallthür, um ihn so vor den raubgierigen Angriffen ihrer Mitbewohner zu schützen. In dieser traurigen Lage verstrich Tag um Tag, und das unglückliche Mädchen sahe sich von allen Schrecken des Wahnsinns bedroht. — Antonio aber erschien nicht. Ihr Lebensmittelvorrath nahm täglich ab, und war bald, so sparsam sie auch damit zu Rathe ging, völlig aufgezehrt. Die Qualen des Hungers stellten sich ein und der schmerzvolle Tod des Verschmachtens stand ihr in seiner ganzen Fürchterlichkeit vor Augen. Antonio's — des verhaßten Antonio's Gegenwart ward jetzt von ihr sehnsüchtig herbeigewünscht. Mit steigender Verzweiflung erneuerte sie ihre Anstrengungen, sich aus ihrem Kerker zu befreien, allein stets mit derselben Erfolglosigkeit.

Drei volle Tage waren verstrichen, seitdem keine Nahrung mehr über ihre Lippen gekommen war; plötzlich verfiel sie in eine rasende Wuth, in welcher sie nahe daran war, an den auf dem Boden liegenden modernden Gebeinen zu nagen; dann begannen aber ihre Sinne nachzulassen und die stechenden Magenschmerzen wichen allmählig jenem furchtbaren, den ganzen Körper beschleichenden Wehe, welches jedesmal dem Tode des Verschmachtens vorangeht. Sie empfahl deshalb ihre Seele Gott und legte sich, ihr Ende erwartend, auf ihren harten Pfühl nieder. In diesem Augenblicke belebte ein Geräusch und ein Licht — denn es war Nacht — ihre Hoffnungen auf's Neue. Mühsam das Haupt emporhebend, sahe sie, bei dem Scheine einer mattbrennenden Fackel zwei seltsame Gestalten, so mißgeschaffen und grausenhaft gebildet, daß in einer jeden andern Lage Furcht und Entsetzen sie augenblicklich überwältigt haben würde. Allein in ihrem jetzigen Zustande war sie schon im Begriff, sie anzureden, als die eine Ungestalt, wahrnehmend, daß sie bemerkt würden, der anderen einen Wink gab, worauf beide sich sogleich entfernten. Bei dem Scheine der Fackel hatte sie sich die Stelle der Wand gemerkt, durch welche die Gestalten verschwunden waren. Sie untersuchte diese und fand dort eine große eiserne Platte in der Wand befestigt, welche sie schon früher bemerkt und welche ihr fest eingemauert geschienen hatte. Sie versuchte nun auch diese Platte zu öffnen, aber vergeblich. Dennoch war sie durch das Wiederaufleben ihrer Hoffnungen so sehr gestärkt worden, daß sie laut zu wehklagen und um Brot zu bitten vermochte. Aber vergebens, denn keine Antwort erfolgte. In dem Glauben, was sie gesehen, sei nur eine Täuschung ihrer Sinne gewesen, kehrte sie in hilfloser Verzweiflung zu ihrem Lager zurück, mit einem durch die vereitelte Hoffnung noch gesteigertem Todesschmerz, und verfiel alsbald in einen betäubenden Schlaf. Als sie erwachte, sahe sie mit Entzücken ihr Gemach von oben herab hell erleuchtet und bemerkte in der Ecke desselben einen Korb stehen, der, wie sich bei näherer Untersuchung ergab, eine kleine Flasche Wein, Brot und einige getrocknete Früchte enthielt. Zunächst stürzte sich die Verschmachtete auf dieses köstliche Geschenk des Himmels, war aber doch so vorsichtig, daß sie anfangs nur sehr mäßig von den Nahrungsmitteln genoß. Durch diese körperlich gestärkt, untersuchte sie nun den Quell des in ihr Gemach von oben herab eindringenden magischen Lichtes und bemerkte mit unnennbarer Wonne, daß die schwere eiserne Fallthür geöffnet war und daß die Oeffnung derselben dem Lichte einen Durchgang verstattete. Mit beflügelten Schritten und von der gewissen Hoffnung ihrer endlichen Befreiung durchdrungen, eilte die Wiedererweckte die Stufen der verfallenen Treppe hinan und stieg aus ihrem Grabe empor. Aber ein neuer Schrecken wartete ihrer hier. Sie befand sich in einer geräumigen Capelle, deren Wände aber nur von Menschengebeinen und Todtenköpfen gebildet wurden. Selbst die Decke war mit Schädeln und gekreuzten Knochen ausgestattet. Im Hintergrunde der Capelle befand sich ein großer Altar mit einem mächtigen Crucifix. Durch die Ritzen zweier vernagelten Fenster drang das Tageslicht zwar hell, aber nur spärlich hindurch, und der strahlende Glanz, welcher die Capelle erleuchtete und die verwöhnten Augen der unglücklichen Gefangenen blendete, kam meistens nur von einer Ampel her, welche an der Decke des Gemachs an einem Todtenkopfe befestigt war. Eine schwere eichene Thür bildete den Eingang in die Capelle. Zunächst eilte sie an diese Thür, aber sie wich trotz aller Anstrengungen nicht ein Haar aus ihren Angeln. Dann rannte sie mit Gewalt gegen die vernagelten Fenster. Doch eben so vergeblich, denn es sprangen wohl mehrere der kleinen runden Glasstücken, welche, mit Blei eingefaßt, die Fenster bildeten, in Stücken, und rötheten die zarten Hände der Unglücklichen mit Blut, aber die Fenster waren von außen so sicher mit Brettern verwahrt, daß keines derselben zu lösen war. Anfangs fühlte sich die

bitterlich Getäuschte von neuer und größerer Verzweiflung durchdrungen, bald aber gewann sie den Muth wieder und sank in andächtigem Gebet vor die Stufen des Altars hin, indem sie an die viel größeren Leiden der Mutter Gottes und des gekreuzigten Erlösers dachte und dem gütigen Schöpfer für die unverhoffte große Verbesserung ihrer Lage dankte. Denn die Capelle war mit einer viel gesünderen Luft, als ihr früheres Gemach erfüllt, gewährte ihr außerdem einen viel größeren Raum und mehr Aussicht auf ihre Befreiung. Aber alle ihre desfallsigen Hoffnungen wollten nicht in Erfüllung gehen, denn trotz ihres Rufens und Schreiens kam keine menschliche Seele in diese öde, verrufene Gegend. Auch ging ihr beschränkter Vorrath von Lebensmitteln sehr bald zu Ende und sie sahe sich von Neuem dem Hungertode ausgesetzt, ward aber auf eine ähnliche, räthselhafte Weise, wie das erste Mal, mit frischen Vorräthen versehen.

So dauerte dieser geheimnißvolle Verkehr eine Zeitlang fort, bis sie eines Abends ihre mißgestalteten Lebensretter wieder durch die eiserne Fallthür aus ihrem früheren Gemache emporsteigen sahe. Eine der Gestalten winkte ihr, näher zu kommen; sie gehorchte, obwohl nicht ohne einiges Zaudern und Bangen. „Unvermeidliche Umstände machen es uns unmöglich, junges Weib," sagte das Ungethüm mit hohler Stimme, „Dich länger mit Nahrungsmitteln zu versorgen, außer wenn Du mit uns gehen und bei uns leben willst; Du sollst — das versprechen wir Dir — keine üble Behandlung erfahren, und Deine Ehre soll bei uns nicht im Entferntesten gefährdet sein; dagegen aber mußt Du Dich verpflichten, den Ort, an den wir Dich führen werden, ohne unsere Erlaubniß — und diese wird wohl schwerlich je ertheilt werden, — nie zu verlassen, und uns über das, was Dir in unserem Thun seltsam oder unerklärlich scheinen mag, nie zu fragen. Für den Fall aber, daß Du einst zur Welt zurückkehrst, gelobe Stillschweigen über Alles, was Du siehst und hörst!"

Das bisherige menschenfreundliche Benehmen der Unholde, die Erkenntniß, daß, wären diese Leute geneigt, ihr ein Leid oder Schmach zuzufügen, sie ja bereits reichliche Gelegenheit dazu gehabt hätten, ihre Angst vor dem Hungertode und die Hoffnung, daß ihre neue Haft doch wohl nicht ewig dauern werde, bewogen die unglückliche Anna, ihre Einwilligung in diese Bedingungen zu erkennen zu geben. Man verband ihr die Augen, und nun wurde sie zunächst in ihr früheres Gefängniß hinabgeführt; aus diesem gelangte sie durch die bereits oben erwähnte, geheimnißvolle eiserne Platte, welche gleich hinter ihr zuschlug, in einen langen, unterirdischen Gang. Aus diesem wurde sie erst auf eine hohe Treppe und dann durch mehrere weitläuftige Gemächer geführt, welche, wie sie aus dem Wanken des Fußbodens schloß, dem Einsturze nahe waren. Dann ging es noch einige Male Trepp' auf Trepp' ab; endlich aber hörte sie Gerassel mit schweren Schlüsseln und ein Zurückschieben von eisernen Riegeln und gleich darauf wurde sie an einen Ort hinabgelassen, wo man ihr die Binde abnahm. Sie sah sich jetzt in einem weiten Gewölbe, an dessen einem Ende ein mächtiges Feuer loderte, das augenscheinlich gegen die ungesunde, feuchte Kälte dieser unterirdischen Wohnung nothwendig war. Das andere Ende war durch Vorhänge in zwei kleine Abtheilungen geschieden, von denen jede ein Bett enthielt. In dem einen lag ein Frauenzimmer, dem Anschein nach krank, neben ihr am Bette saß eine weibliche Gestalt von etwa zwanzig Jahren, von großer Schönheit und vornehmem Ansehen, in tiefem Gespräch mit jener begriffen. Keine von beiden warf auch nur einen neugierigen Blick auf Anna, wiewohl sie ihr Hierherkommen erwartet haben mußten, da sie durchaus kein Zeichen von Ueberraschung oder Erstaunen bei ihrem Anblick offenbarten. Einer ihrer Führer hieß Anna auf einer hölzernen Bank, die vor dem Feuer stand, Platz nehmen. Sie hatten jetzt ihre verunstaltenden Vermummungen abgeworfen und standen als

zwei junge Männer da, deren Benehmen und Haltung Leute von Stande anzuzeigen schien. Der Aelteste mochte nicht über Dreißig sein. Was Anna vorzüglich auffiel, war das Aschbleiche ihrer Gesichtsfarbe, das auch an ihren Gesellschafterinnen bemerklich war.

In Anna regte sich die Neugier, zu entdekken, wer denn eigentlich diese seltsamen Wesen wären und warum sie sich so lebendig begraben mochten; allein das Gespräch wurde, wenn es nicht gerade gleichgiltige Dinge betraf, immer in einem so leisen Tone unter ihnen geführt, daß sie hierüber nicht den entferntesten Aufschluß abzulauschen vermochte. Die Kranke hütete fortwährend das Bett. Ihre Mahlzeiten fielen sehr sparsam aus und es schien, als ob die Vorräthe zu Ende gingen, denn mit jedem Tage wurde an dem Essen mehr abgebrochen. Keines von den Vieren ließen sich zwar je in ein Gespräch mit Anna außer über gewöhnliche Gegenstände ein, doch wurde sie von Allen mit Höflichkeit behandelt; und erhielt auch, anfänglich gemeinschaftlich mit ihnen, von Allem, was auf den Tisch kam, ihren Theil. Nach einigen Tagen aber wurde der Wein und Kaffe auf die beiden Frauenzimmer beschränkt. Die Männer begannen Anzeichen von wachsendem Unmuthe blicken zu lassen und zeigten bald eine ausnehmend aufgeregte Stimmung. Anna schrieb mit Recht ihre Unruhe dem dürftigen Lebensmittelvorrath zu, mit dem sie jetzt höchst sorgsam und haushälterisch zu Rathe gingen.

Eines Abends war es Anna, als höre sie den Ton einer fernen Glocke, auch die jungen Männer schienen das Läuten gehört zu haben. Denn sie zeigten auf einmal eine aufgeheiterte Stimmung. Sie legten sogleich die abschreckenden Vermummungen an, in denen sie zuerst erschienen waren, und verließen das Gewölbe durch eine Fallthür in der Decke, durch die auch sie herabgekommen war. Nach einer mehrstündigen Abwesenheit, während deren die beiden Frauen große Angst verriethen, kamen sie mit einem reichlichen Vorrathe von Lebensmitteln wieder. Seit dieser Zeit begegneten sie ihr aber nicht mehr mit derselben Rücksicht, wie vorher, denn sie reichten ihr jetzt, erst wenn sie ihr Mahl beendigt hatten, Speisen, und legten auch sonst noch ein beleidigendes und vernachlässigendes Benehmen gegen sie an den Tag. Häufig hielten sie auch Berathungen mit einander, deren Gegenstand, wie die nach ihr hingeworfenen Seitenblicke leicht errathen ließen, sie war. Aus dem Allen sah und besorgte sie, daß sie ein unangenehmer Gast und vielleicht ihr Leben selbst in den Händen ihrer Wächter nicht mehr sicher sei.

Die beiden jungen Männer fuhren nach wie vor fort, so oft sich die Glocke hören ließ, nach Lebensmitteln auszugehen, wenn sie gleich bisweilen, ohne einen Vorrath mitzubringen, zurückkehrten, wo sie denn jedesmal in der übelsten Stimmung waren und Anna mit verdoppelter Härte behandelten, als ob sie das arme Mädchen für die Ursache höchst unangenehmer Nachrichten ansähen. Eines Nachts kamen sie in heftigem Wortwechsel zurück; und nur mit Mühe wollte es den beiden Frauen gelingen, ihren Streit zu beschwichtigen. Mit Entsetzen bemerkte Anna, daß die Kleidung des Einen mit Blut befleckt war, während doch an Keinem von Beiden auch nur eine Spur von einer Verletzung oder Wunde zu sehen war. Nun vermochte sie ihrer Befürchtung nicht länger Meister zu werden; und unablässig verfolgte sie der Gedanke, die Beiden hätten Jemand ermordet und würden zuletzt auch sie aus dem Wege räumen. Unter dem Einfluße dieser schrecklichen Vorstellung hielt sie sich nun nicht länger an ihr erzwungenes Versprechen gebunden und beschloß, die erste günstige Gelegenheit, die sich ihr zur Flucht darbieten würde, zu ergreifen. Allein ihre gänzliche Unkenntniß der Lage des Gewölbes und die immer gleich strenge Wachsamkeit der beiden Frauen während der gelegentlichen Abwesenheit der beiden Männer gaben ihr wenig Hoffnung, ihr Vorhaben ausführen zu können. Die Furcht, von den Unbekannten geopfert zu werden, quälte sie so unaufhörlich,

daß sie am Ende ganz vergaß, wieviel sie denselben eigentlich zu danken hatte, und daß sie den kühnen Entschluß faßte, sich in der nächsten Nacht um jeden Preis, und sollte es das Leben ihrer Wächterinnen kosten, frei zu machen. Aber dieser Plan wurde vereitelt, da die beiden Unbekannten in dieser Nacht früher als gewöhnlich in großer Bestürzung und Aufregung zurück kamen. Erst nach mehreren Tagen wiederholten sie ihre Ausflucht. Kurze Zeit, nachdem sie die Höhle verlassen hatten, wurde die im Bett liegende Kranke von heftigen Schmerzen ergriffen, und gab zu Anna's großem Erstaunen, der ihr Zustand unbekannt gewesen war, einem Kinde das Leben, für das, wie auch für die Mutter alles Nothwendige reichlich vorgesorgt und bei der Hand war. Unter diesen Umständen konnte es Anna nicht über's Herz bringen, gegen ihre Wohlthäterinnen mit Gewalt aufzutreten. Auch kehrten die beiden jungen Männer bereits nach kurzer Zeit zurück. Dieselben zeigten sich hoch erfreut über das vorgefallene Ereigniß und brachten allerlei Arzeneien und stärkende Mittel, die sie offenbar in Erwartung dieses Ereignisses angeschafft hatten, zum Vorschein. Die Andere wartete ihre Gesellschafterin, die nur langsam wieder genaß, mit unablässiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt ab. Indessen der Mangel des gewohnten Schlafs und die ungewöhnte Abmüdung wirkten augenscheinlich auf ihre Gesundheit ein; und so kam es, daß sie am nächsten Abend, während die Männer auf ihrer gewöhnlichen Wanderung fort waren, dem Bedürfnisse, sich zur Ruhe zu legen, nicht widerstehen konnte, was sie bisher vor der Rückkehr jener Beiden nie gethan hatte. Anna beschloß, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen und einen Versuch zur Flucht zu wagen. Sie löschte deshalb das Licht aus, legte, so leise sie konnte, eine Leiter, die zu diesem Zwecke diente, an die Mauer und stieg zu der Fallthür hinauf, die, da sie von außen nicht verriegelt war, ihrem Drucke nachgab. In athemloser Angst verließ sie das Kerkergewölbe, in dem sie so lange geschmachtet hatte. Allein kaum hatte sie auf dem Boden oben festen Fuß gefaßt, als die Thür mit Heftigkeit zufiel und sie deutlich das Angstgekreisch ihrer erschreckten Gefährtinnen hörte, welche das Getöse aus dem Schlafe geweckt hatte.

Ringsum von der tiefsten Finsterniß umgeben, griff sie sich, einen Ausweg suchend, so gut sie konnte, an der Wand hin, bis sie an eine Thür kam, die auf eine breite Treppe hinausging; diese führte in ein Gemach, das von einem rothen und flackernden Lichtschein erhellt war, der so seltsam und übernatürlich er auch erschien, doch ihren Muth neu belebte, da sie hieraus die Hoffnung schöpfte, daß das verfallene Schloß jetzt bewohnt sein müsse. Zunächst eilte sie nach einer langen Gallerie, aus welcher der Glanz herzukommen schien, hier glaubte sie aber vor Schrecken beinahe zu vergehen, als sie durch ein Fenster wahrnahm, daß der Lichtschein von einer nahe gelegenen Terrasse herüberkam und von ihren bisherigen Gefährten ausging, die in ihren gräulichen Verkleidungen Fackeln hin und her schwangen, um bei den Leuten in der Umgegend den Glauben zu erwecken, das Schloß sei von Geistern heimgesucht, und um dadurch jene abzuschrecken, ihrem verborgenen Aufenthalte sich zu nähern. Auch war die verhängnißvolle Schädelkapelle hell erleuchtet, wie sich aus den Lichtstrahlen ergab, die durch die Ritzen der Thür und Fenster hindurchdrangen. Offenbar stand das Gewölbe der Capelle durch einen unterirdischen Gang mit dem Schlosse in Verbindung und es wurde die Capelle von den Unbekannten von Zeit zu Zeit erleuchtet, um das Geheimnißvolle ihres Aufenthalts zu erhöhen. Die Besorgniß, entdeckt und — wie sie befürchtet — ermordet zu werden, trieb sie an, sich in einen großen Kamin zu flüchten, der sich ihr als das nächste Versteck bei ihrem Entfliehen von diesem Orte darbot; mehrere Stunden lang blieb sie hier in Todesangst gebannt, als ihr der Klang von Fußtritten verrieth, daß die Gegenstände ihrer Besorgniß sich

nach ihrem unterirdischen Aufenthalte zurückbegeben hatten. Allein selbst jetzt getraute sie sich noch nicht aus ihrem Versteck hervor, aus Furcht, die beiden Männer möchten, wenn sie ihre Flucht erführen, wiederkommen und sie aufsuchen.

Endlich brach der Morgen an, und da nirgends etwas Lebendes sich regte, so verließ sie ihren Zufluchtsort und eilte, weil ihr die Gegend unbekannt war, auf das Geradewohl vorwärts. Glücklicherweise traf sie bald darauf einen Hirtenknaben, welcher sie in das nächste Dorf geleitete, von wo aus sie nach einer mühevollen Reise zu ihren Eltern gelangte. Unbeschreiblich war die Freude derselben, als sie die geliebte so schmerzlich vermißte Tochter plötzlich wiedersahen, wenn sie auch mit Entsetzen aus ihren bleichen Zügen den Schluß ziehen mußten, wie viel Unglück ihr Kind in der Zwischenzeit erlitten haben mußte. Nur die Pflicht und die Nothwendigkeit, Rechenschaft abzulegen über ihr Thun und Lassen, während eines so langen und seltsamen Verschwindens, konnte unsere Heldin bewegen, ihrem Vater die ganze Kette der Ereignisse, von denen sie betroffen worden, offen darzulegen. Dankbarkeit und Menschlichkeit verboten ihr jedoch, nun, da sie in Sicherheit war, ihre Lebensretter zu verrathen. Sie forderte daher ihrem Vater nicht nur das Versprechen der strengsten Verschwiegenheit ab, sondern weigerte sich standhaft, irgend eine Auskunft zu geben, die zur Entdeckung ihres verborgen gewesenen Aufenthaltes hätte führen können.

Mehrere Tage lang blieb auch das Dunkel unaufgehellt; allein die Aussage des Hirtenknaben, dessen sich die entflohene Anna zuerst als ihres Führers bedient hatte, wies darauf hin, daß ihr das verrufene Schloß zum Aufenthaltsort gedient haben mußte. Die Gerichte ordneten daher eine sorgfältige Untersuchung des Schlosses an und bei dieser fand man zunächst in einem der unteren Gemächer große und frische Blutflecke, und nicht weit von denselben einen Hut und einen Mantel, welchen Antonio früher getragen hatte.

Das Schicksal desselben ist nicht minder seltsam und räthselhaft, als alle die übrigen außerordentlichen Umstände dieser Begebenheit. Er war nämlich gleich am Morgen nach Anna's Transport in die Kapelle verhaftet worden, weil man ihn der beklagenswerthen Entführung für dringend verdächtig hielt. Dies war der Grund gewesen, warum er sein Opfer ohne Nahrung ließ. Obwohl er auf das hartnäckigste leugnete, so mehrten sich doch die Verdachtsgründe gegen ihn. Seine Starrköpfigkeit war aber so groß, daß er den Gegenstand seiner Leidenschaft lieber vor Hunger umkommen als sich entreißen lassen wollte. Nach einiger Zeit gewann Antonio Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entspringen. Er eilte auf der Stelle nach der Schädelcapelle, um sich über das Schicksal seines Opfers Gewißheit zu verschaffen. Mit einer schweren Eisenstange, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, erbrach er die Thür der Capelle. Er fand aber keine Spur von seiner Geliebten, selbst ihre Matratze war verschwunden. Da er von allen Seiten verfolgt wurde, so blieb ihm nichts übrig, als vorläufig seine Zuflucht in den öden Ruinen des verfallenen Schlosses zu suchen und sich in solchen, von den früheren Genossen seiner Schandthat unterstützt, förmlich einzuwohnen.

So viel erfuhr man von dem Schicksal Antonio's aus dem Geständnisse seiner Helfershelfer, welche durch die oben bemerkten Blutflecke veranlaßt wurden, den Gerichten, natürlich unter möglichster Verschweigung ihrer Schuld, Alles mitzutheilen, was sie von dem Verbleiben ihres Herrn wußten. Von Antonio selbst hat man aber nie wieder eine Spur gesehen. Für Anna war es nicht zweifelhaft, daß derselbe unter den Händen der unterirdischen Bewohner des Schlosses gefallen war. Höchst wahrscheinlich traf er sie auf ihren nächtlichen Streifereien, wagte sie vielleicht anzugreifen, oder wenigstens ihr Treiben zu überwachen, wodurch er ihnen hinderlich fiel und sie zwang, ihn aus dem Wege zu räumen. Ihr öfteres Zurückkommen ohne Nahrungsmittel, ihr unfreundliches Benehmen gegen

Anna, welche sie wohl als die Ursache ihrer unangenehmen Störung ansehen mochten, der Streit, den sie eines Nachts miteinander hatten und die Blutflecken auf ihrem Anzuge — Alles dies zusammen, erhob Anna's Vermuthung bis zur völligen Gewißheit.

Nach mehreren sorgfältigen Nachforschungen fanden die Gerichtsdiener auch die unterirdische Wohnung der Unbekannten auf, und zwar um so leichter als die nach ihr führenden geheimen Thüren offen standen. Nicht ohne Besorgniß vor einem kräftigen Widerstande, stiegen sie mit äußerster Vorsicht in das Gewölbe hinab, allein seine unglücklichen Bewohner waren bereits entflohen. Alles zeigte, daß der Ort erst kürzlich und in Hast verlassen worden war. Die Asche auf dem Heerde war noch warm, auf dem Tische standen noch Speisen, und einzelne Kleidungsstücke lagen zerstreut auf dem Boden umher. Auf einem der Betten und auf einigen der Kleidungsstücke waren Blutflecken bemerkbar; allein es fand sich trotz der eifrigsten und sorgfältigsten Nachforschungen, durchaus nichts, was irgend ein Licht darüber hätte geben können, was aus jenen räthselhaften Wesen geworden sei, wer sie wären, oder was sie bewogen haben mochte, sich und ihre Gesellschafterinnen zwischen die freudelosen, abschreckenden Steinwände dieses unterirdischen Kerkers einzumauern. Daß sie mit Jemand außerhalb der Schloßmauern in Verbindung oder Verkehr standen, zeigte deutlich jene Glocke, deren Geläute ihnen jedes Mal das Zeichen zu ihren nächtlichen Ausflügen gab. Man beargwohnte deshalb auch die Mönche eines benachbarten Klosters, daß sie in einem Einverständnisse mit Jenen gestanden haben möchten. Allein Beweise für die Richtigkeit dieser Vermuthung ließen sich nicht auftreiben. Ein Gerücht jedoch, das damals umherging, darf nicht unerwähnt bleiben.

Die Tochter des Edelmannes, welcher der letzte Besitzer des verfallenen Schlosses gewesen, war einige Jahre vor dem hier mitgetheilten Ereignisse urplötzlich und unter verdächtigen Umständen gestorben und in dem nahe belegenen Kloster beigesetzt worden. Einige Zeit nach ihrem Tode verbreitete sich das Gerücht, der Tod dieses Fräuleins wäre nur ein vorgeblicher gewesen und dieselbe lebe unter irgend einer Vermummung fort. Als ihren Verwandten dieses Gerücht zu Ohren gekommen war, hatten sich dieselben an den Erzbischof von Palermo mit der Bitte gewendet, Sarg und Leiche ausgraben und untersuchen lassen zu dürfen. Anfangs hatte man die Gewährung ihres Gesuchs zugesagt, nachdem aber deshalb zwischen dem Prior jenes Klosters und dem Erzbischofe eine weitläuftige Correspondenz geführt worden war, wurde das Gesuch plötzlich als ungebräuchlich und der kirchlichen Ordnung zuwider abgeschlagen.

Als Anna alle Umstände dieses Gerüchts sich in das Gedächtniß zurückrief und mit ihren traurigen Erlebnissen verglich, schien es ihr fast als gewiß, daß das todtgeglaubte Fräulein in der Gestalt einer jener unterirdischen Frauen fortlebe.

Aber völlig ist das Räthsel in Bezug auf jene geheimnißvollen Wesen, welche auf so seltsame Weise entdeckt wurden und in einer noch seltsameren Weise wieder verschwanden, bis heutigen Tages nicht gelöst worden. Denn man hat nimmer eine Spur von ihnen wieder gefunden. Aber, wer sie auch waren und durch welche Kette von Unglücksfällen und Verirrungen sie auch in ihre traurige Lage gerathen sein mögen, gewiß wird ihnen Niemand seine Theilnahme und sein Mitleid versagen.

Anna selbst heirathete bald nach diesem Vorfalle ihren geliebten Camillo, welcher sofort, nachdem er die Rückkehr seiner Geliebten erfahren hatte, von Rom aus in ihre Arme eilte. Aber ihre Gesundheit war durch die von ihr erlebten Schrecknisse zu sehr untergraben worden und sie wurde deshalb ein Opfer des ersten Wochenbettes. Ihr Gatte hat sie nicht lange überlebt. Erst aus den hinterlassenen Papieren desselben hat man ihre furchtbaren Schicksale erfahren.

Die Capelle ist gegenwärtig völlig zerfallen. Der größte Theil des Daches ist eingestürzt und die hintere Hälfte der Capelle bildet einen Trümmerhaufen von Steinen und menschlichen Gebeinen. Aber die vordere Hälfte steht noch wohl erhalten und läßt seine früheren Ausschmückungen in mehreren dicken Knochenwänden deutlich erkennen. In neuerer Zeit sollen von Seiten des benachbarten Klosters Schritte geschehen sein, um die dem Tageslichte Preis gegebenen Gebeine in geweiheter Erde unterzubringen. Der Pförtner dieses Klosters zeigt den Reisenden, welche sich in diese selten besuchte Gegend verirren, noch heutigen Tages die schwere eiserne Fallthür, welche zu dem unterirdischen Gewölbe führt, das der unglücklichen Anna zum Gefängnisse gedient hat und erzählt umständlich deren wunderbare Geschichte.

Die Wittwe.

Schüchtern, mit niedergesenktem Blick, schlich vor etwa sechzig Jahren ein schlankgewachsenes, dem Anscheine nach junges Mädchen, ein Bündelchen in der linken Hand, in der Dämmerung durch die dunkelsten Alleen des Praters in Wien. Bei jedem Geräusche von Fußtritten hinter ihr sah sie sich ängstlich um, stand still, ließ die ihr Folgenden vorüber und wandte, wie das böse Bewußtsein, das Gesicht seitwärts, wenn der Eine oder der Andere sie näher in's Auge fassen wollte. Einem Manne, in einem einfachen dunkelfarbigen Ueberrocke, einen runden Hut tief in's Gesicht gedrückt, war dieses schüchterne Wesen auffallend. Er folgte der weiblichen hohen Gestalt von weitem und unter dem Schutz der Bäume, hinter welchen er sich vor ihr sorgfältig zu verbergen suchte, vernahm er dann und wann Seufzer aus beklommener Brust.

Nicht blos Neugier, sondern auch das edlere Gefühl der Theilnahme, erweckte in ihm den Wunsch, die Schüchterne näher kennen zu lernen. Er ging also rasch auf sie zu und redete sie an.

„Fürchten Sie sich nicht, mein schönes Kind, um diese Zeit hier so allein zu gehen? — Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleiten darf."

„Lassen Sie mich, mein Herr!" rief sie halb ängstlich, halb unwillig aus: „wofür halten Sie mich?" — Sie beflügelte ihre Schritte. Doch ihr Verfolger war rascher als sie, und ihr den Weg vertretend, fuhr er fort:

„Ihre unfreundliche Antwort verräth mir, daß Sie meine Denkungsart verkennen. Ich betheure Ihnen, daß ich Ihnen meinen Schutz nur in der wohlmeinenden Absicht anbot, um Sie hier in der Dunkelheit, auf dem schon einsamen Spaziergange vor einer Unannehmlichkeit zu sichern. Ich hoffe, Sie werden es mir nicht verweigern, Sie bis zu dem Orte Ihrer Bestimmung begleiten zu dürfen."

Diese Worte wurden mit einem so sanften, Zutrauen einflößenden Tone gesagt, daß das junge Mädchen in ihrem zuerst gehegten Argwohne wankend wurde. Aber noch immer schüchtern und verlegen stammelte sie: „ich will Ihnen nicht beschwerlich fallen, ich habe nicht mehr weit zu gehen."

Er beharrte jedoch bei seiner Bitte und meinte, er hätte um so mehr ein Recht auf die Erfüllung derselben zu bestehen, als dies die beste Genugthuung für den gegen ihn geäußerten, kränkenden Verdacht sei.

Mehr noch aus Besorgniß, durch ihre Weigerung eine auffallendere Scene zu veranlassen, zumal einige Vorübergehende schon während dieses Gesprächs, theils langsamer gehend, theils sogar stehen bleibend, ihre Blicke forschend auf sie und den Unbekannten richteten, als aus freiem Antriebe, gab sie endlich seinem Verlangen nach.

Schweigend begleitete er sie, und kein unziemlicher Blick beleidigte ihr Zartgefühl. Da

sie noch einen weiten Weg zu machen hatte, so erröthete sie jetzt über ihre Nothlüge, und faßte endlich Muth, das Schweigen dadurch zu brechen, daß sie mit zitternder Stimme sagte:

„Ich muß Ihnen das beschämende Bekenntniß thun, daß ich Ihnen früher die Wahrheit nicht gesagt habe. Ich muß noch bis nach der . . . . Straße, aber —"

Der Unbekannte unterbrach sie mit den Worten:

„Durch diese kleine Unwahrheit, Mademoiselle, haben Sie in meinen Augen noch gewonnen, eine Offenherzigkeit ist der andern werth. Daß ich Ihnen meinen Schutz anbot, war auch nur ein Vorwand. Ich hatte Sie schon längst auf Ihrem einsamen Wege bemerkt. Sie schienen mir sehr betrübt, ich hörte, wie Ihnen unwillkührliche Seufzer entschlüpften. Sie erweckten meine aufrichtige Theilnahme; ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich Ihnen worin dienen könnte."

Es war dies nicht die Sprache der Heuchelei, sondern die des Herzens, und was aus diesem kommt, geht wieder zum Herzen. Das Mädchen wagte es, ihre bisher niedergeschlagenen Augen auf ihren Begleiter zu richten, gleichsam als wollte sie aus seinen Augen lesen, ob er Wahrheit rede. Mit einem tiefen Seufzer und unter nicht mehr zu verhaltenden Thränen rief sie aus: „ach, ich bin sehr unglücklich!"

Jetzt bestürmte sie der Unbekannte mit herzlichen Bitten, ihm offen zu entdecken, worin ihr Unglück bestände. Der erste schwerste Schritt von ihrer Seite war halb wider ihren Willen gethan, und unter freundlichen Tröstungen, worin sich die Gesinnungen eines wahrhaft edlen Gemüths aussprachen, entlockte er dem Mädchen das Geständniß, das so schwer auf ihrem Herzen lastete.

„Ach!" seufzte sie: „ich wollte mein herbes unverschuldetes Schicksal mit Ergebung in den Willen eines allwaltenden und alliebenden Gottes tragen, der Alles zum Besten lenkt, aber die Leiden einer hilflosen Mutter, die nun schon lange Gram und Mangel an das Krankenbette fesseln, zerreißt mir das Herz. Ach! wenn sie mir der Tod raubte —"

Thränen rieselten von ihren Wangen, und sie rang dabei krampfhaft die Hände.

„Wer ist denn Ihre Mutter? meine gute unglückliche Tochter!" fragte ihr Begleiter, indem er zutraulich ihre Hand ergriff und sie mit Heftigkeit drückte.

Sie zog sie nicht besorgt zurück, ihr sagte ein dunkles Gefühl, daß der Unbekannte es aufrichtig meine.

„Meine Mutter," stammelte sie, „ist die Wittwe des Hauptmanns Nienhausen."

„Bei welchem Regimente hat Ihr verstorbener Vater gestanden?"

„Ich glaube, bei dem Infanterie-Regiment, das in Klagenfurt sein Standquartier hat."

„Und Ihre Frau Mutter hat kein Vermögen?"

„Das Wenige, was sie besaß, ist nach dem Tode meines Vaters aufgezehrt, und wir müssen Beide im Wortverstande Hunger leiden. Krank und schwach kann sie nichts verdienen, und das Wenige, was ich durch Hand-Arbeiten erwerbe, reicht nicht hin, uns vor Mangel zu schützen."

„Und Ihre Frau Mutter hat keine Pension?"

„Nein."

„Warum hat sie sich nicht darum beworben?"

„Ach! das hat sie schon seit Jahr und Tag gethan, aber sie ist immer unbeschieden geblieben."

„Hat sie sich denn an den Kaiser gewandt?"

„O ja! es sind ihm mehrere Vorstellungen übergeben worden."

„Das muß ich bezweifeln."

„Gewiß, gewiß! der Graf von S..., der uns kennt, hat es selbst übernommen, diese Vorstellungen zu befördern. Er hat großen Einfluß bei Hofe, und steht, wie er uns versichert, bei dem Kaiser selbst in Gunst."

„Der Windbeutel!"

„Mein Herr! Sie thun dem Grafen Unrecht, ihn mit diesem Namen zu belegen, er hat uns so viel Theilnahme in unserm Unglück bezeugt,

und es liegt gewiß nicht an ihm, wenn wir noch in Elend schmachten. — Aber der Kaiser, der Kaiser —"

„Nun, was kann der dafür?"

„Ach, der bekümmert sich nicht um die unglückliche Wittwe eines braven Offiziers, der seine Gesundheit und sein Vermögen im Dienste aufgeopfert, und der noch lange hätte leben können, hätten ihn nicht die Folgen seiner schweren Wunden früh in's Grab gestürzt."

„Wie wissen Sie, daß der Kaiser ein Wort von Ihrer Mutter gehört hat?"

„O der Graf hat uns mehrere Mal versichert, wie er sich selbst für uns verwendet, ihm unsere betrübte Lage vorgestellt, aber ohne Erfolg. Der Kaiser muß ein sehr hartherziger Mann sein."

„Wenn das wahr ist, was Sie mir so eben versichern, so geb' ich Ihnen vollkommen recht. Wer steht Ihnen indeß dafür, daß Ihr Beschützer auch die Wahrheit gesagt hat?"

Das Fräulein äußerte aufs Neue ihren Unmuth über einen solchen Zweifel.

„Ich ehre die Gefühle für einen Mann, mein Fräulein, dem Sie Verbindlichkeiten zu haben vermeinen," sagte der Unbekannte. „Ich habe dagegen nur eine Bitte. Sie werden sich noch davon überzeugen, daß ich es nicht minder aufrichtig mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter meine, als der Graf von S.... Nun schmeichle ich mir, daß ich, so viel wie er, ja vielleicht noch etwas mehr, bei dem Kaiser gelte. Machen Sie noch einen Versuch, Ihre Frau Mutter mag mit einer neuen Vorstellung bei dem Kaiser einkommen. Vertrauen Sie solche mir an, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie ihm richtig eingehändigt werden soll. Der Kaiser ist nicht so hartherzig und leichtsinnig, wie Sie sich's vorstellen. Ich bin in seinen Diensten, kommen Sie morgen Vormittag auf die kaiserliche Burg, und fragen Sie nur nach dem Kammerdiener Wentzel. Ich möchte fast wetten, daß es Ihnen besser glücken soll, als zuvor."

Der zuversichtliche Ton, mit dem das alles gesagt wurde, erweckte Hoffnungen in dem beklommenen Herzen des jungen Mädchens. Der Unglückliche ist immer geneigt, auch dem Unwahrscheinlichsten sein Herz zu öffnen, sich nach Trost und Rettung sehnend.

Während dieses langen Gesprächs hatten Beide eine beträchtliche Strecke Weges zurückgelegt. In einer abgelegenen Gasse stand das Fräulein plötzlich still und sagte:

„Nun will ich mich Ihnen empfehlen."

„Wohnen Sie denn hier?"

„Das nicht," versetzte sie; „ich habe hier noch etwas zu besorgen."

„Nun, so will ich vor der Thüre warten, bis Sie wieder zurückkommen. — Sie haben es mir nun schon erlaubt, mein Fräulein, Ihr Begleiter sein zu dürfen, und so spät können Sie den weiten Weg nicht zurücklegen."

Das Fräulein machte Schwierigkeiten, meinte, es dürfte das Geschäft, das sie in dem Hause abzumachen hätte, sich in die Länge ziehen, und sie könne es doch nicht zugeben, daß er sich vor der Thüre langweile. Der Unbekannte suchte diesem Einwand dadurch zu begegnen, daß er sie um Erlaubniß bat, ihr dann in das Haus folgen zu dürfen. Neue Verlegenheit, und endlich folgte das Geständniß, daß sie die Absicht habe, bei einem dort wohnenden Manne, der auf Pfänder lieh, die ihr noch übrig gebliebenen besseren Kleidungsstücke, welche sie in einem Bündelchen trug, zu versetzen, um für ihre kranke Mutter eine Arzenei zu bezahlen, und ihr einige Erquikkung zu verschaffen.

„Wenn es weiter nichts ist, mein Fräulein, so hätten Sie sich den Weg ersparen können. Wie viel wollen Sie darauf borgen?"

„Ach! wenn es möglich wäre, zwei Dukaten," versetzte sie: „es ist das Beste, was ich noch habe, und auch ein hübscher goldener Ring dabei; ein Andenken von meinem Vater, den er mir einst zu meinem Geburtstage geschenkt hat."

Diese Erinnerung erweckte bei ihr auf einmal alle schmerzlichen Gefühle ihrer jetzigen hilflosen Lage.

„Lassen Sie das," sagte der Unbekannte, „ich bin fest überzeugt, daß sich morgen Alles

zu Ihrem Vortheil ändern soll. Auf Pfänder leihe ich zwar nicht, aber ich bitte, daß Sie von mir das gewünschte Geld annehmen. Ich werde Sie nun nach Ihrer Wohnung zurückbringen und erwarte Sie morgen zur bestimmten Zeit unfehlbar auf der kaiserlichen Burg."

Ihr Widerstreben war ohne Erfolg, und da sie von dem Unbekannten am folgenden Tage eine weit größere Gunst erwartete, so wagte sie es nicht, sich seinem Verlangen zu hartnäckig zu widersetzen. Er brachte sie vor die Thür der ärmlichen Wohnung der Mutter, und indem er dem Fräulein nochmals empfahl, nicht zu vergessen, mit der Vorstellung an den Kaiser zu rechter Zeit zu erscheinen, drückte er ihr ein Papier mit Geld in die Hand und entfernte sich eiligst.

Die Tochter trat zu der Mutter in das enge Stübchen, erzählte ihr unter wechselnden Gefühlen der Furcht und der Hoffnung ihr sonderbares Abenteuer, und öffnete das erhaltene Papier. Statt der erwarteten zwei fand sie darin zwölf Ducaten.

Der Gedanke, dadurch der geliebten kranken und entkräfteten Mutter eine Erquickung und wenigstens für's erste einige höchst nöthige Bequemlichkeiten verschaffen zu können, erstickte bei dem Fräulein alle Besorgnisse über die etwa dabei verborgenen Triebfedern eines solchen Geschenks von einem unbekannten Manne. Die Mutter, welterfahrener und mißtrauischer, war darüber mehr bestürzt als erfreut, und sagte: „Ich wollte, Du hättest das Geld nicht genommen, und lieber das Wenige, was wir noch haben, versetzt, als von einem fremden Menschen ein solches Geschenk anzunehmen. — Wer weiß, was dahinter steckt? — Trau, schau, wem? — Ein Kammerdiener, und wenn er bei dem Kaiser selbst ist, giebt nicht zwölf Ducaten um nichts und wieder nichts weg. — Mit der Vorstellung, die er dem Kaiser geben will, ist es gewiß nur Windbeutelei. Du giebst von dem Gelde keinen Pfennig aus, gehst morgen auf die kaiserliche Burg, und stellst ihm die zwölf Ducaten zurück, wenn Du ihn dort findest. Ich zweifle aber, daß er dort sein wird. Gieb Acht, er hat sich nur für einen Kammerdiener ausgegeben, und nach einigen Tagen, wenn er glaubt, daß wir das Geld nicht mehr haben, wird er sich bei uns einfinden, ich mag nichts weiter sagen. Das ist das härteste Loos des Unglücks, daß das reiche Laster sich gegen den Hilflosen Alles zu erlauben für berechtigt hält."

Diese Aeußerungen einer vom Schicksal hart gebeugten Mutter, die dadurch den tröstenden Glauben an Tugend fast verloren hatte, verlöschten den schwachen Funken der Hoffnung, der in der Seele der unbefangenen Tochter aufgeblitzt war, und an ihre Stelle trat eine desto größere Niedergeschlagenheit.

Mutter und Tochter hatten eine sehr unruhige Nacht; fast kein Schlaf kam in Beider Augen, und die Tochter sehnte sich bange nach dem Anbruche des Tages, um wenigstens über den in ihrem Herzen erregten schwarzen Argwohn Gewißheit zu erlangen, denn diese scheint dem Unglücklichen nicht so qualvoll, als das peinliche Schweben zwischen Furcht und Hoffnung.

Mit den noch unbenutzten zwölf Ducaten, in das nämliche Papier gewickelt, ging das Fräulein zur bestimmten Zeit mit schwerem Herzen nach der kaiserlichen Burg. In der Ueberzeugung, daß es mit dem, was der angebliche Kammerdiener ihr gesagt, nur leere Spiegelfechterei gewesen sei, hatte die Mutter sich nicht dazu verstehen wollen, eine neue Bittschrift an den Kaiser aufzusetzen.

Der Thürsteher hielt sie beim Eintritt in das Portal an, und befragte sie, zu wem sie wolle?

„Ich bin zu dem kaiserlichen Kammerdiener Wenzel beschieden," versetzte sie, schon im voraus überzeugt, daß man sie mit der Antwort zurückweisen würde: „es giebt keinen Kammerdiener dieses Namens."

Wie erschrak sie aber, als der Thürsteher ihr höflich antwortete:

„Ich weiß schon! Belieben Sie die Treppe hinauf zu spazieren."

Er zieht an einer Schelle. Zitternd steigt das Fräulein die Stufen empor. Ein stattlicher

Lakai harret ihrer dort, öffnet eine Flügelthür, und giebt ihr durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß sie in ein prachtvoll dekorirtes Zimmer treten möge.

Sie zögert, wankt, will die Lippen öffnen, aber die Angst lähmt ihre Zunge.

„Ich bitte gehorsamst, nur näher," sagte der Lakai, und kaum sich selber bewußt, gehorcht sie instinktmäßig.

Die Flügelthür schließt sich hinter ihr, und sie steht in dem großen, köstlich geschmückten Zimmer allein. Der Glanz der hohen venetianischen Spiegel, die reichen Vergoldungen, die seidenen Vorhänge mit goldenen Franzen, der krystallne Kronleuchter, von der schön bemalten Decke herabhängend, die Gemälde an den mit seidenen Tapeten bedeckten Wänden, die Marmortische, Vasen und Bildsäulen, die vergoldeten Armsessel und so viel andere Kostbarkeiten blendeten sie, aber in aller dieser Pracht fühlte sie sich unheimlicher, als in einer öden Wüste.

Es vergeht fast eine Viertelstunde, wo sie sich selbst und ihren Betrachtungen überlassen, wie angewurzelt auf einer Stelle steht, und, die Augen schüchtern auf den schönen Teppich des Fußbodens heftend, kaum Athem zu schöpfen wagt. Eine im Hintergrunde des Zimmers befindliche Thür geht auf; es tritt ein junger Mann ein, in einer weißen Uniform, mit Orden geschmückt. Das Fräulein schlägt die Augen auf, erkennt in dem Eingetretenen den Kaiser Joseph II. und o Schreck! — den Unbekannten von gestern Abend.

Plötzlich erinnert sie sich, welch ein hartes Urtheil sie über den Monarchen gefällt, sie will sich ihm zu Füßen werfen, aber ihre Kräfte verlassen sie, ohnmächtig sinkt sie zu Boden.

Der Kaiser ruft nach Hilfe. Die Besinnungslose wird nach einem Sopha gebracht, und nach einigen Minuten kehrt ihr Bewußtsein zurück.

Joseph selbst war der Unbekannte gewesen, der das Fräulein den Abend zuvor im Prater angeredet hatte. Gleich nachdem er sie verlassen, forderte er eine genaue Auskunft über den verstorbenen v. Nienhausen. Der Graf von S... hatte, aus eben nicht lobenswerthen Absichten, ihm nicht eine der Eingaben der Wittwe zukommen lassen; er hoffte endlich von der bedrängten Lage der Mutter und ihrer Tochter Nutzen zu ziehen, zumal da er durch seine erheuchelte Theilnahme an ihrem traurigen Schicksale schon ihr Vertrauen erlangt hatte. Die Auskunft über den Verstorbenen gereichte zu dessen Lobe, und eben so vortheilhaft war das Zeugniß über das Betragen der Wittwe und der Tochter von Seiten der obersten Polizeibehörde.

Als das Fräulein sich wieder erholt hatte, faßte sie Joseph bei der Hand und sagte zu ihr:

„Mein Fräulein! wozu Ihnen gestern der Kammerdiener Wenzel Hoffnung machte, wird heute der Kaiser in Erfüllung bringen. Ich habe meine wichtigen Gründe, ihn nicht zum Lügner werden zu lassen. Hier haben Sie eine schriftliche Versicherung für Ihre Frau Mutter, in welcher ihr, wie ich glaube, eine hinlängliche Pension auf Lebenszeit von mir zugesichert, und im Fall sie sterben sollte, Ihnen davon die Hälfte bewilligt ist. Es ist nicht meine Schuld, wenn dies so spät geschieht. Ich habe nicht eine von den Bittschriften Ihrer Mutter erhalten, die mir der Graf von S... nach seiner Versicherung eingehändigt haben will. Sie waren gestern unzufrieden mit mir, daß ich ihn einen Windbeutel nannte; Sie sehen aber, daß ich ihm nicht Unrecht gethan habe. Wollte Gott, er wäre nichts weiter als das."

Das Fräulein, tief gerührt, wollte ihrem gepreßten Herzen durch Worte Luft machen.

„Keinen Dank!" sagte Joseph, „aber eine Bitte: wenn künftig Jemand etwas Nachtheiliges von mir spricht, so nehmen Sie sich meiner freundlich an."

Er verließ das Zimmer und das Fräulein kehrte mit dieser frohen Botschaft zu der ihrer ungeduldig harrenden Mutter zurück, die nun gestand, daß man doch auch den Argwohn zu weit treiben könne, und daß der Schein, auch der böse, zuweilen trüge.

Glockentöne.

Nachbars Margarethen hatten einst, wie manche noch es wissen, die Kirchenglocken gut geklungen und ihr gesagt, wen sie heirathen sollte. So im Spaße war sie freilich ihrem Töffel schon recht lange gut gewesen, nur wußte sie nicht recht, ob sie im Ernst ihn nehmen sollte. Denn so hineinspringen in den Ehe- und Wehestand, wie Manche thun, das wollte sie nicht. Da faßte sie sich ein Herz und ging zum Pfarrer, um den zu fragen. „Was bringst du mir, mein Kind?" fragte dieser. „Nicht viel, Herr Pastor!" sagte sie und zupfte an dem Schürzenbande. Aber es war doch viel, was sie brachte, oder vielmehr, was sie von ihm wollte. Endlich gab sie es zögernd heraus: „Ob sie den Töffel nehmen sollte." Der geistliche Herr kannte die Herzen, und verstand auch das Margarethenherz. Es war gerade vor dem heiligen Pfingstfeste und er sprach: „Meine Tochter, gehe morgen, wenn sie das Fest einläuten, hinaus vor das Dorf, die Glocken werden dir Antwort geben. Höre nur genau darauf, wie das Läuten klingt, ob: Nimm ihn hin, oder: Nimm ihn nicht!" — Das Mädchen ging am andern Tage hin und soll schon eine gute Weile vor dem Läuten vor dem Dorfe gewesen sein, still, einsam und allein, bloß mit dem Töffel im bewegten Herzen. Es dauerte lange, aber endlich erklangen die Glocken, und: Nimm ihn hin! war ihr festlicher entschiedener Ton. Sie horchte noch einmal, und wieder hin, aber es klang wahrhaftig nicht anders. Nun trat sie muthiger zum Pfarrer mit Töffeln und dem Vater, die das Aufgebot bestellten, und nicht lange nach Trinitatis wurde sie mit ihm getraut. Und noch heute ist sie eine glückliche Frau, weil sie schon vor dem Läuten ein gutes liebendes Mädchen, und der Töffel ein braver Bursche war.

Schlimmer aber und ganz schlimm ging's dem Stephan, drei Häuser weiter, wo die Margarethe mit ihrem Töffel wohnte, mit dem Verstehen der Glockensprache. Als junger Hauswirth hatte der sich ein Branntweinzeug, d. h. eine Brennerei angelegt, aber die Obrigkeit verbot ihm das Brennen. Nun brannte er zwar nicht mehr, aber er trank noch und trank oft, und hatte sich das Trinken beinahe angewöhnt. Da nahm ihn der Pfarrer vor, und seine guten Freunde halfen dabei so treulich, daß er es einsah und Besserung gelobte, und auch sein Gelübde festhielt, eine ganze Woche lang. Allein sein Unglück war, daß er des Sonntags statt zur Kirche, immer hinter der Kirche weg in die Stadt ging, und daß sie drinnen so viel Glocken haben, und daß ihm die Glocken alle zuriefen, wie er in seinem Herzen dachte, wie denn auch das alte deutsche Sprichwort lautet: „Wie's einer im Sinn hat, so meint's sein Behagen, daß Menschen und Glocken dasselbige sagen." Er mußte zuerst vor der Spitalkirche vorbei, die die kleinen schnellen Glocken hat, und es klang ihm immer: Kümmel! Kümmel! Kümmel! Doch er war fest, und es war auch noch früh, und glücklich kam er von dem schlimmen Gedanken wieder los. Aber bald klang es wieder wo anders her: Branntwein! Branntwein! in sein durstiges Ohr. Es war die Glocke von der Garnison-Kirche, die da rief. Und als er den Kopf links wendete, gewahrte er auch ein Schild, worauf das Nämliche mit großen Buchstaben geschrieben stand, was ihm die Glocke zu Sinne sprach. Aber noch wehrte er sich und kämpfte, und brachte sich glücklich vorbei. Endlich, um die neunte Stunde, fing die große Glocke auf dem Dome an, ernst und tief. Alle frommen Kirchgänger verstanden: Zum Altare! zum Altare! Nur dem Stephan dünkte es anders. Pomeranzen! Pomeranzen! das war sein Text zu ihrer Melodie. Er hätte freilich einen andern Text in sein Herz bekommen, wär' er in die

Kirche gegangen; aber er ging nicht hinein, sondern ging seinem Welttexte nach. Weib und Kind vergaß er, und auch den Pfarrer daheim und sein heiliges Gelübde. „Du bist doch ein braver Kerl", dachte er bei sich selbst, „daß du nicht in den Kümmel und auch nicht in den Branntwein gegangen bist, dafür hast du fürwahr einen Pomeranzen verdient." Darauf ging er hin, wo es Pomeranzen gab, und trank, und fand bald auch solche, die auch tranken, und er trank sich fest, nämlich nicht auf den Beinen, sondern auf der Bank. Als er nach acht Tagen wieder kam, fing er schon bei der mittelsten Glocke an, und nach abermals acht Tagen war's der frühe Kümmel! Kümmel! womit er den heiligen Sonntagsmorgen anfing. Hatten's ihm aber zuerst nur die Stadtglocken, und zwar am Sonntage angethan, so währte es nicht lange, daß er auch seine Dorfglocken falsch verstand, und zwar nicht bloß am Sonntage, sondern bald auch am Werkeltage. Es mochte fortan am Morgen, am Mittage, am Abende läuten, der Böse in ihm gab ihm immer einen bösen Text dazu. Schnaps! Branntwein! klang ihm immer die große Glocke, und: Schnäpschen, Branntwein! klang ihm die kleine. Das dauerte so ungefähr ein halbes Dutzend Jahre fort.

Nun ist es aber ein dummes Ding, daß die Glocken, die uns im Leben läuten, endlich zu unsern Sterbeglocken werden. Und wen sie nicht zur Kirche und zu dem Guten riefen, das die Kirche lehrt, sondern vielmehr zur Schandkapelle, die der Teufel an die Kirche baut, dem stimmen sie gewöhnlich weit früher noch, als einem andern, und oft, ehe er selber es sich versieht, sein Grabeslied und ihren Leichenruf an. Und wunderbar ist's, wie einer lebte, grade so klingt's dann über seinem Grabe. Das merkte man recht, als man den Stephan vor einigen Wochen begrub. Er war sonst ein guter Kerl und hätte noch viele Jahre länger leben können. Seine Wittwe und seine Kinder weinten heiße Thränen über sein Leben und über seinen Tod. Als darauf der Küster das schöne Lied: „Begrabt den Leib in seiner Gruft" anstimmte, so setzten ihn die Träger noch einmal auf die Schwelle nieder und stimmten andächtig mit ein. Und wie sie ihn aus seinem Hause trugen, und nun droben die Glocken vom Thurme zum letzten Geläute für ihn gingen, da war es doch Allen im Zuge nur eine Sprache, die sie hörten, und ein Ruf, den sie alle verstanden. Wir behielten's freilich wohl bei uns, aus Schonung, und sagden es nicht heraus. Aber die Kleinen im Dorfe, die sich nichts Arges dabei dachten, legten die Glockensprache aus und riefen: „Saufaus, komm heraus! Saufaus, komm heraus!" Das war freilich grade das Umgekehrte von dem, was dort in der Bibel steht: „Aus dem Munde der Unmündigen hast du dir Lob zugerichtet", denn es war leider nur Schimpf und Schande. Auch wehrten verständige Leute den Kindern bald den garstigen Text, die nun erst merkten, daß sie Unschickliches geredet hätten. Allein der Ton war einmal angeschlagen, und die Glocken tönten ihn immer fort. Ja, die Sache wurde noch ernsthafter. Denn wie die Glocken vom Thurme geklungen hatten, nur etwas feiner in der Sprache, sonst aber nicht viel anders klang die Predigt von der Kanzel, nicht erbaulich für den Todten, aber, wie der Pastor selber meinte, doch so, daß die Lebenden sich daran erbauen möchten.

Der Stephan ruht nun, aber es wandelt noch so Mancher vom Dorfe in die Stadt, und wohl auch umgekehrt, der die guten Glocken auch nicht besser versteht, als jener, und wo's Gottes Wege gilt, wohl läuten, aber nicht zusammenschlagen hört. Freilich müssen's nachher Alle doch wohl oder übel hören, wenn alle und auch die größten Erdenglocken in Stadt und Land sich droben in das kleine Glöcklein umwandeln, womit der armen Seele dann zum Gerichtstag geklingelt wird. Freilich ist's für Manchen dann zu spät.

P. C. Geissler sc.

Der Erzbischof Nanker von Breslau.

Historische Erzählung von W. Stieber.

(Hierzu der Stahlstich mit der gleichlautenden Unterschrift.)

Es war am dritten Mai des Jahres 1339, als es in der alten ehrwürdigen Residenzstadt Breslau gar hoch und feierlich herging. Die Straßen lebten und webten von festlich gekleideten Reisigen und Bürgern, die Banner der Stadt trieben auf allen Thürmen ihr lustiges Spiel und vor dem Ohlauer Thore stand die ganze Bürgerschaft mit blanken Harnischen, sammetnen Wämsen und steifen Halskragen gar stattlich herausgeputzt. Die Bürger hatten dort ein längliches Viereck formirt, an dessen Seiten die Herren Stadthauptleute ihre Pallasche mit gewichtiger Miene schwangen und an dessen Spitze Herr Elias Eberhard, der wohlbeleibte und hochgeachtete Consul und Bürgermeister der Residenzstadt, seinen Stand genommen hatte. Neben ihm stand Herr Brechtemeyer, der Stadtsyndicus, ein gar hochgelahrtes kleines Männlein, aus dessen enggeschlitzten stechenden Augen nicht viel Gutes hervorleuchtete. Zwei Schritte hinter diesen wichtigen Personen waren die zwölf Schöppen der Stadt aufgestellt, welche zum Zeichen ihrer Würde einen silbernen Schlüssel an einem güldnen Kettlein um den Hals trugen und deren ältester die Schlüssel der Stadt auf einem violett sammetnen Kissen in den Händen hielt. Dem alten würdigen Herren schien seine ungewohnte Bürde sehr lästig zu sein, denn er schnitt gar saure Gesichter in den lieben Tag hinein und ließ sogar einen der schweren Schlüssel zur Erde fallen, was der Herr Bürgermeister sehr übel vermerkte und was seine Collegen als eine schlimme Vorbedeutung betrachteten. Zur Rechten dieses auserlesenen Häufleins wehete das Hauptbanner der Stadt Breslau, mit schweren Borten auf starkem weißen Atlas gestickt. Allerlei Gesindel und Handwerksleute und viele Bauern der reichen Umgegend gafften neugierig die Herren von der Stadt an und trieben allerlei Kurzweil mit den schmucken schlesischen Dirnen, welche ihrer Arbeit entlaufen waren um an den Festlichkeiten Theil zu nehmen. Unter diesen Zuschauern zeichnete sich namentlich eine Gruppe aus, welche am rechten Thorflügel Platz genommen hatte und aus Herrn Ludovicus Heise, dem Vice-Stadtbüttel, Herrn Theobald Hertel, dem Gefängnißschließer, und Herrn Ferdinandus Elsenbart, bestand, welcher letztere von Profession ein Weißgerber war und früher zu den reichsten Leuten der Stadt gehört hatte, durch allerlei verschuldetes und nicht verschuldetes Unglück aber jetzt zu der bescheidenen Würde eines öffentlichen Ausrufers herabgesunken war.

Diese führten ein sehr lebhaftes Gespräch mit einander, welches mehrere Umstehende als Zuhörer herbeilockte.

„Wozu," sagte Herr Ludovicus Heise, indem er den Finger gar bedächtig an die Nase legte, „ist all' der unnütze Tand hier? Haben wir nicht schon unseren angestammten und auserwählten Herrn, unseren Herzog Heinrich IV? Wozu bedürfen wir jetzt plötzlich noch eines andern? Und ist unser Herr sich nicht selber genug? Wozu unterwirft er sich dem stolzen Böhmenkönig Johann als Lehnsvasall und was stehen wir hier wie die Narren, den ungebetenen Lehnsherrn zu empfangen, der uns bald genug seine ausgehungerten Rößlein in die Ställe stellen wird?"

„Narrenspossen", erwiederte Herr Elsenbart, „das versteht Ihr nicht, mein bester Herr Heise. Kann sich denn unser Herzog gegen seinen Bruder Bogislav hinreichend behaupten? Muß er nicht demselben aus seinem väterlichen Erbtheile noch an die 20,000 Gulden herauszahlen? Und wollen ihm denn die Herren von der Stadt den

leeren Beutel füllen? Was soll denn unser gnädigster Herr Herzog thun, wenn er nicht Land und Leute an sein liebes Brüderchen verlieren will?"

„Ei was!" bemerkte Herr Heise etwas schnippisch. „Wenn ich doch einmal Land und Leute verkaufen soll, so will ich sie lieber an meinen Bruder verkaufen, damit das Ganze bei der Familie bleibt, als an den stolzen Böhmenkönig, der unserm Herrn nicht viel übrig lassen und unserer Stadt gewiß die alten Privilegien nehmen wird. Hat es unser hochwürdigster Herr Erzbischof den Herren von der Stadt nicht deutlich genug gesagt, haben ihm denn aber dieselben Glauben geschenkt?"

„Ja, ja, mein lieber Meister Elsenbart," wollte Herr Theobald Hertel eben anheben, indem er mit seinem großen Schlüsselbunde wohlgefällig rasselte, als plötzlich der Ruf erscholl: „sie kommen, sie kommen!" und als die Töne einer kriegerischen Musik das Gespräch unterbrachen.

Aller Augen wendeten sich alsbald der Ohlauer Straße zu, auf welcher ein zahlreicher Zug zu Rosse und zu Fuß sich näherte. Voran ritten die Leibhellebardiere des Herzogs Heinrich, stattliche wohlgerüstete Männer, deren Pickelhauben im Scheine der Frühlingssonne blendende Strahlen warfen. Hinter diesen kam die Dienerschaft des Herzogs und der Herzog selbst. Er war ein Mann in den besten Jahren, aus dessen bleichen, fast krankhaften Zügen große Gutmüthigkeit, aber wenig männliche Kraft und Entschlossenheit hervorblickte. Er war mit einer sauber gearbeiteten silbernen Rüstung bekleidet, deren Schwere ihn auf dem Pferde etwas niederzudrücken schien. An seiner Rechten ritt der Böhmenkönig, Johann I., welcher einen seltsamen Contrast gegen seinen Begleiter bildete. Denn seine Augen rollten unter den langen, geschwärzten Augenwimpern wild umher und ein mächtiger Schnurrbart verlieh dem gebräunten, von Narben und Furchen entstellten Antlitz ein martialisches Ansehen. Er war mit einer goldverbrämten Pelzmütze und einem dunkelgrünen Wamse bekleidet, über welchem er nur ein stählernes Schuppenhemde trug. Aber seine kolossalen Arme, mit denen er die Zügel des kräftigen Rosses nachlässig regierte, schienen jede stärkere Rüstung überflüssig zu machen. Hinter den beiden Fürsten folgten viele schlesische und böhmische Truppen.

Als der Zug an der Stadt angelangt war, setzte sich die Bürgerschaft in Bewegung und überreichte dem Könige von Böhmen die Schlüssel der Stadt, wobei der Herr Bürgermeister eine zierlich und bedächtig gesetzte Rede hielt, in welcher er den neuen Lehnsherrn begrüßte und demselben im Namen der Stadt Treue und Gehorsam gelobte, aber auch den Schutz des mächtigen Fürsten gegen alles Ungemach, namentlich gegen die damals sehr übel berüchtigten Einfälle der Ungarn und Türken in Anspruch nahm.

Der König dankte mit kurzen Worten, indem er sich schmunzelnd den langen Bart strich und lud die Herren ein, ihn nach alter Lehnssitte auf das Rathhaus zu begleiten, um dort den Lehnsact feierlich zu begehen. Dorthin setzte sich nun der ganze Zug in Bewegung, welchem in der Nähe des Katharinen-Klosters die Geistlichkeit der Stadt entgegen kam. In der Mitte derselben schritt unter einem prächtigen Thronhimmel der hochwürdige Erzbischof von Breslau, Herr Guido Ranker, mit strenger und stolzer Miene einher. Als er in der Nähe des Böhmenkönigs angekommen war, ließ er den Zug der Priester einen Augenblick halten, als erwarte er, daß der König vom Pferde steigen und ihm entgegenkommen solle. Aber der stolze Johann begnügte sich damit, seine Mütze vor dem Erzpriester ein wenig zu lüften und demselben einen kalten Gruß zuzuwerfen, während der Herzog sich ehrfurchtsvoll vor dem Prälaten verneigte. „Bin zwar auch ein guter und frommer Christ," äußerte der König hierbei zum Herzoge, „kann's aber nicht leiden, wenn sich die Priesterfürsten in die weltlichen Händel mischen und sich mit solcher Pracht und solchem Glanze umgeben. Und namentlich Euer Herr Erzbischof, vielge-

liebter Bruder, soll ein gar hochfahrendes herrschsüchtiges Herrlein sein, dem man die Barthaare etwas stutzen muß." „Allerdings hat er manche Widersacher," erwiederte der Herzog trocken, „er ist mir aber immer als ein frommer Priester und ein redlicher Mann erschienen."

„Ei was," erwiederte der König nicht in bester Laune, „von den bloßen Redensarten kann man nicht leben und mit den Krummstäben kann man die Türken nicht verjagen, sondern nur mit einer gutgeschliffenen Klinge. Bei mir kommt daher immer erst der König und dann der Bischof, so hab' ich's von jeher gehalten."

„Aber," bemerkte der Herzog, „steht nicht der Bischof im Namen des Königs aller Könige vor uns und beugen wir uns nicht eigentlich vor Gott, wenn wir den Bischof ehren?"

Ehe der König auf diese Aeußerung noch etwas zu erwiedern vermochte, war der Zug beim Rathhause angelangt, welches seinen mit vielfachen Schnörkeln gezierten Giebel hoch in die Lüfte emporstreckte, und zu dessen oberem Geschoß man durch eine hohe, mit breiten Ziegeln überdachte Treppe sogleich von der Straße aus gelangte. Diese Treppe war in wenigen Augenblicken von den Rittern und Herren bedeckt, welche die Säle des Rathhauses alsbald dicht gedrängt anfüllten. In dem Hauptsitzungssaale des hohen Rathes befanden sich außer diesem selbst nur die vornehmsten Personen des Herzogthums Breslau und des Königreichs Böhmen versammelt. An der östlichen Wand des Saales war ein Thronhimmel von purpurrothem Sammet unter den Bildnissen der verstorbenen Bürgermeister errichtet, auf welchen der König und der Herzog Platz genommen hatten. Diesen zur Rechten saß auf seidenen Polstersesseln der Erzbischof mit den ersten Geistlichen der Stadt. Auf der linken Seite befand sich der Bürgermeister und der Syndikus mit den Gerichtsschöppen und Rathsherren. An der westlichen Seite des Saales vor dem Haupteingange hatten sich die Stadthauptleute nud die Deputirten der Bürgerschaft mit den Kriegshauptleuten der böhmischen und schlesischen Truppen aufgestellt.

Nachdem der Bürgermeister auf einen Wink des Herzogs mit der Glocke ein Zeichen gegeben, und die Rathsdiener und herzoglichen Hellebardiere mit ihren Stäben Ruhe geboten hatten, herrschte in allen Sälen des Rathhauses eine feierliche Stille, welche nur durch das entfernte Läuten der Glocken unterbrochen wurde. Der Marschall des Herzogs begann nun den Zweck der vorgehenden Feierlichkeit in einer langen Rede dahin auseinanderzusetzen, daß der Herzog sich zum Wohle des Landes entschlossen hätte, sich unter den Schutz des mächtigen Königs von Böhmen zu stellen, der dasselbe gegen eine jährliche Lehnsabgabe vor allem Ungemach bewahren würde, und daß diese Lehnsabgabe dem Lande weniger schwer und lästig fallen würde, als wenn es genöthigt wäre, seine besten Männer in den Krieg zu senden und Elend und Plünderung zu erdulden. Es solle daher ein Jeder dem neuen Oberherrn feierlich Treue und Gehorsam geloben. Hierauf leistete die Bürgerschaft den von dem Erzbischofe mit unverkennbarem Unwillen langsam vorgesprochenen Eid. Diesem folgte die feierliche Versicherung des Königs auf sein fürstliches Wort, die Gesetze und Privilegien der Stadt zu bewahren und derselben ein unfehlbarer Schutzherr zu sein. Zugleich gab der König das ihm nunmehr überantwortete Land dem Herzoge Heinrich IV. zum Lehen zurück, damit er es im Namen des Königs verwalte und beherrsche, und endlich leistete der Herzog den vorgeschriebenen Lehnseid, daß er dem Könige ein treuer Vasall sein wolle, falls dieser ihm Schutz und Bündniß wolle angedeihen lassen. Als dieser Act beendigt war, erhob sich der Bürgermeister nochmals und hielt eine Rede an den König, des Inhalts, daß es zwar Sitte sei, dem neuen Lehnsherrn ein würdiges Geschenk darzubringen, daß aber der Staat durch Pest und Krieg und durch Einfälle der Türken in dem Grade gelitten habe, daß ihre Kassen erschöpft seien und daß sie für den Augen-

blick kein dem Könige wohlgefälliges Geschenk darbringen könne. Die Stadt zöge es daher vor, ihrer Schuldigkeit lieber später nachzukommen, als eine ihrem alten Glanze nicht angemessene Gabe darzubringen und wäre dem Könige mit Leib und Leben ergeben, so daß er von ihr alles fordern und verlangen könne, was in ihren Kräften stände.

Dem Könige schien diese Eröffnung nicht unerwartet zu kommen, denn während der Rede des Bürgermeisters ging in seinem Gesichte nicht die mindeste Veränderung vor. Mit derselben Ruhe erwiederte er, als Herr Brechtemeyer wieder abgetreten war, er halte sich von der Liebe und Zuneigung der Stadt völlig überzeugt und zum Beweise hiervon wolle er der Stadt nur eine Forderung vorlegen, deren Erfüllung derselben gewiß in keiner Weise beschwerlich fallen würde und solche mit ihm für immer quitt machen solle. Er sei öfters Willens, dem Wunsche der Stadt gemäß in Breslau zu verweilen, nur fehle es ihm an einer passenden Residenz daselbst und die Stadt möge ihm daher das Schloß Militsch einräumen, welches ihm bei seinem Anzuge gar freundlich entgegengeleuchtet habe und besonders wohlgefiele.

Diese Eröffnung des Königs versetzte alle Anwesende in eine scheinbar keineswegs freundliche Gemüthsstimmung. Denn die Gesichter der Rathsherren verlängerten sich bei derselben um mehrere Zolle und legten sich in bedenkliche Falten. Zuletzt erhob sich der Bürgermeister, nachdem er sich mehreremale verlegen geräuspert hatte, und erwiederte dem Könige: die Stadt halte sich durch hochdero gnädiges Wohlwollen sehr beglücket und bedaure tief, dem Wunsche des Königs nicht nachkommen zu können, da das Schloß Militsch nich ein Eigenthum der Stadt, sondern ihres hochwürdigen Erzbischofes, des Herrn Guido Nanker wäre, welcher dasselbe besonders hoch in Ehren halte und zu seinem Lieblingsaufenthalte erwählt hätte.

„Ich hoffe," erwiedert der König hierauf, „daß dieser Umstand der Erfüllung meines Wunsches nur vortheilhaft sein wird, denn ich bin gewiß überzeugt, daß der reiche und mächtige Herr Erzbischof, welcher der Schlösser viele im hiesigen Lande besitzet, diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wird, mir einen freundlichen Gruß und Willkommen darzubringen; zumal wenn ich ihm als ein Gegengeschenk eine der reichen Lehnsherrschaften meines Landes darbiete."

Aber dieses schmeichelhafte Erbieten war keineswegs geeignet, den Erzbischof dem Willen des Königs gemäß zu stimmen. Denn er setzte demselben mit kurzen, aber kräftigen Worten auseinander, daß er sich nimmer von diesem Schlosse trennen könne. Denn dort befänden sich die Gräber aller derjenigen Personen, welche ihm im Leben lieb und theuer gewesen und welche alle vor ihm dahin gestorben wären. Dort wolle er auch einst eine geweihte Ruhestätte finden und er habe daher ein Gelübde gethan, sich von diesem Orte niemals zu trennen und denselben nach seinem Tode zu einem Kloster zu weihen. Der König möge daher von ihm fordern, was er wolle, aber diese Bitte könne er ihm nicht erfüllen.

Die Stirnader des Königs schwoll bei dieser Rede des Erzbischofs sichtlich auf, und indem er seinen Ingrimm mühsam zurückhielt, erwiederte er, daß einem guten Unterthanen nichts theuer genug sein könne, um den Wünschen seines Landesherrn nachzukommen. Es könne ihn aber die Kargheit des Herrn Erzbischofs nicht Wunder nehmen, da er sehr wohl wisse, wie sehr ihm derselbe zugethan sei und wie sehr er bemüht gewesen, ihm die Bürger geneigt zu machen. Bei diesen letzteren Worten durchzuckte ein ironisches Lächeln die Gesichtszüge des Königs. Doch wolle er, setzte er, sich stolz in die Brust werfend, hinzu, dem Erzbischofe zeigen, daß er keineswegs sich auf dessen Kosten zu bereichern Willens sei, und er biete ihm daher 3000 Goldgulden für sein Schloß, womit solches weit über den Werth bezahlt sei.

Doch der Erzbischof blieb unerschütterlich und

entgegnete dem Könige mit nicht minder stolzer Miene, daß er keineswegs sein Unterthan sondern ein freier und selbstständiger Kirchenfürst und nur dem Papste Gehorsam schuldig sei.

Diese Aeußerung schien den Ingrimm des Königs auf das Lebhafteste rege zu machen, denn mit wilder Miene griff er nach seinem Schwerdte und riß solches eine Hand breit aus der Scheide. Doch eben so schnell besann er sich wieder, ließ das Schwerdt mit einem spöttischen Lächeln sinken und hob die Sitzung mit den Worten auf, er wolle sich hier nicht in gelehrte Streitigkeiten einlassen, hoffe aber, daß sich der Herr Erzbischof noch eines Besseren besinnen würde.

Nunmehr müssen wir unsere geneigten Leser bitten, uns in das Schloß Militsch selbst zu folgen. Dasselbe lag eine kleine Stunde von Breslau auf einer mäßigen Anhöhe und war mit schönen Anlagen und Gärten umgeben, auf welche der Erzbischof seine größte Aufmerksamkeit verwendete. Das Schloß selbst bestand aus einem mächtigen viereckigen Gebäude, welches an den Seiten mit vielfachen Thürmchen und Erkern geschmückt war, und auf dessen Zinnen zwei hohe, stark befestigte Thürme mit kupfernen Dächern weit in die Ferne leuchteten. Das Schloß selbst, zwar mit breiten Wallgräben und einer hohen Ringmauer umgeben, war für den Augenblick nicht befestigt, da es dem Erzbischofe nur als Lustresidenz diente. Das Innere des Schlosses erschien auf das prächtigste ausgeschmückt und enthielt viele große und herrliche Säle mit seltenen und kostbaren Bildnissen. Besonders schön und reich war aber die Schloßkapelle ausgestattet, in welcher der Erzbischof allwöchentlich die Messe las und in welcher zwei kostbare Grabmahle aufgerichtet waren. Unter den übrigen Gemächern zeichnete sich namentlich das Arbeitszimmer des Erzbischofs aus, welches an der westlichen Seite des Schlosses belegen und mit zweien weitausspringenden Erkern versehen war. Eine kostbare Bibliothek reihete sich hier an den Wänden über zierlich gepolsterte Sessel empor und wechselte mit vielen alterthümlichen Heiligenbildern ab. Die Decke und der Plafond des Zimmers waren mit reicher Bildhauerarbeit geschmückt und in der Mitte der Decke hing eine goldene Ampel herab.

In diesem Zimmer saß einige Wochen nach dem oben geschilderten, stürmischen Auftritt der Erzbischof in ein weites, brocatenes Gewand gehüllt. An seiner Seite befand sich an einer kleinen marmornen Tafel neben einem der beiden Erkner des Zimmers der Stadtsyndicus, Herr Brechtemeyer, welcher von Zeit zu Zeit aus einer silbernen Kanne den herben Ungarwein schlürfte, welcher ein Lieblingsgetränk jener Zeit war. Beide waren in ein sehr wichtiges Gespräch mit einander vertieft, was sich aus ihren ernsten, gespannten Mienen ersehen ließ.

„Ich glaube," sagte Herr Brechtemeyer; „mein hochwürdigster Herr, daß unser Herr Herzog sich mit dem Böhmenkönige einen garstigen Floh in das Ohr gesetzt hat und daß Ihr nur zu sehr Recht gehabt, wenn Ihr vor dem Schutzbündnisse mit demselben gewarnt habt. Denn der fremde Herr schaltet und waltet in Breslau, als hätte dort kein anderer zu befehlen, und die bösen Absichten, welche er auf Euer Residenzschloß an den Tag gelegt hat, zeigen nur allzudeutlich, daß er sich hier für immer festzusetzen gedenkt."

„Darin habt Ihr gewiß Recht," erwiederte der Prälat, „denn wozu anders will er dieses Schloß besitzen, als weil es sich besonders zu einer festen Burg eignet, von welcher aus er den Breslauern die Spitze zu bieten vermag Und wer weiß, ob er nicht Absichten auf ganz Schlesien hegt. Denn unser schönes Land ist den Böhmenkönigen schon längst ein Dorn im Auge gewesen, weil sie nur im Besitze Schlesiens dem deutschen Reiche Stand halten können."

„Wir befinden uns, wenn die Sachen so stehen," erwiederte Herr Brechtemeyer, indem er sich erhob und in der Stube nachdenkend auf- und abschritt, „fürwahr in einer üblen Lage

Doch glaube ich, daß wir noch nichts verloren haben, wenn wir den König durch ein gewandtes Handeln und Treiben noch eine Zeit lang im Schach halten. Denn hat er ein Auge auf uns geworfen, so würden wir ihm doch nicht haben im Kriege widerstehen können und es ist offenbar besser, wir räumen ihm das jetzt zur Hälfte in Güte ein, was er sich sonst im Bösen ganz und gar genommen hätte. Nur kommt es darauf an, den König irgendwie in der Ferne zu beschäftigen und von uns bald hinwegzuziehen. Hierin könnet Ihr, hochwürdiger Herr, der Stadt wesentliche Dienste leisten, wenn Ihr durch den Prias von Polen, Euren Freund, entweder dort einen Aufstand erreget, oder in Deutschland durch die Erzbischöfe des Rheins die Fackel des Krieges anzündet. Denn ist der König einmal auf eine längere Zeit von uns entfernt, so können wir schon mit Hülfe —"

Offenbar wollte der Syndikus diese Rede noch weiter ausspinnen, da er während derselben langsam und bedächtig sich auf einen Polstersessel niedergesetzt und dort die Füße nachlässig übereinander geschlagen hatte, als plötzlich ein verwirrtes Geschrei im Schlosse entstand und sich Fußtritte und Sporengeklirr dem Zimmer des Prälaten näherte. Ehe derselbe noch die Thür zu öffnen vermochte, trat der erste Feldhauptmann des Böhmenkönigs, derdurch seine Stärke und Gewandtheit berühmte Fürst Pratikow, von vielen Reisigen begleitet, in den Saal ein, brachte dem Erzbischofe den Gruß des Königs und die spöttische Eröffnung, daß es ihm sehr nachtheilig sein würde, wenn er dem Könige das Schloß Militsch noch länger vorenthielte. Der König sei aber dem Herrn Erzbischofe zu sehr gewogen, um dieses zu dulden, und ersuche daher den Herrn Erzbischof, das Schloß sofort zu räumen.

Der Feldhauptmann begleitete diese Rede mit so ernsthaften, deutlichen Geberden, daß dem Erzbischofe nichts übrig blieb, als der Gewalt zu weichen, während der von Natur zwar verschmitzte, aber furchtsame Syndikus schon längst das Hasenpanier ergriffen, vorher aber wohlweislich seine Kanne Wein bis auf den Boden geleert hatte.

Die Gewaltthat des Böhmenkönigs hatte in Breslau großes Aufsehen erregt. Viele, welche dem Erzbischofe gram waren, gönnten ihm sein Unglück, viele aber betrachteten die Handlungsweise des Königs mit bedenklicher Miene. Alle aber harrten mit Neugierde der Dinge, welche kommen würden, da man sehr wohl wußte, daß der Erzbischof das ihm widerfahrene Unrecht nicht ruhig hinnehmen würde. Die öffentliche Meinung hatte sich hierin auch keineswegs getäuscht. Denn am nächsten Tage riefen die Glocken des Breslauer Doms das Domcapitel mit feierlichen Klängen zu einer ungewöhnlichen Berathung zusammen. Im vollen erzbischöflichen Ornate trat der Erzbischof unter die versammelten Prälaten, schilderte das ihm widerfahrene Unrecht mit grellen Farben, und forderte das Capitel auf, ihm stehenden Fußes zum Könige zu folgen und von diesem das geraubte Schloß unter Androhung des Bannfluches zurückzufordern. Aber die Domherren theilten den Muth ihres Vorstehers bei weitem nicht und wichen dem gefahrvollen Ansinnen scheu aus. Nur vier derselben verließen den Erzbischof nicht und mit diesen eilte er, das Crucifix der Domkapelle in der Hand, dem Palaste des Herzogs zu, in welchem der König seinen Aufenthalt genommen hatte. Dieser war gerade in einer Berathung mit seinen Räthen und Offizieren begriffen und die Wache desselben wollte daher den Erzbischof nicht vorlassen. Doch dieser stieß die Soldaten ohne Weiteres zurück, schlug einen derselben, welcher ihn mit Gewalt zurückhalten wollte, mit dem schweren Crucifix in's Gesicht und drang mit den kurzen Worten: „der Erzbischof will zum Könige," in die Versammlung der polnischen Großen. Hier trat er kühn vor den König hin, welcher gerade am Tische mit dem Durchblättern einiger Documente beschäftigt war, und forderte das der Kirche räuberisch

entwendete Schloß zurück. Doch der König lachte dem Bischofe höhnend in's Gesicht mit den Worten: „Das Pfäfflein will mit Gewalt, daß man ihn zum Märtyrer und Heiligen mache, doch diese Ehre will ich ihm nicht anthun."

Durch diese Aeußerung schien die Geduld des Erzbischofs völlig erschöpft, denn, indem er das Crucifix heftig über dem Kopfe des Königs schwang, rief er einmal über das andere aus: „So thue ich Dich denn hiermit in den Bann im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Verflucht seien alle diejenigen, welche noch fürder an Dir halten. Doch dieser im Mittelalter so überaus gewichtige Ausspruch machte weder auf die Polen, noch den König derselben irgend einen erheblichen Eindruck. Denn der Letztere erhob sich mit großer Ruhe, stellte sich dem Erzbischofe gegenüber und sagte: „Ich bin der König, und Du elender Wicht wirst mich nicht von meinem Throne zu reißen vermögen." Als der Erzbischof diese Worte vernahm, rollten seine Augen wild in ihren Höhlen, sein Gesicht färbte sich dunkelroth und seine geschwollenen Lippen zeigten deutlich, welch' mächtiger Kampf sich in seinem Innern erhoben hatte. „Du willst ein König sein," rief er plötzlich, daß es durch den ganzen Palast gellte; „ein König soll ein Mann sein, der allen übrigen vorleuchtet an Tugend und Rechtlichkeit. ein Mann, der nicht nur vor Allen die Gesetze giebt, sondern auch dieselben beachtet. Du aber bist ein Mörder und Kirchenräuber. Mit einem einzigen Worte will ich Dich zerschmettern. Reicht Dein Gedächtniß noch auf ein Paar Jahrzehnde zurück? Kennst Du noch die Pfarrerstochter von Lincolm, welche Du böser Schandbube, da Du noch in Deiner Heimath wohntest, entführen wolltest, und welche Dein Spießgeselle, der tückische Luremburger, ermordete, weil sie seine Gewaltthat zu verrathen drohte? Und kennst Du noch den unglücklichen Nasko, der, da Du ihm das Theuerste gemordet hattest, aus Verzweiflung in das Kloster ging? Er stehet vor Dir und ist gekommen, von Dir Rechenschaft zu fordern. Das Schloß Militsch, in welchem Du zu hausen gedenkest, es umschließt in seiner Capelle die Gebeine der ermordeten Pfarrerstochter, welche ich gehegt und gepflegt mein Lebelang. Hast Du nun noch fürder Lust, Deinen Wohnsitz in dem Schlosse zu nehmen?"

Diese Rede des Erzbischofs schien auf den König einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Denn er erbleichte sichtlich während derselben und vermochte nicht seinem mächtigen Gegner auf solche etwas zu erwiedern, sondern er begnügte sich, seinen Begleitern, welche den ergrimmten Prälaten mit Gewalt entfernten, beistimmend zuzuwinken.

Der Erzbischof verließ triumphirend das Gemach des Königs und glaubte, daß sein kühner Schritt für ihn von den besten Folgen sein würde. Aber hierin hatte er sich nur zu sehr getäuscht. Der König hatte früher, als er noch als Graf von Luremburg in seiner Heimath wohnte, wirklich die Pfarrerstochter von Lincolm entführt, und sein Vetter hatte die Dirne, da alle seine Bemühungen an ihrer Tugend scheiterten, aus Furcht vor einem Verrath ihrer Gewaltthaten meuchlings ermordet. Aber durch einen ihrer Diener war die Sache ruchbar geworden, und der Geliebte des unglücklichen Mädchens, der Sohn des reichen Patriciers Nasko, hatte einen Aufstand der Bürger erregt, in welchem der Vetter des nachmaligen Königs auf das Grausamste gemißhandelt und bei lebendigem Leibe in Stücken gerissen wurde. Der Graf von Luremburg hatte dem Mörder seines innigsten Freundes blutige Rache geschworen, konnte dieselbe aber nicht befriedigen, da Nasko bald darauf, theils aus Gram, theils aus Furcht in ein Kloster ging. Hier hatte er den Namen Nanker angenommen, war von Stufe zu Stufe gestiegen und ward endlich zum Erzbischofe von Breslau eingesetzt. Der Graf von Luremburg hingegen war in den Krieg gezogen, hatte sich als

Feldherr rühmlich ausgezeichnet und wurde deshalb von den Böhmen zum Könige erwählt. Jetzt standen sich die beiden erbitterten Feinde von neuem entgegen und suchten sich, zugleich angespornt von ihrem alten und von ihrem neuen Hasse, gegenseitig zu vernichten. Doch mußte der Erzbischof hierbei den Kürzern ziehen. Denn das Ansehen der Geistlichkeit war im Jahre 1339 noch nicht so groß, als ein Jahrhundert später, und der Erzbischof hatte wegen seines etwas stolzen und hochfahrenden Wesens mannichfache Feinde. Die Geistlichen schlossen zwar in Folge des ausgesprochenen Bannfluchs die Thüren der Kirchen und verweigerten den Bürgern die geistlichen Handlungen. Aber diese, durch böhmischen Einfluß angereizt, erbrachen die Kirchthüren mit Gewalt und besuchten ohne Scheu den Gottesdienst, welchen der König durch die Geistlichen seines Heeres abhalten ließ. Auf solche Weise wendete sich die Volksgunst immer mehr dem Könige zu, und es gelang demselben zuletzt theils durch Gewalt, theils durch List, den Erzbischof in den Verdacht zu bringen, als habe sich derselbe zum Beherrscher von Breslau aufwerfen und den Herzog verdrängen wollen. Dieser Verdacht erreichte eine solche Stärke, daß der Erzbischof nach einigen Wochen aller seiner Güter und Präbenden beraubt und verjagt wurde. Zwar suchte er den Schutz des Papstes in Anspruch zu nehmen, aber vergeblich, da der Papst der Hülfe des Königs von Böhmen damals dringend bedürftig war, um sich gegen den deutschen Kaiser zu behaupten. Der Erzbischof mußte deshalb das Land, in welchem er eine so große Rolle gespielt hatte, heimlich verlassen, und Niemand wußte, wohin er seine Zuflucht genommen.

Um dem geneigten Leser den Schluß unserer Erzählung mitzutheilen, müssen wir mit ihm den ursprünglichen Schauplatz derselben verlassen und ihn in die Gefilde Frankreichs nach der alterthümlichen, reizend gelegenen Stadt Crecy führen. Hier herrschte am 26. August 1346, also sieben Jahre nach der oben geschilderten Begebenheit, eine sehr trübe und ängstliche Stimmung. Denn durch den langjährigen blutigen Krieg, welcher in jener Zeit zwischen England und Frankreich wüthete, und welcher erst durch die bekannte Jungfrau von Orleans beendigt wurde, waren die Städte und Dörfer besonders in jener Gegend auf eine höchst traurige Weise verarmt. Jetzt drohete denselben das äußerste Unglück, denn die Heere der Engländer waren seit einigen Tagen unter Eduard I. in die Nähe von Crecy gerückt, eben dahin waren am 25. August 1346 auch die Truppen der Franzosen unter Anführung ihres Königs Philipps VI. gekommen, und es schien für den folgenden Tag eine Schlacht unvermeidlich. Die Gegend um Crecy war daher an diesem Tage wie ausgestorben. Keine menschliche Seele war auf den grünen Wiesen und den Feldern zu sehen, die reiche Erndte des Jahres lag unberührt, und die sonst so belebten Landstraßen waren verödet. Crecy selbst hatte seine Thore geschlossen und sich in Vertheidigungszustand gesetzt. Nur zwei Kinder, ein Knabe von etwa zehn und ein Mädchen von acht Jahren, welche nach der Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge Geschwister zu sein schienen, sah man am Morgen dieses verhängnißvollen Tages den Weg von der Stadt in das nahe belegene Gehölz einschlagen. An der Hand trugen dieselben ein Körbchen mit Lebensmitteln, welche nach dem Inhalte ihres Gesprächs für irgend einen Bedürftigen bestimmt schienen.

„Was wird sich die Mutter ängstigen", sagte das Mädchen, indem es sich scheu umsah, „wenn sie uns vermißt und gar erfährt, daß wir heute doch zu unserm guten Einsiedler gegangen sind." „Ei was", erwiederte der Knabe, indem er sich keck in die Brust warf, „die Mutter wird uns gewiß nicht schelten. Hierher werden die fremden Leute doch nicht gleich kommen, und wenn sie uns was thun wollen, so bin ich doch auch schon ein großer starker Knabe."

„Der liebe Gott", fiel ihm das kleine Mädchen ein, indem es seine Händchen andächtig fal-

tete, „wird uns gewiß beschützen. Denn wir thun ja ein gutes Werk, hat mir der Pater Robert gesagt, wenn wir dem frommen Einsiedler etwas zu leben bringen. Der arme alte Mann kann den Weg nach der Stadt nicht mehr zurücklegen, und wer soll ihm in der jetzigen schweren Zeit etwas bringen, damit er nicht verhungere. Habe ich es mir nicht acht Tage lang am Frühstück gespart, um dem frommen Manne diesmal eine rechte Erquickung bereiten zu können?"

Unter solchen Gesprächen erreichten die Kinder den Wald, gingen in ihm eine tüchtige Strecke vorwärts und schlugen endlich einen versteckten Seitenweg ein, welcher durch mehrere Felsschluchten zu einem alten Gemäuer führte, in welchem eine Einsiedelei ganz in der Art angelegt war, wie solche in der schwärmerischen Richtung jener Zeit so häufig gefunden wurden. Dieselbe war aus rohen Steinen erbaut, welche nur mit Moos verbunden waren, hatte ein vierseitiges bretternes Dach, auf dessen Spitze ein Kreuz errichtet war, und nur ein kleines Fensterchen. Die Kinder fanden den Einsiedler vor seiner Hütte sitzend und andächtig betend. Sein Gesicht schien von Gram und körperlichen Schmerzen tief gefurcht, und seine Kräfte durch Alter und Krankheit auf das äußerste erschöpft. Mit großer Rührung empfing er die Kleinen, sprach ihnen fromme Gebete vor, ließ sich ihre Lieder hersagen und lud sie ein den Tag bei ihm zu bleiben und mit ihm zu beten, daß das drohende Unheil bei der Stadt glücklich vorübergehen möge. Doch die Kinder erklärten, daß sie nur höchstens eine Stunde verweilen könnten, weil die Mutter sie sonst vermissen und sich ängstigen würde, denn sie wären heimlich durch das große Loch unter ihrer Gartenmauer aus der Stadt gelangt. Doch wollten sie dem frommen Einsiedler schöne frische Waldbeeren pflücken, damit er sich ein kräftiges Mahl bereiten könne. Bei dieser Beschäftigung war die den Kindern vergönnte Zeit vergangen, sie nahmen von dem Einsiedler herzlichen Abschied und versprachen recht bald wiederzukommen. Derselbe blickte seinen Wohlthätern noch eine lange Zeit inbrünstig nach und bat zu Gott, daß er seine Schutzengel vor allem Ungemach bewahren möge. Doch plötzlich sahe er die Kinder blaß und verstört zurückeilen. Der ganze Wald, riefen sie ihm erschöpft zu, sei mit bewaffneten Leuten erfüllt, und vier derselben kämen gerade auf die Hütte des Einsiedlers zu. Wirklich sahen sie bald darauf blanke Rüstungen durch die Bäume schimmern und der Einsiedelei sich nähern. Jedoch eilten die Träger dieser Rüstungen nicht im raschen Kriegerschritt vorwärts, sondern sie schlichen langsam näher, denn sie trugen in ihrer Mitte einen schwer verwundeten Krieger, welchen sie dem Einsiedler zur Pflege übergaben. Der Verletzte schien zwar einen sehr kräftigen Körperbau zu besitzen, war aber schon hochbejahrt und nach der Aussage seiner Begleiter auf beiden Augen erblindet. Seine Rüstung ließ in ihm einen Mann von hohem Stande und fremder Abkunft erkennen. Der Einsiedler legte den Fremden auf sein Ruhebett, lüftete die blutbefleckte Rüstung desselben und nahm ihm den Helm ab, um seine Wunden am Kopfe zu untersuchen. Als er bei dieser Beschäftigung aufmerksam die Gesichtszüge des kranken Mannes betrachtete, um zu beobachten, ob derselbe bei der Berührung seiner Wunden Schmerz empfinde, fing der Einsiedler plötzlich an zu zittern, trat von dem Fremden erschrocken zurück und sank bald darauf in die Kniee, als wäre er einer Ohnmacht nahe. Doch eben so schnell erholte sich der fromme Mann wieder und setzte sein Werk nach kurzem Bedenken ruhig fort. Er vermochte aber den fremden Rittern keinen guten Bescheid zu ertheilen, denn die Wunden des Verletzten waren von der Art, daß der Tod desselben ohnfehlbar in kurzer Zeit eintreten mußte. Der Eremit forschte daher nach dem Stand und Namen des Verwundeten und schickte sich an, demselben die letzte Oelung zu ertheilen. Ihr habt den alten König von Böhmen, Johann, vor Euch, ehrwürdiger Herr, wurde ihm zur Antwort, erleichtert demselben sein letz-

tes Stündlein nach besten Kräften, und es soll Euch nicht unvergolten bleiben. Der alte Kriegesheld konnte, obwohl er längst völlig des Augenlichts beraubt ist, nicht der Lust entsagen, noch einmal sich in das oft erlebte Getümmel der Schlacht zu stürzen und Eurem Könige mit eigener Hand Beistand zu leisten. Wir mußten daher sein Pferd zwischen uns nehmen und mit ihm in das tiefste Schlachtgewühl reiten. Hier hat ihn sein Schicksal erreicht, denn der Schwerdthieb eines englischen Hauptmanns hat ihn gleich beim Beginnen des Treffens vom Pferde geworfen. Mit Mühe und Noth ist es uns gelungen, den König hierher zu bergen.

Während dieser Erzählung zeigte ein kurzes Stöhnen und Röcheln des Kranken an, daß derselbe sein Bewußtsein wieder erlangt hatte. Der Einsiedler stellte ihm daher mit schwacher, zitternder Stimme, aber mit kräftigen, salbungsreichen Worten vor, daß seine letzte Stunde gekommen sei, und daß er nunmehr sein Gewissen um Rath fragen solle, ob er Gnade vor Gott finden könne, und daß er, falls seine Seele mit Schuld beladen wäre, dennoch nicht an der Gnade Christi verzweifeln möge. Der Kranke hörte diesen Ermahnungen aufmerksam zu und beichtete darauf dem Einsiedler. Die Beichte selbst wurde mit kaum vernehmbarer Stimme gesprochen, aber so viel ergab sich aus derselben, daß sich der Sterbende schwerer Verbrechen anklagte. Namentlich lag ihm der Mord einer Dirne, die Verfolgung eines hohen Geistlichen und die Bestechung falscher Zeugen schwer auf der Seele und er wand sich krümmend und verzweifelnd unter der Last dieser Selbstanklage. Alle diese Thatsachen trug der Kranke aber so verwirrt und durcheinandergeworfen vor, daß jedem andern, als seinem jetzigen Beichtiger, der Zusammenhang derselben nicht zu enträthseln gewesen wäre. Aber dieser verstand den sterbenden König sehr wohl, bei jedem Worte des Sündenbekenntnisses half er ergänzend ein und jede Andeutung genügte ihm wie eine stundenlange Erzählung. Selbst die tiefsten Geheimnisse des Königs enthüllte er diesem zu seinem großen Erstaunen. Als aber der Eremit, nachdem der Sterbende sein Sündenbekenntniß geendigt hatte, denselben ermahnte, daß er zwei schwere Verbrechen vergessen habe, nämlich Beraubung der Kirche und Verhöhnung des Bannfluches, da fuhr derselbe plötzlich mit weit aufgerissenen Augen und krampfhaft verzerrten Mienen von seinem Lager empor, indem er mit schaudernder Stimme ausrief: „Du bist ein allwissender Gott oder der Erzbischof Nanker.“ Gleich nach diesem Ausrufe sank er erschöpft und betäubt nieder. Der Eremit weckte den König aus dieser Betäubung durch den Ausruf: „Ja, ich bin Nanker, dem Du alles gemordet und geraubet, was ihm das Leben gegeben hatte. Aber ich zürne Dir nicht, sondern verzeihe Dir. Du hast Deine Verbrechen durch die Allmacht Gottes gebüßt und bist zur besseren Einsicht gelangt. Des Augenlichtes beraubt, hast Du Jahre lang eine schwere Strafe getragen und der allgütige Herrscher der Welten wird Dich hoffentlich in Deinen letzten Stunden erleuchten und erretten. Denn auch mich hat er erleuchtet und errettet aus den falschen Vorurtheilen, in denen ich in meiner früheren Hoheit befangen war, er hat mich durch Dich gedemüthigt und in mir einen frommen, bescheidenen Sinn erwecket, so daß ich gläubig und getrost meinem Ende entgegensehe. Ich danke dem Herrn, daß er mir noch den Trost gegeben, auch Dich nicht verloren zu sehen.“

Der König vermochte nur, dem Eremiten dankbar die Hände zu drücken, und verfiel dann in eine tiefe Ohnmacht. — Als er aus derselben erwachte, umstanden ihn eine Menge englischer Großen und Fürsten, in deren Mitte sich der siegreiche König Eduard I. mit seinem fünfzehnjährigen Sohne befand. Diesem gab sich der Böhmenkönig mit seinen Begleitern gefangen, und bezeichnete hierbei den Eremiten als den früheren Erzbischof von Breslau, mit der Bitte, für denselben nach Kräften zu sorgen und ihn als seinen Erben zu betrachten. Wenige Augenblicke darauf verschied der König, und die

die Umstehenden fielen, durch den ergreifenden Hingang desselben erschüttert, auf die Knie und baten um Ruhe und Frieden für den Hingeschiedenen.

Der Eremit, welcher die Theilnahme des Königs von England auf das Höchste erregt hatte, lehnte alle Anerbietungen desselben ab. Wenige Monate nach dem Abzuge der Engländer segnete auch er das Zeitliche und schied versöhnt mit seinem Schicksale und mit der Welt von hinnen.

Die Grotten.

Beim Hange des Menschen zum Räthselhaften, Geheimnißvollen und Wunderbaren, kann es nicht befremden, daß mächtige Naturwerke, Phänomene wie Höhlen es sind, keineswegs bloß Gegenstände für Staunen und Neugierde wurden. Befangen in der Unwissenheit früherer Jahrhunderte, den Ansichten älterer Zeiten gemäß, machten Grotten mystische Vorstellungen rege, abergläubische Einbildungen und abenteuerliche, träumerische Erwartungen. Ganz besonders mußten sie die Phantasie beschäftigen; daher die Sagen, die Unwahrheiten, bis in's hohe Alterthum hinaufreichend, welche leichtgläubige Laien von Generation zu Generation fortpflanzten. Keine Geschichte war für's Volk zu wild, zu Grausen erregend, zu ungeheuer. Tief eingewurzelte Vorurtheile erfüllten mit Scheu und Furcht. Man gab sich Täuschungen jeder Art hin. In Grotten hatte die Fabel ihren Sitz; an sie knüpften sich zahllose mährchenhafte Erzählungen. Grotten galten als von Feen, von Wunder thuenden Jungfrauen und von Nebel-Geistern bewohnt. In Grotten sollten mächtige Gnomen und Dämonen hausen; furchtbare Wesen, verurtheilt, für immer vom Tageslichte ausgeschlossen zu sein. Die Indier glauben, in den tiefsten, entlegensten Theilen dortländischer Höhlen hielten sich die Geister ihrer Vorfahren auf; aus heiliger Scheu wagen sie nicht, Orte zu betreten, welche „weder Sonne noch Mond bescheint." Nach dunkeln und unbestimmten Vorstellungen der Bewohner Haiti's von der Schöpfung, gingen ursprünglich Sonne und Mond aus Höhlen hervor, um der Welt Licht zu geben. Die Eingebornen jenes Eilandes sind im Wahne befangen, auch die ersten Männer wären den Erdtiefen entstiegen; dickere sollen aus geräumigen Grotten, magere aus engen Spalten gekommen sein. Noch fehlte es an Frauen. Da gewahrte man eines Tages lebende Wesen zwischen Baumzweigen, „welche sich später als Weiber auswiesen." Lange suchten die Männer vergebens, jene Wesen zu fangen, „denn sie waren glatt und schlüpfrig, wie Aale." — In Grotten wurden religiöse Mysterien getrieben und verdächtige Zusammenkünfte aus dem Geisterreiche sollten da statt gefunden haben. Die alten Aegypter bewahrten in Grotten ihre Mumien. Die „Paulus-Höhle" hielt man heilig, weil sie dem Apostel eine Zufluchtsstätte abgegeben hatte; die „Johannes-Grotte" auf Patmos galt als der Ort, wo die Offenbarung geschrieben worden. Die „Beaten-Höhle" am Thuner-See trägt ihren Namen vom heiligen Beat, der, unter Claudius, dem römischen Kaiser, als erster christlicher Missionair in der Schweiz auftrat. Hochbejahrt begab sich der Glaubensbote in jene Grotte, starb und wurde auch darin begraben. Auch in die „Kapelle der wunderthätigen Jungfrau", eine Vorhalle der Höhle de la Balme in Dauphiné, wandern, an gewissen Festtagen, fromme Pilger in Menge. — Zauberer und Giftmischer trieben ihre nächtlichen Gaukelkünste, sprachen ihre Beschwörungen am Eingange von Grotten; Schatzgräber durchwühlten das Innere der Klüfte, um Erze und kostbare Steine zu finden. Gewisse Höhlen im Steyermärkischen Oberlande, auch in andern Gegenden, wurden, und vor nicht langen Jahren noch, von „Beingräbern" besucht; sie sammelten „fossiles Einhorn", „Drachen-Knochen", aus denen Quacksalber ihre

Universal-Medicin bereiteten. — Bei Landleuten zumal hatte der Glaube an Uebernatürliches und Verdächtiges feste Wurzel gefaßt. Darauf weisen auch die, aus der Volkssprache stammenden, nicht selten Unheil verkündenden, Namen so vieler Grotten hin: „Teufelskeller", „Erdmännleins-Höhle", „Schelmen-, Drachen- und Höllenlöcher", „Truden- (Zauberinnen-) Grotten", „wilde Weiberhäuschen" u. s. w., Benennungen, welche den Grotten meist bis auf unsere Zeit verblieben sind. — — In Grotten verehrten heidnische Völker ihre Götter; andere dienten zu Katakomben, zu Leichen-Gewölben. Ein Theil der Gräber ägyptischer Könige ist in solchen, von der Natur ausgeweiteten Räumen. Grotten gaben, in Kriegen früherer Jahrhunderte, Zufluchtsstätten ab; Familien, die Bewohner ganzer Orte, suchten darin Schutz. Verfolgte retteten sich in Höhlen und fanden hier Sicherheit. So öffnet sich, um nur eines Beispiels zu gedenken, beim indianischen Dorfe Cacauhamilpa, in nicht bedeutender Entfernung von der Stadt Mexiko, am schroffen Gehänge wilder Kalkfelsen, eine höchst merkwürdige Höhle. Vor einigen Jahren wurde dieselbe zum ersten Male von einigen Naturfreunden besucht; bis dahin blieben die Eingebornen im Besitze des Geheimnisses, welches ein Indier dadurch verrieth, daß er, während der bürgerlichen Unruhen, 1832, einen Flüchtling lange Zeit in der Grotte verborgen hielt. Höhlen wurden nicht selten die Schlupfwinkel räuberischer Banditen. Alte Tataren-Fürsten ließen Verbrecher in Höhlen hinabwerfen. Ja es giebt eine Grotte, die, nachdem sie wilden Thieren und Räubern zum Aufenthalte gedient haben mag, von Römern und Deutschen im Kriege benutzt wurde. Dies ist der Fall bei der einst „Biscabara" genannten Höhle im Banate. Während der Fehden Oesterreichs mit der Pforte wurde der unterirdische Raum zu mehrern Malen durch geringe Besatzungen gegen entschiedene Uebermacht tapfer vertheidigt. In geringer Entfernung von der Donau, liegt die Grotte in überhängender Felswand, geschützt gegen Kanonenfeuer, und so, daß der Feind auch durch abgesprengte Steine nur wenig schaden kann. Nach einem österreichischen Generale aus dem siebenzehnten Jahrhundert trägt die Höhle jetzt den Namen der „Veteranischen."

Dieses Alles vorausgesetzt, muß es auffallen und seltsam sein, zu hören, wie dennoch, und in früher Zeit schon, Menschen, arglos und sicher, in frommer Einfalt, ganz nahe bei Grotten sich ansiedelten. Nach und nach lernte man Wahrheit und Dichtung unterscheiden. Man gelangte zur Ueberzeugung: daß das Meiste von den ungereimten, in's Wunderbare ausgebildeten, Erzählungen, von den fürchterlichen, Grausen erregenden, Geschichten auf Uebertreibungen, auf nicht begründeten Nachrichten beruhen müsse. Zögernden Schrittes, nicht ohne Scheu, aber beherzt genug durch Neugier gemacht, bestanden immer Mehrere das Wagniß, tiefer einzudringen in die unterirdischen Hallen, in stockfinstere Räume, welche zuvor von keinem menschlichen Fuß betreten worden. Allerdings gefielen sich nicht Wenige sehr darin, von Abenteuern und Gefahren zu berichten, von geheimnißvollen Ergebnissen, von Wunderdingen und Spuk-Geschichten, von schauerlichen Gestalten, von Phantomen und wilden Erscheinungen; indessen kehrten sie, — dies gab die Erfahrung — alle wohlbehalten, ohne das geringste üble Begegniß, aus den Grotten zurück. So wurde man nach und nach enttäuscht, der alte Glaube mehr und mehr erschüttert, das Wahre vom Falschen gesichtet; lange blieben indessen: wie leicht zu denken, unsere Nachrichten über viele Höhlen höchst unvollständig und mangelhaft.

Den Oeffnungen, womit Grotten am Tage münden — in Thälern und Schluchten, an Berggehängen, auch an steilen, zuweilen vollkommen senkrechten, Felswänden — verleiht ihre mehr oder weniger ausgezeichnete Umgebung bald höhere, bald geringere Reize. Die Eingänge vieler deutschen Höhlen erscheinen beschattet von Eichen, von finstern Lärchenbäumen; vor dem Gewölbe der berühmten Grotte von

Guacharo im Caripa-Thale — deren Namen bis zu Alexander v. Humboldt's Mittheilungen in Europa unbekannt geblieben — sah der große Reisende sich seltsam überrascht durch den ganz eigenthümlichen Charakter, welchen die majestätische Vegetation der Tropenländer jener Felsenpforte verleiht. — Theils sind die Eingänge von Höhlen groß, weit, geräumig, bequem, wie durch Kunst geschaffen; ihr Anblick hat selbst für den, mit den malerischen Bildern der Hochalpen Vertrauten, etwas Erhabenes; theils stellen sie sich nur als enge Spalten dar. Einige Höhlen-Oeffnungen gleichen hohen, majestätischen Thoren, andere sind Gewölben ähnlich; auch giebt es Grotten, mit nach oben durchbrochener Felsendecke, in welche man, durch einen röhrenförmigen Schlund, an Stricken hinuntergelassen wird. Oft ist der Eingang, von nahen Felsen verdeckt, nicht eher wahrzunehmen, bis man unmittelbar davor steht. Pforten von Höhlen, welche, in Zeiten bürgerlicher Unruhen und Kriege, Zufluchtstätten gewesen, zeigten mitunter noch Reste künstlicher Mauern, durch die sie verwahrt und geschützt worden. Manche Oeffnungen, von angeschwemmtem Gerolle, von Lehm oder anderm lockern Material geschlossen, mußten erbrochen werden. Einige Höhlen liegen so hoch und steil, daß ihre Eingänge nur schwer und mühsam zu erklimmen sind, ja daß sie selbst nicht ohne alle Gefahr erreicht werden können. In Schottland befanden sich mehrere Grotten an nicht sehr hoher, aber steil abfallender Küste. Nur zur Ebbezeit können sie trockenen Fußes erreicht werden; leicht gelangt man auf dem Meere dahin. Dies ist unter andern der Fall bei der Spar-Cave — Spät-Höhle — auf dem Eilande Skye. Einem Vorhofe gleich, treten gewaltige Felsmassen ins Meer hinaus und erheben sich senkrecht über 100 Fuß. In diesen Kanal dringt das Fluthwasser ein. Der Anblick ist überaus wild, aber unbeschreiblich schön. Das prachtvolle Gewölbe, in Gestalt eines gothischen Bogens, wird durch Tausende von Tropfstein-Säulen getragen.

Der Bau von Grotten, ihre Gestaltung, hängt zum großen Theile von der Natur der Gesteine ab, welche die unterirdischen Weitungen umschließen; in nicht seltenen Fällen aber änderte sich später jene Form, auch bei Höhlen in den nämlichen Felsarten vorkommend, in Folge äußerlicher Einwirkungen mannigfacher Art. — Am häufigsten scheinen die, durch mehr oder weniger Gänge mit einander verbundenen, größern und kleinern Räume; andere Grotten haben die Gestalt von Spalten, noch andere, seltener vorkommend, sind wie Kanäle geformt, und manche Höhlen durchdringen, Stollen gleich, einen Berg. Die „Doppelhöhle", bei Thuin im Kapella-Gebirge Croatiens, welche in zwei große Räume geschieden erscheint, hat von außen mehr Oeffnungen; der hohe und breite Hauptgang führt von einem Dorfe zum andern. Die Nähe der Türken, so wie Haufen umherziehenden Gesindels aus dem nachbarlichen Bosnien, machten die Gegend, in früheren Zeiten, zum Schauplatz blutiger Kriege, vielfacher Gräuel und Verwüstungen. Die Bewohner verbrachten ihre Tage in steter Furcht und Besorgniß. Sehr natürlich suchten sie eine Freistätte, wo Leben und Habe gesichert waren, und diese gewährte ihnen ihre Doppelhöhle. Man findet noch unverkennbare Spuren, daß die Grotte einst im Innern wohnlich eingerichtet gewesen, und vor den Oeffnungen zeigen sich Reste mächtiger, mit Schießlöchern versehener, Mauern. — Im Gegensatze gewisser Höhlen, deren Bildung sehr einförmig und regelrecht ist, wo die verschiedenen Abtheilungen ungefähr alle gleiche Richtung haben, zeigen gar manche einen wahrhaft verwickelten Bau, wundersame Räumlichkeiten von vielartiger Gestalt und in sonderbarer Verbindung. Im „Labyrinth" des türkischen Eilandes Candia durchkreuzen zahllose, sehr gewundene Gänge einander nach allen Richtungen; so daß jene Grotte, ihres chaotischen Gewirres halber, den Namen mit demselben Rechte trägt, wie das berühmte Kunstwerk der Alten auf der Insel Creta, von dem erzählt wird, es sei von

Dädalus, nach verjüngtem Maßstabe des Aegyptischen Labyrinthes, erbauet worden, um den Minotaurus darin gefangen zu halten.

Bald liegen die seltsam geformten Gemächer und Abtheilungen von Grotten, die „Kammern", „Stuben", „Säle" an Ausdehnung und Höhe, eine die andere sehr übertreffend, alle ziemlich in demselben Niveau, bald bestehen Höhlen aus mehreren Stockwerken; die sie Besuchenden müssen auf- und abwärts steigen. — Durch Gänge, so niedrig, daß man nur sehr gebückt sich bewegen kann, durch Klüfte, die hier enger, dort weiter werden, aus kellerartigen Räumen, gelangt man in Staunen erregende, majestätische Hallen, in prachtvolle, kühne Felsengewölbe, deren Wände nach oben, schön und regelmäßig, Tempeln gleich, sich zusammenschließen, und so hoch sind, daß das Auge kaum die obere Wölbung zu erreichen vermag. — Um eine Vorstellung von der Größe mancher Grotten zu geben, erinnere ich daran, daß Nointel, Französischer Botschafter zu Konstantinopel, vor beinahe 180 Jahren, von 500 Personen begleitet, die berühmte Grotte auf Antiparos im griechischen Inselmeere besuchte. Er verbrachte die Weihnachtstage in den, von der Natur geschaffenen, Hallen, durch 100 Wachskerzen und 400 Lampen fortdauernd beleuchtet. Er ließ hier, mit höchster Feierlichkeit, die Messe lesen und im Augenblicke, als das Allerheiligste emporgehoben wurde, brannte man, am Eingange des gewaltigen unterirdischen Baues, die aufgeführten Böller ab, und kriegerische Musik erschallte im Innern. — Das Quirila-Thal im Kaukasus ist reich an Höhlen. Die größten dienten für die Landesbewohner, in Kriegen alter Zeit als Zufluchtsorte, selbst als Wohnungen. Jetzt sind die Grotten verlassen, nur ein, in einer Höhle erbautes Dorf, das von Gouerni, blieb. Wie der Geolog Du Bois — welcher vor wenigen Jahren den Kaukasus bereiste — erzählt, so ist die schöne Kirche jenes unterirdischen Dorfes ganz in eine der Höhlen erbaut. Man findet noch eine Kapelle, Gräber, und eine starke, von der Decke in Cascaden herabstürzende Quelle. — Um die „große Höhle" in Kentucky einigermaßen genau zu sehen, sind mindestens neunzehn Stunden erforderlich. Die Grotte hat nicht wenige vereinzelte Räume, und zum Theil sind diese von ungeheurer Ausdehnung. Einer derselben, anderthalb Stunden von der Pforte, mißt über acht Morgen und wird als „Hauptstadt" bezeichnet. Kein Pfeiler stützt das feste Gewölbe, das bei hundert Fuß Höhe hat. Nach fünf Seiten öffnen sich breite Gänge, mitunter von Stundenlänge. Sie führen zu drei andern „Städten," wovon eine durch die gewaltige Höhe von zweihundert Fuß ausgezeichnet ist. Die „dritte Stadt" liegt zwei und eine halbe Stunde vom Eingange. Ueber mehrere Abtheilungen der „großen Höhle" hat der Green-River, ein schiffbarer Strom, seinen Lauf.

Viele Grotten wurden ohne Zweifel später durch Zerspaltungen, Verschiebungen und Senkungen der sie umschließenden Gesteine erweitert, oder in anderer Weise umgestaltet; auch das Wasser blieb in nicht seltenen Fällen keineswegs ohne Einfluß; Lagen von Felsarten, die gleichsam nur Zusammenhäufungen lose verbundener Körper sind, konnten durch Fluthen theilweise, oder ganz weggespült werden. Ferner zeigen sich gar manche der unterirdischen Räume durch Kunst verändert, und mitunter in auffallender Weise. Besonders merkwürdig bleiben die Thatsachen, welche gewisse ostindische Eilande wahrnehmen lassen, namentlich Elephanta und Salsette. Die Grotten, vor Zeiten Wohnungen einer Priesterkaste, sieht man nicht nur erweitert, sondern geschmückt mit, für frühe Jahrhunderte erstaunenswürdigen, Denkmalen menschlicher Kunst. Sorgfältig ausgearbeitete Säulen tragen das Gewölbe; die Wände erscheinen geziert durch, in Fels gehauene, menschliche Figuren, Brustbilder, zum Theil von Riesengröße, Pagoden, Miß-Gestalten, Thier-Formen und dergleichen. Einige dieser Bildwerke blieben wohl erhalten, andere wurden gewaltthätig verstümmelt.

K. C. v. Leonhard.

Inhalt des ersten Jahrgangs.

Verzeichniß der Stahlstiche.

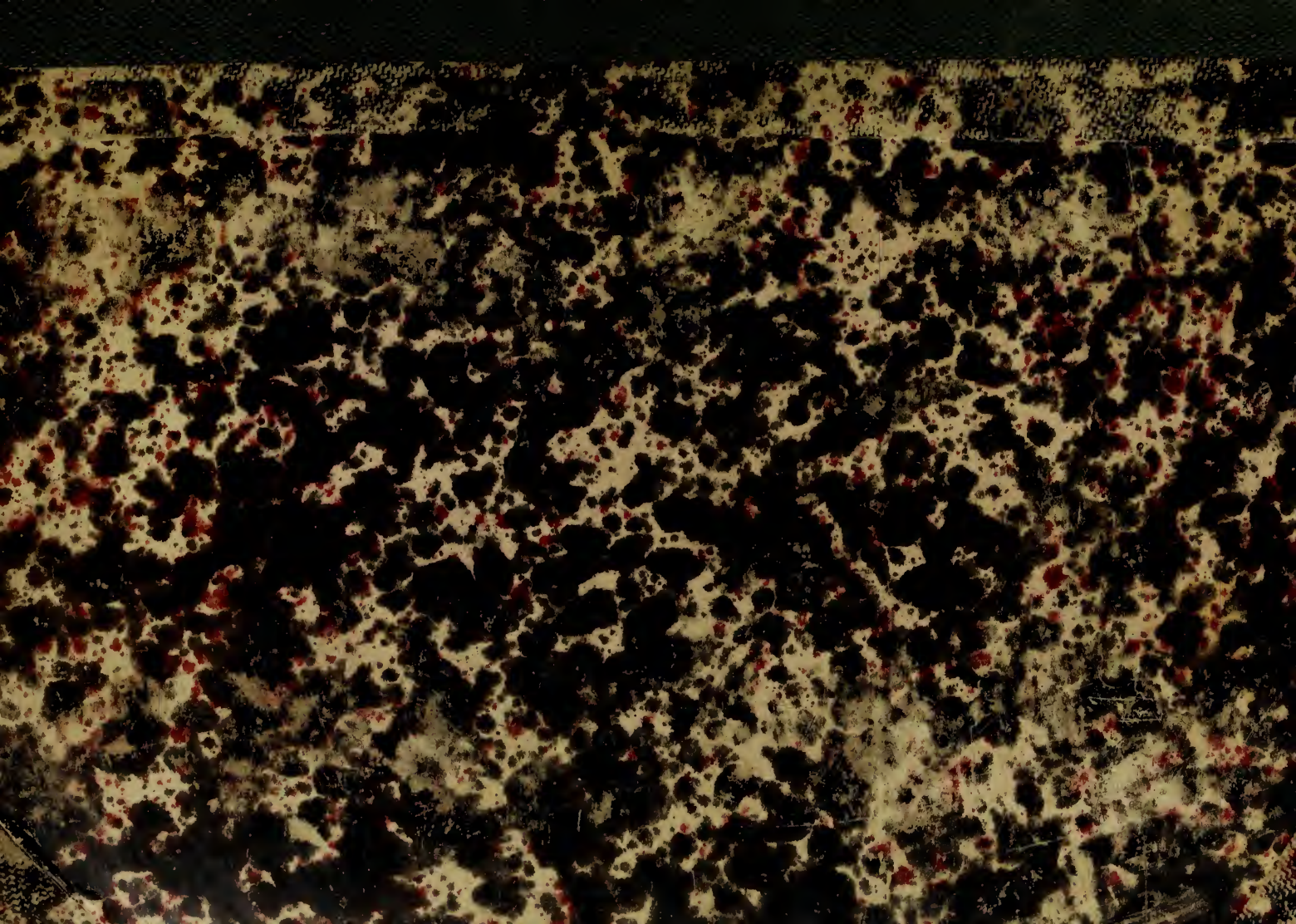
1. Der Titel. Landschaftliche Scene.
2. Ruth und Boas.
3. Der gerettete Knabe.
4. Italiänische Fischer.
5. Der Meßner.
6. Der Leuchtthurm auf Arkona.
7. Der Kölner Dom in seiner Vollendung.
8. Die Söhne Eduard's.
9. Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.
10. Schwesterliebe.
11. Kurfürst Balduin vor Castellaun.
12. Die Schädel-Capelle.
13. Bischof Nanker von Breslau

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Des Greises Rath	3
Der steinerne Krug und die Goldmünze, oder: Die Begierde nach Reichthümern	4
Ueber die Entwickelung des Küchleins im Ei	12
Eheliches Glück	15
Der gerettete Knabe	17
Ueber die verschiedenen Körpern eigenthümliche Kraft, sich selbst zu entzünden	20
Eine Lection für die Frauen	21
Sitten und Gebräuche der Quäker	—
Das Jahrmarktsgeschenk	24
Der Einfluß des Lichtes auf die Pflanzen	28
Wiedersehen	31
Du sollst den Feiertag heiligen	33
Legende beim Spinnrad	40
Der Herr thut wohl den Menschen und Thieren	41
Von der Weiber Lieb' und Treue	42
Ueber Drachen und Ungeheuer	43
Anecdoten	48
Der Meßner: oder: Der Heilquell zu Tannberg	49
Die abgestellte Hungersnoth	55
Pracht im Mittelalter	—
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler	—
Lüge über Lüge	56

	Seite
Daran nehmt euch ein Beispiel	56
Wahnglauben	57
Der Leuchtthurm auf Arkona	65
Ein grobes Compliment	69
Einen Tag und eine Nacht aus der Wanderschaft Franz des Schneiders	70
Das grausenvolle Ballfest	73
Das Glück	75
Lebensbeschreibung eines Erzschelms	—
Die Verfertigung der Bleistifte	78
Der Dom zu Cöln	81
Maria von Baiern, oder: Verblendung und Rachsucht	84
Eine schwere Liebesprobe	88
Benjamin Franklin	—
Der neue Rock	90
Seltsamer Eheproceß	91
Ein gutes Recept	92
Der geheilte Kranke	93
Poulailler. Ein zweiter Cartouche	94
Die Söhne Eduards IV.	97
Allerlei Curiosa	100
Das theuerste Glas Wasser	104
Das menschliche Leben	—
Ein probates Mittel wider die Trunksucht	105
Der Werth eines guten Weibes	106
Eine Luftfahrt in Amerika	107
Das Erdbeben von Caracas	110
Einfluß des Mondes auf die Pflanzen	112
Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, oder: Die Wiederkehr des Schmerzes	113
Die Kasse der großen Armee	118
Don Gerónimo Merino, Pfarrer von Villaviado, der Guerillero aus den Pinaren	121
Der Schiffsbrand	123
Segen der Verschwiegenheit	125
Pariser Polizei	127
Scharfsinnige Sprüche von Geiler v. Kaisersberg	128
Schwesterliebe	129
Die Rettung aus der Räuberhöhle	137
Von einem wunderlichen Geschmack	143
Ehelicher Gehorsam	—
Der Weg durch's Leben	144
Des Todten Freund	—
Die Burg Castellaun im Hundsrück	145
Eine Gebirgsbande	149
Gespräch des Hausfreundes mit der Frau Margarethe. Ueber Kinderzucht	151
Friedrich Wilhelm der Dritte und der General von Köckeritz	154
Hieronymus letztes Souper in Paris	157
Der Griechenthaler	159
Der Vortrag	160
Die Schädel-Kapelle	161
Die Wittwe	170
Glockentöne	175
Der Erzbischof Nanker von Breslau	177
Die Grotten	187

Taf. 5 fehlt

Koll.

NE—